

Felix Dahn, 6 Jahre alt
(gemalt von Engelbert Seibertz).

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

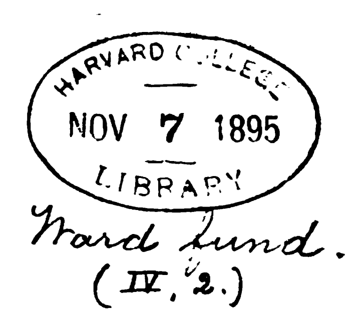
Viertes Buch.

Würzburg — Sedan — Königsberg (1863—1888).

2. Abtheilung (1871—1888).



Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1895.


HARVARD COLLEGE
NOV 7 1895
LIBRARY
Ward Fund.
(IV, 2.)

I.

Nach Würzburg zurückgekehrt, trat ich nun freilich wieder in die alten, dort Anfangs August verlassenen Zustände ein und auch in den folgenden noch hier verlebten fast vollen zwei Jahren habe ich viel gelitten: hatte sich doch — äußerlich — nichts geändert in den gegebenen Dingen und Widerstreiten.

Aber doch ging es erträglicher.

Der Krieg, all' das große Erlebte hatte mir tiefinnerlich gut gethan: ich kam mit gehobenem Selbstvertrauen, mit etwas aufgerichtetem Selbstbewußtsein zurück: so wenig ich auch geleistet hatte, — ich hatte doch mancher Gefahr getrotzt, ich war ein wenig „realistischer" geworden: und das that mir, weiß der liebe Gott! recht sehr noth: ein Bischen von der allzu zarten Weichheit war unter solchen Erlebnissen von einer harten Schale überkrustet.

Allerdings, wie übermäßig, nach den vorhergegangenen dreijährigen inneren Kämpfen und Qualen, durch jene Eindrücke — vom Ausbruch bis zum Ende des Krieges — meine Nerven angestrengt worden waren, daraus habe ich eine bis heute wahrnehmbare Nachwirkung davon getragen.

Ich bin durchaus nicht zum Weinen geneigt, habe vielmehr von 1870 bis heute gar manchen Schmerz, manchen Verlust ertragen, ohne eine Thräne zu vergießen. So wie aber die patriotische, die nationale Saite angeschlagen wird, ganz besonders in Bezug auf den Krieg von 1870/71 — auch bei mir längst bekannten Dingen — muß ich, trotz allem Widerstand, bitterlich weinen, vor lauter (ziemlich einfältiger!) Rührung. Nicht mein eignes „Macte Imperator“ oder meine „Schlacht bei Sedan“ kann ich singen[1]) oder dieses laut lesen, ohne zu weinen. Das Gedicht bei dem Tode Kaiser Wilhelms (1888)

[1]) Jenes in der prachtvollen Composition von Franz Lachner.

„Vale Imperator"[1]) habe ich unter strömenden Thränen geschrieben und bei der oben (IV. 1, S. 464 f.) gegebenen Erzählung jener Schlacht, obwohl sie in Prosa, mit genauer, nüchterner Ueberlegung, mit stäter Heranziehung der Bücher und Carten geschrieben ist, mich oft nicht des Weinens enthalten können. Befreundete Aerzte meinen, es sei damals doch eine ein wenig all' zu lang dauernde und zuletzt zu gewaltige Aufregung gewesen und ich habe einen kleinen „Nerven-Knax" davon getragen[2]).

Sehr günstig wirkte, abziehend von der Versenkung in das Eigenleben, der brennende Eifer, mit dem ich — wie wir Alle — die Ereignisse des Kriegs von October bis Januar verfolgten, die Errichtung des Reiches am 1. Januar 1871 (nicht am 18.!), dann die Kaiserproclamation am 18. Januar, endlich den Abschluß des Frankfurter Friedens. Aber auch in den folgenden anderthalb Jahren, die ich

---

1) Gedichte V. Sammlung, Leipzig 1892, S. 69.

2) Im Uebrigen bin ich aber noch ziemlich bei Troste!

noch in Würzburg weilte, war ich ganz erfüllt von der Begeisterung für das Leben des endlich errungenen Deutschen States, für die geniale Leitung der äußeren Verhältnisse des Reiches durch Bismarck! Ganz unvergleichlich mehr als bis 1864, 1866, 1870 nahm nun das Statliche meine Gedanken in Anspruch.

Besonders zog es mich in das wiedergewonnene Reichsland, dessen politische Zukunft — sie ward ja erst im Frankfurter Frieden entschieden — mich auch nach der statsrechtlichen Seite hin lebhaft beschäftigte: durch einen ehemaligen Schüler, der nun da drüben amtete, von den Zuständen genau unterrichtet, schrieb ich damals Aufsätze in die Augsburger Allgemeine Zeitung, die vor der beantragten Zertheilung jener Landschaften unter Preußen, Baiern und Baden dringend warnten — das würde die Bewohner noch ärger verstimmt haben! — und die Herstellung einer preußischen Provinz Elsaß-Lothringen empfahlen, nur in zweiter Reihe die dann beliebte eines Reichslandes.

In den Osterferien besuchte ich dann Julius und dessen tapfere (IV. 1, S. 279) Gattin in der noch zerschossenen Praefectur zu Straßburg: mit welchen Gefühlen gedachten wir vor Erwins Münster der Jugendgespräche in der Wurzerstraße: jene Träume waren erfüllt und Julius half, ihre Verwirklichung durchführen.

Damals that das Beste für meine Aufhellung — neben den früheren Freunden: Sempers und Tröltsch — das liebe Haus Roßbach, dem ich jetzt, nachdem ich jene Kriegswochen mit Meister Josephus [1]) im Felde verbracht, noch viel näher trat. Dankbar gedenke ich eines St. Nikolaustages, an dem ihren Kindern die schöne Mutter unerkannt als Göttin Berahta-Frigga in Verhüllung des weißen Schleiers erschien.

[1]) Und nun, im October 1894, habe ich auch ihn begraben müssen in München, wo den erst 53jährigen der Tod von langen, schweren Leiden erlöste. Nun ruht es, dies Herz, das so feurig und so edel schlug wie feuriger und edler kein Anderes! —

Es war so friedevoll und so gemüthswarm an jenem Herd, auch für den stets bald wieder scheidenden Gast, der zu Haus unter sehr anderen Stimmungen lebte.

Denn bei aller Ablenkung durch das Statliche und durch die liebevolle Sorge der Freunde konnte doch von Glück, von innerer Harmonie, von Friede nach Außen und Innen, von Befriedigung keine Rede sein. Und so lang ich an Würzburg gefesselt blieb, schien es nicht erreichbar, Wandel zu schaffen in Verhältnissen, die — nicht blos mir — unertragbar wurden. Es war doch Alles um mich her trüb, traurig[1]) und trostlos.

Und ich war wirklich zu bescheiden, mir, wie mancher that, einzubilden, daß ich etwa bei den Bewegungen, welche die Neugründung der Hochschule Straßburg auch in den deutschrechtlichen Fächern

---

[1]) Am 9. Februar 1871 feierte ich meinen freudlosen Geburtstag dadurch, daß ich auf einsamem Spaziergang das „Macte Imperator“ dichtete: mein erstes lateinisches Gedicht.

hervorrufen mußte, durch eine Berufung aus Würzburg entrückt werden könnte. Erst als mir von Berlin und von Straßburg aus — sehr zu meiner Ueberraschung! — solche ferne Aussichten eröffnet wurden, wagte ich, diesen Gedanken zu fassen, um ihn bald wieder als zu hochfliegend aufzugeben.

Aber es hatte sich nun gelohnt, daß ich in den schwersten Jahren (1868 bis 1871) unter den schlimmsten Seelenleiden unablässig an den Königen fortgearbeitet hatte: diese Bände (V und VI), die wahren Schmerzenskinder jener Zeiten, fanden noch mehr Beifall als die früheren, wie sie denn auch selbständiger, gereifter waren, und mehr des Neuen boten als die früheren. Ich merkte erst allmälig den guten Eindruck, den sie gemacht hatten.

Eines Nachmittags hatte ich eine Handschriftsendung an Goldschmidt in Berlin für seine „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht" sammt Brief bereits in einen Umschlag gesteckt, als ich in der Allgemeinen Zeitung las, mein Fachgenosse Laband in

Königsberg werde einem Rufe nach Straßburg folgen. Wahrhaftig ohne den leisesten Gedanken, man werde an mich als seinen Nachfolger denken in einer Facultät, mit der ich nicht den geringsten Zusammenhang hatte — kannte ich doch östlich von Berlin keine Menschenseele! — zog es mich gleichwohl an, zu erfahren, wer jene Stelle erhalten werde: ich öffnete also den schon verschlossenen Umschlag und fügte dem Brief an Goldschmidt nur die kurze Frage bei: „wer kommt nach Königsberg?"

Goldschmidt, der sich schon früher, nachdem ich das Handels- und Wechselrecht in Bluntschli's Privatrecht neu hineingearbeitet hatte, überaus freundlich gegen mich erwiesen, glaubte wohl — so vermuthe ich, denn ich habe nie danach geforscht — in jener Frage einen verhüllten Wunsch zu finden und schrieb, wie ich annehme, an Laband. Monate vergingen; ich dachte nie mehr an Königsberg.

Da ging ich eines Morgens 8 Uhr im Juni nach einer (wie noch recht oft damals) schlaflosen Nacht

in die Vorlesung. Auf der Schwelle der Gartenthüre des „Heldhauses“ treffe ich den Briefträger, der mir unter andern ein Schreiben mit großem Sigel übergiebt.

Es war das Sigel des Cultusministeriums in Berlin!

Sofort durchblitzte mich der Gedanke: „das kann eine Berufung sein — und damit die Erlösung aus Unertragbarem: — ja, es wird, es muß eine sein: was hätte sonst das preußische Unterrichtsministerium an mich zu schreiben?“

Schon zuckten mir die Finger an dem breiten Sigel.

„Aber nein,“ sprach ich zu mir selbst. „Erfährst du jetzt den Inhalt, — Erfüllung oder Vereitelung der Hoffnung — jedesfalls regt es dich so gewaltig auf, daß du die zwei Stunden Privat- und Handels-Recht schlecht Vorlesung hältst: erst die Arbeit, dann die Erregung, erst die Pflicht, dann der eigne Wunsch.“ Und ich ging in den Hörsal, las beide Stunden,

öffnete auch in der Zwischenviertelstunde — trotz starker Versuchung — das Schreiben nicht und las es erst um 10 Uhr: es brachte die Berufung nach Königsberg und damit die Möglichkeit — ob auch noch lange, lange nicht die Sicherheit! — einer Aufhellung meiner ganzen Zukunft. — —

Solche Proben der Selbstüberwindung, der Bändigung der Ungeduld — und des heißen Begehrens — legte und lege ich mir gern und aus Grundsatz auf: sie hat etwas Erzieherisches, diese Zucht der Wünsche durch den Willen. Ich erhielt einmal gerade vor dem Betreten des Hörsals einen Brief, der höchstwahrscheinlich eine Forderung zum Zweikampf enthalten mußte und dann auch wirklich enthielt: ich ging auf den Lehrstuhl und öffnete erst dann das — angenehme! — Schreiben des erwarteten Inhalts.

Wenn man solche — ziemlich erhebliche — Aufregungen durch ruhigen Willensbeschluß zu bändigen sich erzogen hat, machen geringere Reizungen wenig Eindruck. Auch mein (leider!) so lebhaftes „Tempera-

ment" (dafür giebt es nur noch das andere Fremdwort: „Natur") konnte nur solche Selbstzucht zur äußerlichen Wahrung kalter Ruhe erziehen; es ist dies eines von den sehr wenigen Dingen, die ich mir als günstige Ergebnisse der langen Arbeit an mir selber aurechne.

Selbstverständlich nahm ich den Ruf an, benachrichtigte die dadurch tief bewegten Freunde und reiste alsbald nach Berlin, um mit dem Minister noch Einiges zu vereinbaren.

II.

Einem Ruf von Würzburg nach Königsberg mußte — auch ohne die besonderen mich bestimmenden Beweggründe — ein Rechtslehrer damals schon deßhalb folgen, weil der Wirkungskreis, d. h. die Zahl der Hörer in jenen Jahren am Pregel bedeutend größer war denn am Main. Denn dies — die Erweiterung des Wirkungskreises, nicht die Erhöhung der Einnahmen, — die damit zusammen fallen kann und oft wird, aber nicht muß — ist das Ausschlaggebende für den Hochschullehrer, der, wenn er überhaupt gut liest, vor vielen Hörern weit besser liest als vor wenigen.

Von anderen Reizmitteln — Größe der Stadt, landschaftliche Schönheit der Lage, Kunstleben und Anderes — soll sich der Mann, der Hochschullehrer

sein will, nicht bestimmen lassen (s. unten meine Wahl zwischen Bonn, Marburg, Breslau im Jahre 1888).

Der Rath für Hochschulsachen im Ministerium zu Berlin war der alte, höchst liebenswürdige Olshausen, der die guten Ueberlieferungen tiefer, reicher, manchfaltiger Bildung und feiner, achtungsvoller Formen im Verkehr mit Männern der Wissenschaft gar erfreulich innehielt und bewährte, was nicht immer und überall gerühmt werden mag; er nahm mich in herzgewinnender Weise auf und während in München auch mir wohl gesinnte Leute im Cultusministerium meinten, „wenn ich nur das verfluchte Dichten lassen wollte!“ erklärte dieser preußische Geheimrath, selbst von meiner Dichterei anhebend (— ich hätte nicht davon „geschnauft“, sagt man an der Isar —), das sei ja eine höchst dankenswerthe *ἐπίδοσις*, die ich Preußen zubringe. Das klang anders als in „der Stadt der Künstler und der Dichter!“ —

Uebrigens muß ich dankbar hervorheben, daß der

damalige baierische Unterrichts-Minister, Dr. von Lutz, und mein alter (III. S. 383, 387, 547) Gönner, Dr. von Völk, in München damals alles mögliche thaten, mich in Würzburg fest zu halten. Vorwurfsvoll sagte mir Völk, „wir hätten Ihnen einen Orden umgehängt und Ihnen ein recht hübsches warmes Nest dort bereitet. Was laufen Sie denn davon aus Baiern, gleich bis an die russische Gränze?“ Aber er mußte dann freilich meine Gründe gelten lassen.

In Berlin (— wenig hatte ich als blutjunges Studentlein vor 20 Jahren gedacht, daß ich es einmal als preußischer Professor wieder sehen würde! —) machte mir damals den stärksten Eindruck nicht die so gewaltig zu Größe und Glanz emporgestiegene Stadt, sondern ein Mann: der Minister Falk.

Nie habe ich eine edlere, in aller bürgerlichen Schlichtheit vornehmere Mannesgestalt kennen gelernt.

Der Blick seines Auges war adlerhaft: er erinnerte an Friedrich Rückert. Der Gütige ehrte mich durch eine lange, lange Unterredung: wiederholt hielt er mich fest, da ich bescheiden aufbrechen wollte. Es waren (Juni 1872) damals die ersten Anfänge des Kampfes zwischen Stat und Kirche im Gang: ich mußte ihm viel über die Verhältnisse der „Altkatholiken“ in Baiern berichten. Da ich gar nichts verlangte über das mir von Olshausen Angebotene hinaus, war alles Amtliche sofort zwischen uns geordnet.

Aber der Minister zeigte sich zu meiner Ueberraschung auch genau unterrichtet über die Gründe, die mich besonders bewogen, Würzburg zu verlassen. Eine sehr bösartig gemeinte, von dort ausgehende Angeberei hatte ihn gewarnt: der heimliche Herr Angeber erzielte das Gegentheil seiner Absicht. Der Wohlwollende sprach ausführlich mit mir über diese Dinge, und „wünschte mir von Herzen, ich möge den vor mir liegenden, recht schwierigen Weg unversehrt

zurücklegen und am Ziel angelangt, glücklich werden“: es ist geschehen.

Wie freuten wir uns, — Therese und ich — den gestürzten Minister [den man vor und nach seinem Sturz noch giftiger als selbst Bismarck angefeindet hat!], nachdem er mich bei einem Besuch in Breslau verfehlt hatte, im September 1893 mit seiner hochverehrungswürdigen Gattin und seiner liebenswürdigen, herzgescheuten Tochter Marie auf der Mendel bei Bozen zu treffen und hier einige Tage mit dieser ausgezeichneten Familie zu verbringen. Wir hatten uns viel zu erzählen: denn wir hatten — beide — nicht eben Weniges erlebt von 1872—1893! Er nahm sehr gütig meine freimüthigen Bedenken gegen sehr viele seiner Mittel im „Kulturkampf“ auf. Er freute sich, nun das Glück mit Augen zu sehen, das er mir damals gewünscht und zu bereiten geholfen hat. Dank ihm für sein schönes Vertrauen für und für! Ein solcher Mann steht geistig und sittlich so hoch, daß ihn die Pfeile der äußersten Bosheit, noch so hoch

empor geschnellt, zu erreichen nicht vermögen. Wie ist man mit Spinoza, Luther, Darwin und Bismarck umgesprungen: sie sind doch Spinoza, Luther, Darwin, Bismarck geblieben. —

III.

In Würzburg erhielt ich zum Abschied von dieser Universität noch eine „honesta missio“ in zwiefachem Sinn.

Im August feierte die Hochschule Ingolstadt-Landshut-München das Fest ihrer vor 300 Jahren erfolgten Stiftung: obwohl nicht Mitglied des Senats[1], wählte mich die Universität mit dem Rector, Professor von Sachs (oben IV. 1, S. 60), als ihr Vertreter zu diesem Fest nach München zu gehen[2].

[1]) Das war ich ein par Jahre vorher und zwar gewähltes: denn „decanabel“, und folgeweise von Amts wegen Glieder des Senats waren am Main nur die vier ältesten Facultätsglieder (ich war damals das jüngste, hier bin ich seit 1889/90 das älteste in der Facultät). Als Senator und Referent hatte ich die ὕβρις der Corpsstudenten gebrochen, die den gesetzlich angeordneten allgemeinen Studentenausschuß als ihre Vertretung nicht anerkennen wollten; vgl. II., S. 90.

[2]) Gleichzeitig mit mir verließ Würzburg, einem Rufe nach Straßburg folgend, August Kundt, einer unserer fröh-

Es machte mir ergreifenden Eindruck, so zu sagen als Fremder — halb Würzburger, halb schon Königsberger — die altvertrauten Münchener Straßen zu betreten. Mein erster Gang galt dem Aelternhaus in der Königinstraße (I. S. 10 f.). Es war mir sehr ernst zu Muth: — galt es doch, Abschied zu nehmen von München, von Baiern, in eine dunkel verhüllte, kampfdrohende Zukunft, in nie betretene Ferne — allein — hinaus zu ziehen.

Die festlichen Tage verliefen schön; bei der Feier im Rathhaus lernte ich Theodor Mommsen kennen,

---

lichsten und zugleich geistig anregendsten Genossen: er und sein Nachfolger Clausius haben mich Staunenden in die Wunder der Spectralanalyse eingeführt: diesen Sommer (1894) hat den ausgezeichneten Physiker ein allzufrüher Tod entführt; damals (1872) veranstalteten die Freunde für uns beide Scheidenden ein Abschiedsfest, bei welchem Gareis und Archivar Schäffler (IV. 1, S. 83) uns in witzigster Weise „frozelten" (wie man in Wien sagt), indem Dante, geführt von Beatrice und nach Würzburg gelangt, sich recht eingehend mit unseren „Tugenden" beschäftigte, die, gleich den uns in den beiden Festungsuniversitäten von Franzosen und Russen (drohenden Gefahren, mittelst einer **laterna magica** bildlich dargestellt wurden.

der mir bald darauf seine werthvollen Funde von neuen Bruchstücken des Johannes Antiochenus (über Odovakars Ende) mittheilte.

Es war feierlich und vornehm, als wir, so viele Vertreter aller deutschen Hochschulen, in glänzendem Zug uns vor die Residenz begaben, von deren Fenstern herab König Ludwig II. — damals noch in München nahbar! — uns huldvoll begrüßte. Ich stand an demselben Fleck vor dem König Max Denkmal, wo ich vor 24 Jahren mit der Hellebarde auf der Schulter König Ludwig I. eine — wenig willkommene! — Huldigung dargebracht hatte (IV. 1, S. 119).

Da in dieser wahrhaftigen Geschichte auch für deren „Helden" minder ehrende, ihn ein wenig „lachbar" (sagt man in Tirol) hinstellende Begebnisse nicht verschwiegen werden, sei gutmüthig auch folgendes erzählt.

Ich kann nicht leugnen, daß aus dem viele hundert Köpfe zählenden Festzug von Professoren, anderen

Abgeordneten und Vertretern von Genossenschaften wir baierischen Universitätsprofessoren durch Schönheit und Würde (nicht gerade unserer Gesichter, Köpfe und sonstigen Gliedmaßen, wohl aber) unserer Talare, deren Schnitt und Farbe kein geringerer als Cornelius weiland vorgezeichnet hatte, „gar arg schön“ (sagt man in Würzburg), hervorglänzten.

Und auch ich kam mir in meinem scharlachrothen Barett und Talar recht würdevoll vor: „quantum mutatus ab illo“, der, von Vogesenschmutz starrend, einen Leiterwagen nach Henridorf hinauf geschoben hatte! (IV. 1, S. 304). Es war mir hochernst und, wegen dieses Abschieds von Baiern, ein wenig pathetisch zu Sinne, was mir ja in der Poesie, wie meine lieben Herrn Beurtheiler behaupten, nur zu oft und — wie sie glücklicherweise nicht wissen (sonst würden sie dies wie jenes für „gemacht“ erklären) — auch im Leben häufig begegnet.

Wie ich nun in dem großen Zuge von der Residenz nach der Ludwigsstraße abschwenkte und mir,

links von dem Rector von Sachs schreitend, ziemlich erhaben und stattlich erschien, tief bewegt, wie gesagt, von dem Abschied von München und Baiern, — rief plötzlich ein altes Weiberl, aus der ehrfürchtig Reihe bildenden Volksmenge vortretend und mir scharf in's Gesicht sehend: „Jesses, der Fölizerl!"

Es war die alte Obstlerin vom westlichen Eingang der Arkaden des Hofgartens, der ich vor 20 bis 30 Jahren gar manchen Kreuzer für Kletzen- und Johannis-Brod und Sauerkirschen (II. S. 179) bezahlt hatte. Diese Erkennung — und laut-öffentliche Anrufung! — verkehrte meine (und der Ohren-Zeugen!) feierliche Stimmung in die drollige Erkenntniß der Bedingtheit aller irdischen Herrlichkeit! —

Von München ging ich damals zunächst nach Tegernsee zu meiner Jugendfreundin Johanna [1]) (jetzt Frau Stuttgardter) und ihrer Familie; an jenem lieblichen See knüpfte sich bereits ein schönes Band späterer inniger Freundschaft mit Ludwig Friedländer

[1]) Vgl. III. S. 139, Gedichte I. S. 111, IV. S. 492.

in Königsberg[1], mit dem und dessen Haus ich alsbald am Pregel in die anregendsten, geistig und gemüthlich wohlthuendsten Beziehungen treten sollte. Ich habe den „Kampf um Rom" in der Widmung mit Friedländer's Namen geschmückt. Dieser Vertreter des Geisteslebens an der Albertina erweckte mir hohe Erwartungen: sie wurden nicht getäuscht.

Von Tegernsee wanderte ich, wie in den Jugendtagen zu Fuß, nach Partenkirchen zu meinen getreuen Dossens (III. S. 356, 537, 546, IV. 1, S. 206), wo ich auch Gareis, den fidus Achates, fand. Nach schönen, heiter und tief ernst dort am Kankerbach verlebten Stunden ging ich dann Ende August nach München, von Aeltern und Geschwistern Abschied zu nehmen; ich wohnte wieder im Vaterhaus in der Briennerstraße wie vor 21 Jahren![2]. Von da reiste ich nach Berlin, wo ich am Jahrestag von Sedan eintraf, und Tags

[1]) Balladen und Lieder, Leipzig 1878, S. 299.

[2]) S. Balladen und Lieder, S. 255, über diese Tage des Aufbruchs in ein neues Leben.

darauf in jenes ferne, ferne Ostland, von dem ich nur eine sehr unklare und nicht gerade eine besonders günstige Vorstellung hatte: kannte ich doch östlich von Berlin, wie gesagt, keine Seele! Wer mir in München oder in Würzburg bis 1870 gesagt hätte, ich würde jemals nach Ostpreußen gehen!

Nicht ohne ein gewisses Grauen also dachte ich an „Königsberg in Ostpreußen“ [1]).

Aber es sei mir gesegnet für und für: dort hab' ich das Glück meines Lebens und die bescheidene, aber feste Stellung in Dichtung und Wissenschaft mir begründet, deren ich mich nicht berühmen, aber — in scharf erkannten und gewiß nicht mit Ueberhebung von mir selbst oben abgesteckten Gränzen (:„ein Gelehrter II., ein Dichter III. Ranges:“) — erfreuen darf: sie ist hart erkämpft.

[1]) Gareis und die andern Freunde hatten nicht versäumt, bei jenem Abschied (oben S. 21) die Eisbären und die anderen Schrecknisse des Pregel-Landes recht verlockend auszumalen. — Nun, er ist mir selbst dahin nachgefolgt! —

Königsberg.

1872—1888.

I.

In Berlin nahm ich in dem immer wirthlichen Hause Toeche (IV. 1, S. 88) Abschied von den letzten mir soweit östlich bekannten Menschen und fuhr (damals noch über Bromberg in 15 Stunden!) mit dem Nachtzug nach Königsberg. (2. September 1872.)

Ich kann nicht leugnen, schon auf dem „Ostbahnhof" (wie der heutige „Schlesische" damals hieß) ward mir's unbehaglich und unheimlich: einen solchen Riesenzug von Wagen hatte ich — im Frieden — noch nicht gesehen: zahlreiche Schutzleute beobachteten das nächtliche Wogen und Treiben der wimmelnden Menge von Menschen, die zum Theil, trotz der noch milden Jahreszeit in so dicken, von den Ohrenspitzen bis an die Knöchel reichenden Pelzen jeder Thierart[1])

[1]) Diese „Pelzbarbaren" (s. Gedichte III. Balladen und Lieder, Guzzo vom Gauchen, S. 174) mahnten mich an die Schilderung

staken, wie ich nie geschaut: sie waren oft recht schmutzig, diese Mitreisenden, zumal viele polnische Juden, in Pelz oder Kaftan, mit den vor den Ohren gedrehten Locken[1]); auch ein par Bliesshaken, d. h. Wasser-polaken, in weissen Schafpelzen, den Pelz nach Innen, die von Schmutz starrende, ölfettige Haut nach Aussen gekehrt, machten mir den Eindruck: „aha, jetzt beginnt — hier schon! — die Barbarei".

Mein Abtheil war — wie Alle zweiter Classe — voll besetzt. Die schlaflose Nacht verbrachte ich mit schweren Gedanken: würde ich, der Süddeutsche, der Baier, aus dem sonnen- und wein-frohen Würzburg, an den Pregel, nahe der „Reussenmark" verpflanzt, Wurzel schlagen und gedeihen? Würde den ostpreussischen

der germanischen Tracht bei Tacitus, Germania, cap. 17: „gerunt et ferarum pelles, proximi ripae negligenter, ulteriores exquisitius, ut quibus nullus per commercia cultus; eligunt feras et detracta velamina spargunt ... pellibus .. belluarum, quas exterior oceanus atque ignotum mare gignit"; es schienen mir dies Vorboten der Gareisischen „Eisbären".

[1]) Den „Laus-Hutschen", d. h. Läuse-Schaukeln, wie man in Oesterreich diese semitische Hartracht kosend nennt.

Studenten meine Denk- und Vortrags-Weise gefallen? Hatte ich doch — auch im Kriege nicht: ich stieß nie auf das I. Armeecorps — noch nie einen lebendigen Ostpreußen gesehen! Die mitreisenden (germanischen) Exemplare waren alle dreimal so breit wie ich, auch meist erheblich länger und sahen in ihren dicken, tragbaren Schilderhäusern ähnlichen Pelzen aufrecht wandelnden Bären nicht ganz unähnlich[1]). Von der Landschaft sah ich nichts in der Nachtfahrt.

Und das war gut.

Denn von Landsberg an der Warthe angefangen gen Nordosten, zumal zwischen Kreuz und Konitz, aber auch noch bis zu dem freundlichen Elbing ist die Gegend für einen an südwestdeutsche Cultur, dichte Siedelung, Laubwaldung, hügeliges, manchfaltig gegliedertes Gelände, Reichthum des Anbau's gewöhntes Auge wirklich .... nun, sagen wir,

---

[1]) Nach wenigen Wochen umhüllte auch meine schmächtige Gestalt ein solcher „Krimmer" und nun kamen mir auch die andern nicht mehr so „jötun-haft" vor.

— „steppenhaft". Ich habe den Weg von Königsberg nach Berlin in 16 Jahren gerade 40mal gemacht, also, gelinde gerechnet 40 × 12 Stunden, (eine Zeit lang, wie gesagt, sogar 15) = 480 Stunden = 20 Tagen meines Lebens auf dieser Strecke verfahren: aber ich kann nicht leugnen: die Empfindung des Gegensatzes von Land und Cultur zum Südwesten war immer sehr stark: ich komme bei der Naturschilderung Ostpreußens darauf zurück: Landsberg an der Warthe ist eine Culturgränze.

Da scholl es „Marienburg"! Mächtig zog mich der Name an: ich hatte, seit die Uebersiedelung feststand, eifrig die Ordensgeschichte durchforscht: gar manche Ballade hat sie mir in der Folge eingetragen [1]): „die Mette von Marienburg" wird wohl eine meiner besten sein [2]): auch dafür also hab' ich meinem lieben

---

[1]) S. Balladen und Lieder, Leipzig 1878, S. 178.

[2]) Vgl. aber auch „Ralf vom Rhein", dann „Guzzo vom Gauchen" und andere daselbst, ebenda S. 171—177.

Ostpreußen, seiner Landschaft, seiner Geschichte, seiner Eigenart warm zu danken.

In Elbing (glaub' ich) nahm den Platz eines aussteigenden Pelzthieres ein angenehmer junger Herr ein, der sich als Königsberger Kaufmann vorstellte, aber bald eine so erstaunliche wissenschaftlich-methodische Kenntniß des Handels-, See- und Wechselrechts entfaltete, daß ich mir bangen Herzens sagte: „Donnerkeil! Wenn am Pregel die unstudirten Kaufleute so viel Handelsrecht wissen, — wie viel wird da von dir verlangt werden?“ Aber bald athmete ich auf: der junge Mann war Doctor juris, Schüler und Freund meines Vorgängers Laband und hieß Robert Simon. Wie viel Freundlichkeit, wie viele frohe Stunden sollte ich mit Therese seinem Hause und dem seines Bruders Gustav zu verdanken haben im Verlaufe der langen Jahre!

Ich stieg in Königsberg in besserer Stimmung ab: die Aeußerungen des klugen und kundigen Mannes über Universität, Stadt, Gesellschaft wirkten

ermuthigend, die Landschaft ward von Marienburg und Elbing an minder eintönig, vielfach sogar reizvoll: die Sonne schien auch in „Thuleland“, wie ich das nebelfern entlegene schon in Würzburg getauft hatte.

Ich stieg ab im „Russischen Hof“, der, dicht am Pregel gelegen, der „Landratte“ gleich einen gewaltigen Eindruck verschaffte durch den Blick auf den breiten Strom, der, dicht mit mächtigen Seeschiffen (damals noch: 1872!), von ragenden Schloten und Masten überhöht, mit breiten, malerischen, gelbbraunen und weißen Segeln bedeckt war! Wahrlich, dieser Anblick ist stattlich: und unzähligemale in diesen 16 Jahren lenkten wir bei dem täglichen Mittagsspaziergang die Schritte über den „Paradeplatz“, den „Gesecusplatz“, die „Kneiphöffsche Langgasse“ bis zu der „grünen Brücke“ und — später — zu dem vornehmen Gebäude der „neuen Börse“ mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Königsberger sagten: „Dahns gehen da: — es ist 1¼ Uhr.“

Mein erster Gang galt der Universität, dem stattlichen, würdigen, bequemen, seinen Zwecken vortrefflich dienenden Hause, während die ehemaligen Kirchen- und Klostergebäude, die man zu Würzburg und zu Breslau in Hochschulen verwandelt hat, die Gewaltsamkeit dieses Verfahrens wenig verleugnen und ihrer aufgezwungenen Bestimmung offensichtlich nur widerwillig entsprechen. Wie geräumig, licht und wohl ausgestattet sind die Hörsäle, dann oben das Lesezimmer, die Studenten-Handbücherei (jetzt — wie leider in Breslau — aufgehoben?), das behagliche Sprechzimmer („Abtretezimmer“ [!] sagt man bedenklicherweise in Breslau), die stattliche Freitreppe und der Ausblick von ihr auf den „Paradeplatz“ (wenn diese auch nicht, nach der jedesmal wiederholten Betheuerung des Hauswarts, „das Schönste in ganz Europa ist“). Wie unzähligemale habe ich den Bogengang vor dem würdevollen Eingang durchmessen und jenen „Paradeplatz“, freilich den einzigen größeren, der sich zum „Lust“(?)wandeln eignete, mit seiner

Einen Akazie — der all-einzigen mir dort zu Lande bekannt gewordenen —, deren — seltenes — Blühen wir in glücklichen Jahren als eine außerordentliche Freude mit gerührtem, staunendem Danke begrüßten.

II.

Schon auf der Straße, da ich wiederholt nach dem Wege fragte, drang mir befremdlich die ostpreußische Mundart in's Ohr, mit ihrem das e ersetzenden hellen a („Prinzàssenstraße", Falsenkaller", Kallner, eine Sardalle, aber schnall") und ihrem scharf ratschenden r.

Und wie lieb hab' ich, mit den Menschen, die sie sprechen, gar bald diese so viel verspottete, herbe Mundart gewonnen, so daß mir jetzt noch das Herz aufgeht, höre ich sie zuweilen von den wackern Ostpreußen, die in Breslau nicht selten studiren. Jedesfalles klingt sie markiger, charaktervoller als die „schläsische", die von den mir bekannt gewordenen deutschen die kraft-, mark- und saft-loseste ist. Ja, mit warmem Wohlgefallen hörte ich gar bald dies

Ostpreußische, das man sehr mit Unrecht bewitzelt. Erheiternd, echt komisch wirkt nur, daß auch die Gebildeten (und sie bilden sich nicht wenig ein auf ihre „Bildung", die „Königsbarger"!) arge Provincialismen, ja starke Verstöße gegen die Logik der Sprache in Rede und gedruckter Schrift gebrauchen, ohne die leiseste Ahnung von diesen Wortsünden: ja, sie streiten mit der ihnen eignenden Hartnäckigkeit [ohne welche Tugend man in dem unwirthlichen, rauhen Land und Klima allerdings ohnehin nicht aushalten kann!] gegen jede Belehrung hierin: der Proceß um die Bänke auf „Königsgarten" (der Mitte des „Paradeplatzes") ward der Streit um die „Banken" genannt: man „sehnt" sich nicht nach seinem Schatz am Pregel, man „bangt sich", man verwandelt den Forst in ein Weibchen („die Forst") und mein lieber Freund Ernst Wichert ließ gedruckt seine Heldin „den Zug verspäten": d. h. nicht etwa durch ihres Körpers Wucht die Locomotive aufhalten, sondern einfach sich verspäten, zu spät kommen. Ebenso ließ er sich nicht ausreden,

daß ein Kind der Mutter „ähnen“ kann (statt „ähneln“). Gewisse Kosenamen wie „Trautsterchen“, „Muttchen“ und zumal Ausrufe des Erstaunens wie: „Erbarm' sich“ (d. h. erbarmen Sie sich, d. h. wie können Sie so was sagen?) und das scherzhaft-fröhliche „Ih wo!“ gewinnt man sogar herzlich lieb. Und dann erst die „Marjellen“ (d. h. Mädchen), die oft sehr hübsch und gar nicht „dammlich“ (dumm) sind! „God bless them all, the lassies“ sagt Robert Burns.

In der Universität erfuhr ich von dem Herrn (später geheimen) Rechnungsrath Lorkowski (s. unten), daß von all' meinen juristischen Amtsgenossen nur Professor (später Geheimrath) Schirmer in der Stadt weile: ich suchte ihn am folgenden Tag auf und ward mit jener außerordentlich feinen und verbindlichen Höflichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen, die er mir auch in der Folge stets bewahrt hat.

An jenem ersten Tage nun schlenderte ich von der Universität gen Norden, irgendwo eine Mittagstafel

zu suchen: so kam ich in den „Hinter-Tragheim“ (aber jener Theil hieß damals noch „Modestengasse“) und sah hier in ein stattliches Gebäude, in dessen Garten eben — um 2 Uhr — eine Glocke offenbar zum Tische rief. Ich nahm daher das Gebäude für ein Gasthaus, trat ein, durchschritt den wohlgepflegten Garten, stieg die hübsche Treppe zu der geschmackvollen Halle hinan und nahm ohne Weiteres Platz an einer der zahlreichen Tafeln, an denen etwa 60 Civilisten und Officieren die Suppe aufgetragen ward. Noch während der Mahlzeit eilte plötzlich ein Bekannter aus München auf mich zu, der Zollinspector Karl Kaiser, der weiland an der Isar bei dem jungen Privatdocenten Rechtsphilosophie gehört hatte: ein ungemein liebenswürdiger, heiterer und „heller“, d. h. geweckter junger Mann, der sich sofort des stadtfremden Landsmanns auf das Freundlichste annahm, zuerst, indem er mich lachend belehrte, daß ich gar keine Daseinsberechtigung in diesen heiligen Hallen habe: es war eine geschlossene Gesellschaft, in die außer den

Gliedern nur eingeladne Gäste Zutritt hatten. Wie viele frohe Stunden haben wir, meine liebe Frau Therese und ich, in diesem „Börsengarten“ (IV. 1, S. 63), einer ganz vortrefflichen Einrichtung, an schönen Sommerabenden verlebt, meist in der nach unsrer regelmäßigen Einkehr so benannten „Dahn-Ecke“ im Norden: zuerst als Gäste, später als Glieder. Welch malerische Ausblicke gewähren die Terrassen, die sich von dem „Schloßteich“ erheben, über diesen Wasserspiegel hin und auf die alte — uns so erinnerungsreiche! — Burgkirche mit ihren Nachbargärten am dichtbebuschten Ufer: ohne Zweifel neben dem Blick auf den Pregel von der „neuen Börse“ aus das schönste Bild in der „Siebenhügelstadt“, dergleichen wenige Städte aufweisen mögen.

Freund Kaiser, den wir später mit seiner liebenswürdigen Frau wiederholt in Lindau aufsuchten, erwies mir gleich in der ersten Stunde den dankenswerthen Gefallen, mich eine freundliche, helle, sonnige (das ist viel werth für einen Süddeutschen in

dem endlos langen Königsberger Winter!) Wohnung finden zu helfen. Zwar die meines Vorgängers Laband im ersten Stock eines Hauses in der „Mo= destengasse" Nr. 9, der verwittweten Frau Major Hahn gehörig, war bereits wieder vermiethet: aber im dritten Stock fand ich bei einer andern Wittwe zwei entsprechende Zimmer, die ich dann später im Frühjahr mit Labands Wohnung ver= tauschte. Die Lage der Fenster gen Osten gewährte den ganzen Morgen und Mittag das Licht der Sonne, falls diese den thulitischen Nebel und das Schnee= gewölk, das aus der russischen Steppe nur allzu oft aufstieg, zu durchbrechen vermochte, und die Nähe der Universität — nicht 5 Minuten — war sehr bequem.

Mein Mittagmahl suchte ich nun als Gast des „Börsengartens", nach dessen Schluß in dem Winter= raum der Gesellschaft, der „Börsenhalle", am Pregel; abends blieb ich zu Hause, viele Wochen lang: erst als die Amtsgenossen von den Herbstreisen in die Stadt zurück gekehrt waren, ergriff mich jener

Wirbel der Geselligkeit, der in Norddeutschland — ich meine Berlin, Königsberg, Breslau — gerade um so viel zu stark ist als er in München und Würzburg (unter den Eingebornen wenigstens) zu schwach ist oder doch vor 30 Jahren noch war (s. III. S. 162).

III.

Uebrigens war ich sehr froh, daß ich fast zwei Monate ohne (außer beim Mittagstisch) einen Menschen zu sprechen — erst Ende October kehrten die meisten Amtsgenossen zurück — ungestört arbeiten konnte.

Zu meiner lebhaften Freude ging nun mein all' die Jahre zu Würzburg gehegter Wunsch, Statsrecht vortragen zu dürfen, in Erfüllung: ich übernahm außer meinen bisher in Würzburg vertretenen Fächern[1]) aus Labands Nachlaß die statsrechtlichen Vorlesungen: Allgemeines (richtiger: vergleichendes), dann preußisches Verfassungs- und deutsches Reichsverfassungsrecht, so wie (seit 1873) preußisches Selbstverwaltungsrecht: all' diese Vorlesungen hatte ich (ausgenommen allgemeines

[1]) Abgesehen vom Völkerrecht, das Prof. Phillips, später Prof. Zorn las.

Statsrecht, vor 10 Jahren, in München) nie gehalten: es galt also in den 7 Wochen — vom 3. September bis 23. October — die beiden Hefte für preußisches und für deutsches Reichsverfassungsrecht auszuarbeiten: — wahrlich keine geringe Aufgabe, zumal bei der Fülle des preußischen Rechtsstoffes und der Literatur darüber einerseits und bei dem so vielfach bestrittenen und — damals — noch so wenig (seit 2 Jahren erst) durchgearbeiteten Reichsrecht andrerseits. Ich hätte allerdings vom Minister Aufschub für Vorbereitung der beiden Vorlesungen bis zum Sommerhalbjahr verlangen können — er selbst hatte mir das voll gütiger Rücksicht angeboten: — allein ich wollte nicht Vergünstigungen vom Stat, vielleicht gegen die Wünsche der Facultät, nicht mit einem Nachlaß an Arbeitspflicht die neue Stellung anfangen und entschloß mich sofort, lieber wieder einmal eine außerordentliche Arbeitslast auf mich zu nehmen: etwa wie in den Jahren 1854, dann 1858—1863. (II. S. 577, III. S. 390). Ich ließ mich jeden Morgen um 5 Uhr wecken und

arbeitete, eine Mittags- und Ruhe-Stunde von 2 bis 3 Uhr ausgenommen, den ganzen Tag durch bis 11 Uhr Nachts, — Tag um Tag, den ganzen September und October. Das Ergebniß war, daß ich beide Vorlesungen (am 23. October) mit genügend ausgearbeiteten Heften beginnen konnte [1]).

---

[1]) Aehnliches hatte ich zu leisten, als mir bei der Uebersiedelung nach Breslau (24. März 1888) zur Bedingung gemacht ward — vorläufig: es sollte nicht lange währen, war mir zugesagt, sonst hätte ich mich nicht darauf eingelassen — unter Verzicht auf die statsrechtlichen Vorlesungen preußisch Landrecht zu übernehmen. Kleinigkeit! Diese Masse von Quellen und Literatur! Zwar hatte ich behufs der Vorlesung über deutsches Privatrecht das Landrecht früher einmal durchgearbeitet, aber doch wahrlich nicht ausreichend für eine besondere Vorlesung. Seit die Versetzung fest stand (10. December 1887) arbeitete ich abermals, wie weiland 1872, täglich etwa 10 Stunden ausschließend im Landrecht, schrieb ein auf 10 Stunden wöchentlich berechnetes Heft von mehr als 1000 Quartseiten zusammen, ward bis 23. April 1888 damit fertig und begann rechtzeitig die Vorlesung. Zu meiner lebhaften Freude brauchte ich die Vorlesung nur zwei Halbjahre hindurch zu halten: dann konnte ich, nach mehrfachem Wechsel in der Facultät, wieder die geliebten statsrechtlichen Vorlesungen übernehmen. Aber ich bedauere es durchaus nicht, jene allerdings sehr anstrengende Arbeit von 5 Monaten und die zweimalige Vortragung geleistet zu haben: ohne jene Nöthigung würde ich mich

Erst in den späteren Halbjahren (seit 1873) fügte ich dann (nur einige Male, wegen allzugroßer Zahl andrer Vorlesungen) das allgemeine Statsrecht und dann statt dessen die allmälig sich folgenden Gesetze der preußischen Selbstverwaltung hinzu: letztere Vorlesung schwoll daher immer stärker an: und die nur allzuhäufigen Aenderungen in den Jahren 1873 bis 1888 machten sie zu der allermühevollsten, die ich je gehalten: der Verfasser der Gesetze selbst, Geheimrath von Brauchitzsch, ein hervorragender Jurist, hat in seiner eignen Bearbeitung am Schluß ein Verzeichniß von etwa 60 von ihm begangenen Irrthümern angehängt, das ich später noch um ein Dutzend bereichern konnte!

Ich las nun regelmäßig im Winter von 4—6 Uhr deutsches Privatrecht und deutsches Reichs-Verfassungs-

---

nie so stark mit preußischem Civilrecht vertraut gemacht haben, wie es nun der Vorlesung über deutsches Privatrecht zu statten kam: denn selbstverständlich nimmt man in Breslau, wo es sich um Beispiele aus den Particularrechten handelt, zweckmäßiger auf das preußische denn auf andere Territorialrechte Rucksicht.

recht, und von 6—7 Uhr, zwei oder dreistündig, Rechtsphilosophie: und hielt von 6—7 Uhr Seminar in zweifacher Gliederung: eine Woche geschichtlich und auslegend: Tacitus Germania, Sachsenspiegel und Urkunden (in der verdienstvollen Ausgabe von Lörsch und Schröder), die andere Woche Handels-, Wechsel- und See-Recht: im Sommer von 11—12 Uhr Rechtsgeschichte, von 12—1 Uhr Handels-, Wechsel- und See-Recht, abends fünfmal von 5—6 Uhr preußisches Statsrecht, dazu hielt ich eine Stunde Seminar in derselben Weise wie im Winter (Auslegungen, dann praktische Uebungen im deutschen Privatrecht). Das ergab im Winter 12 Stunden (ein par Halbjahre mit dem allgemeinen Statsrecht 15), im Sommer aber nicht weniger als 17 in der Woche: letzteres eine recht erhebliche Leistung, die ich nur in den letzten par Jahren durch Ueberlassung des preußischen Selbstverwaltungsrechts an Freund Zorn um 3 Stunden verringerte.

Gleich von Anfang und dann ein par Halbjahre hindurch beschäftigte mich in Königsberg auch die

Mit-Leitung und Mit-Herausgabe einer juristischen Zeitschrift, der bis dahin von Behrend allein herausgegebenen „für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung“. Ich hatte von Würzburg aus wiederholt größere Arbeiten darin veröffentlicht, so eine ausführliche Vergleichung des norddeutschen Bundesgesetzes von 1870 und des baierischen von 1865 über das Urheberrecht: nun, bei der Uebersiedelung nach Preußen, wollte ich mich recht ernstlich zwingen, nicht nur in Rechtsgeschichte, auch in dem dermalen geltenden Recht zu arbeiten: zu diesem Zweck schien mir die Mitleitung einer solchen Zeitschrift ein besonders geeignetes Mittel und in der nicht geringen Erregung jener Tage brachte ich es über mich, den von mir noch nie gesehenen Amtsgenossen in Berlin ohne Weiteres zu fragen, ob er mich als Mit-Herausgeber haben wolle?

Ich finde das heute ein wenig sehr stark aufdringlich — contra naturam mei generis! — und schäme mich ein bischen: aber damals kannte die Noth, d. h. der brennende Eifer, ein neues Leben aufzu-

bauen, keine Scheu. Ich danke nun heute hier ausdrücklich nach 22 Jahren dem trefflichen, wackeren Manne, der, nunmehr Rath am Reichsgericht, mein Vorgänger in Breslau werden sollte und damals mein doch ziemlich befremdendes Ansinnen ohne Weiteres auf das Liebenswürdigste bewilligte. Die Zeitschrift ging jedoch bald ein, nachdem ich noch eine größere Abhandlung über die Rechtsquellen, zumal das Gewohnheitsrecht, darin veröffentlicht hatte: — post hoc, hoffentlich nicht propter hoc.

Mit wärmstem Eifer und — wie ich rühmen darf — mit schönen Erfolgen wandte ich mich den Seminarübungen zu, deren hohen Werth ich sofort erkannte: hier werden die jungen Leute gezwungen, dem Gedankengang des Lehrers zu folgen, wofür man in den Vorlesungen ja keinerlei Zwangsmittel oder Gewähr hat: im Seminar müssen sie stets gewärtig sein, aufgerufen zu werden. Ich legte (und lege) mir ein Verzeichniß der Theilnehmer an und rief (und rufe) in jeder Stunde möglichst Viele auf:

wer dreimal unentschuldigt ausblieb (und ausbleibt) wurde (und wird) ausgeschlossen, d. h. erhält keine Abtestirung. Neben den mündlichen Uebungen gingen schriftliche Arbeiten her: ich schlug den Theilnehmern am Anfang jedes Halbjahrs aus jedem meiner Fächer eine Anzahl von Aufgaben zur Bearbeitung vor: Lehrfragen und praktische Fälle, zumal aus dem Handelsrecht, die mir der rege Verkehr sowohl mit einzelnen hervorragenden Kaufherrn als mit dem höchst verdienstvollen „Kaufmännischen Verein“ in reicher Fülle zutrugen: ich hielt jeden Winter in diesem Verein Vorträge, — wiederholt einen ganzen handelsrechtlichen Cursus, — an die sich Fragen und Antworten schlossen, aus denen ich mindestens ebenso reiche Belehrung zog als die Kaufleute. Auch ihnen wie so vielen Lebenskreisen und Verbänden zu Königsberg schulde ich daher reichen Dank. Eine Auswahl dieser meiner Vorträge habe ich dann, für den Druck erweitert, gesammelt herausgegeben[1]).

[1]) Handelsrechtliche Vorträge, Leipzig 1876.

Die Seminarien bringen auch den Vortheil, den Lehrer nicht nur vom Lehrstuhl herab mit den Hörern in eine Verbindung zu bringen, bei der diese sich lediglich aufnehmend verhalten: der Student gehört aber nicht nur in den Hörsal, er gehört ebenso in das Arbeitzimmer und in die Bücherei des Professors: der lebendige, gegenseitig anregende, nicht einseitig vom Lehrer geübte Einfluß ist durch Kathedervorträge nicht im Entferntesten zu ersetzen. Wehe dem Professor, der sich nicht über jeden Besuch eines Studenten freut und sich dadurch gestört fühlt! Wir sind für die Studenten da, nicht die Studenten für uns. Der geradezu musterhafte Fleiß der ostpreußischen Rechts-Studenten ward bereits genügend gerühmt (IV. 1, S. 72). Er führte mir nicht nur in den Vorlesungen, auch in den Seminarien zahlreiche und trefflich ausdauernde Schüler zu, wie denn auch am Samstag Vormittag — dem einzigen von Vorlesungen für mich freien — mein Zimmer von Studenten, Rechtscandidaten, Referendarien nicht

leer ward. Dies sowie der erstaunsam regelmäßige Besuch der Vorlesungen befreite mich gar schnell von einer der vielen bangen Sorgen, mit denen ich den Sprung in's Dunkle vom sonnigen Rebengelände des Mains in die Schneenebel Thule's gewagt hatte (s. oben S. 30).

Von eitler Selbstüberschätzung wirklich völlig fern und frei (oben S. 26) hatte ich bei jener Uebersiedelung mit Herzklopfen der Entscheidung entgegengesehen, ob ich als Lehrer da hoch im Nordosten Erfolge haben[1]), in dem so grundverschiedenen ostpreußischen Boden Wurzel schlagen können werde[2]);

[1]) Ein gar herziger Amtsgenosse (kein Jurist!), der mir wenig Liebe trug — ich hatte ihm nie etwas gethan! —, begrüßte mich beim ersten Besuch mit den liebenswürdig aufmunternden Worten: „Ach! Sie werden hier einen sehr, sehr schweren Stand haben! Ihr Vorgänger, Laband, war sehr beliebt!" Wie freundlich! Nun, es ist doch gegangen.

[2]) Ganz ähnliche Zweifel und Besorgnisse beunruhigten mich (1888) bei der Uebersiedelung nach Breslau, obwohl ich inzwischen unvergleichlich reichere und (16 Jahre hindurch) längere Erfolge errungen hatte, als ich 1872 bei der Verpflanzung nach Königsberg aufweisen konnte: aber Schlesier

Wohl wußte ich, daß ich in München und in Würzburg ein beliebter Lehrer gewesen war: aber damit war durchaus nicht erwiesen, daß ich auch bei den so ganz verschieden gearteten und geschichtlich erzogenen Ostpreußen mit meiner doch — sehr — stark ausgeprägten süddeutschen Persönlichkeit und meiner lebhaften Lehrweise Anklang finden müsse. Daß ich von Anfang an die Neigung meiner Hörer in überraschend hohem Maße gewann, hat ganz wesentlich, hat entscheidend zu dem herzlich warmen Glücksgefühl beigetragen, das mich alsbald in dem lieben Königsberg erfüllte und 16 Jahre lang sich steigerte.

Die wackeren Ostpreußen spürten bald heraus, daß ich ein warmes Herz für sie hatte, daß ich, weit jünger als meine Jahre, mit der Jugend empfand und sie erfuhren am eignen Leibe, daß ich (zumal

---

sind doch eben so wenig Ostpreußen wie diese Baiern oder Franken: s. den Ausdruck dieser bangenden Empfindung Gedichte IV., Leipzig 1892, S. 352.

mittelst der damals noch gespendeten Seminar-Prämien) gar manchem fleißigen, aber blutarmen Studenten in seinem harten wirthschaftlichen Ringen zu helfen suchte, wo ich irgend konnte. Und wahrhaft rührend ist und mich tief beglückend, daß die schöne treue Anhänglichkeit meiner trefflichen ostpreußischen Schüler auch heute noch — 7 Jahre nach unsrer Trennung! — unverringert fort besteht: nicht eine Woche vergeht, daß nicht einer derselben an mich schreibt, durchaus nicht, irgend etwas von mir oder durch mich zu erlangen, nur um aus Dankbarkeit und erfreuender Erinnerung heraus mich von wichtigen Wendungen in seinem Leben zu benachrichtigen. Wie wohlthuend ergreift das Herz in unserer gemüthsarmen, selbstischen, streberischen und zugleich verrohten Zeit — Fehler, die auch die Jugend schon stark ergreifen! — solch schöneres Empfinden. Aber sie wissen's: ich erwidere es: wir halten Treue um Treue.

Jene Besorgniß, wie wohl der äußerste Nordosten den Baier aus dem äußersten Süden des Reiches

aufnehmen, ob man dort seine Eigenart verstehen und sich gefallen lassen werde, war voll berechtigt: hatte doch Ostpreußen nie zum deutschen Bunde gehört: noch 1872 sagte der Königsberger, reiste er nach Dresden oder München: „nun gehe ich nach Deutschland!“ Das Land hatte ungleich mehr Zusammenhang mit Rußland als mit dem außerpreußischen Deutschland: ist es doch aus seiner starren Abgeschlossenheit erst durch die Eisenbahn sogar Berlin und dem Westen von Preußen näher gerückt worden: vorher fuhr man 5 Tage und 5 Nächte bis Berlin und bei Eisgang in Nogath oder Weichsel, wann die Postfähre versagte, fuhr man eben gar nicht! Die Abgeschlossenheit im Zusammenhang mit dem Klima des Landes bewirkte es denn auch, daß wir während meines 16jährigen Aufenthalts in Königsberg durch riesige Schneefälle zweimal auf 2, einmal auf 3 Tage von der Außenwelt völlig abgesperrt waren: alle Züge waren im Schnee stecken geblieben.

Wie sehr Baiern und seine Bewohner in Thule-

land als Fremde galten und unbekannt waren, zeigt folgendes Erlebniß. Ein Student, Jurist, Fritz Wogan, der später wie sein „mathematischer" Bruder Theodor, ein lieber Hausfreund bei uns ward, erzählte mir, wie er als „crasser Fuchs" eingetroffen sei, hätten ihn ältere Studirende aufgefordert, mich behufs „Antestirung" in meiner Wohnung aufzusuchen: „Dahn ist Baier und wissen Sie, was der thut? Er empfängt in seinem Nationalcostume."

Dies „Nationalcostume" bestand in einer sogenannten „Kochlerjoppe", die ich in München und Würzburg im Hause getragen, an den Pregel mitgeführt hatte und natürlich bei Empfang von Besuchen nicht ablegte. Entsprechend las ich in der nächsten Fastnachtzeit in der „Königsberger Hartungschen Zeitung" die Anzeige: „ein Costume als Baier ist billig zu verkaufen".

IV.

Um nun von meiner Seite alles zu thun, die Kluft zwischen Isar, Main und Pregel zu überbrücken, unterbrach ich, Land und Leute von ihrer besten Seite kennen zu lernen, — nach einigem Widerstreben —, Ende September die unausgesetzte Arbeit an den Vorlesungsheften und folgte der freundlichen Einladung meines liebenswürdigen Schülers und Landsmanns Kaiser, ihn einige Tage auf einer Dienstreise nach dem Samland zu begleiten: er versprach, mir in rascher Aufeinanderfolge die schönsten Orte der ostpreußischen Küstenlandschaft zu zeigen und er hielt Wort. An diese erste Land- und Leute-Forschung in Ostpreußen schließt sich am Füglichsten, was ich in all' jenen Jahren überhaupt zu rühmen und wohl auch hin und wieder ein wenig auszu-

setzen gelernt habe: aber des Lobens ist viel mehr als des — unerwünschten — Tadelns.

In leichtem Wägelchen rollten wir zum Steindammer-Thor hinaus in eine flache, aber nicht reizlose Landschaft: der stattliche, so mächtige Pregelfluß blitzte zur Linken zuweilen hell auf und verschwand wieder: seltsamen Eindruck machten alsdann die weißen, gelben, braunen Segel, die mitten durch die Wiesen hinzugleiten schienen.

Im Verlauf der Fahrt fiel nun freilich dem Süddeutschen im Vergleich mit Ober-Baiern und Unterfranken die äußerst dünn gesäte Bevölkerung auf und zumal die geringe Zahl der Siedelungen, die durch weite Strecken von Oedland, von traurigen Föhren- und Kiefern-Waldungen getrennt liegen; dazu die ärmliche Bauart der niedrigen, nur aus einem — dem Erd- — Geschoß bestehenden Lehmhäuslein mit Fachwerk oder Riegelwänden, unter dem bunt geflickten Moos- oder Schilf-Dach. Statt der freundlichen Blumen- und Gemüsegärten und grünschattigen

Baumanger an Main und Isar umgaben oft übelriechende Sumpf-Lachen, von grunzenden Thieren belebt, die jedes Schmuckes darbenden armseligen Hütten. Und schon bei diesem ersten Ausflug berührte mich peinlich eine Wahrnehmung, die mir von den unerfreulichen Eindrücken der schmerzlichste werden sollte: die tief mißtrauische, ja abstoßende Haltung der „Bauern" (es giebt aber keine! s. unten), Fischer, überhaupt der ganzen ungebildeten Bevölkerung in Land und Stadt gegenüber den gebildeten Ständen. Während es in meinen baierischen Bergen aber auch in Tirol, ganz Deutschösterreich, in Franken und in Alamannien meine größte Freude ist, mit dem Volk vertraulich und herzlich zu verkehren, besonders auch mit den Kindern, war das in Ostpreußen völlig ausgeschlossen! Nicht etwa deßhalb, weil ich hier nicht wie in jenen Landschaften mit den Leuten in ihrer eignen Mundart verkehren konnte: — sie warteten gar nicht ab, ob wir uns verstehen würden! Ging ich freundlich auf die Kinder zu, sprangen hastig die

Mütter herbei, rissen die Kleinen in scheuer Flucht mit sich fort und verschwanden mit ihnen in den schmutzigen, verwahrlosten Hütten, — die wahrlich nicht zur „Spurfolge" lockten — als ob ich sie verzaubern oder mißhandeln wolle. Ganz ebenso dumpf und stumpf und mürrisch und gehässig, zumal aber mißtrauisch verhielten sich die Erwachsenen nicht nur mir gegenüber, auch gegenüber den Königsbergern, die sie in ihrer Mundart anredeten. Es ist das eine traurige Folge der Jahrhunderte lang in diesen Gegenden geübten Bedrückung der niederen Bevölkerung durch die erobernden Einwanderer oder doch Einwohner anderen Stammes: ist doch auch nach Aufhebung der Erbunterthänigkeit die Lage der „Instleute", „Kotsaten" gegenüber dem Gutsherrn, dem Landrath und allen Gebildeten eine höchst demüthigende geblieben. Einen behäbigen Bauernstand wie in Baiern oder Westfalen giebt es ja hier zu Lande nicht: entweder wie der Vogel auf dem Zweig stets abtreibbar, „Instleute", oder Großgrundeigner:

ja, solche die — ungefähr — den süd- und westdeutschen Bauern entsprechen, nennen sich gar vornehm „Oekonomen“ und während bei uns „Bauer“ ein Ehrenname ist, kam ich gar übel an, als ich einen solchen „Herrn Oekonomen“ fragte, „ob er der Bauer dieses Hofes sei?“

Ist es doch in der Stadt nicht anders! Von der Kluft, die im Nordosten den Beamten, den Kaufmann (— von den Officieren zu schweigen: das ist ja anderwärts ähnlich —) von dem Handwerker, dem Dienstboten, dem Arbeiter trennt, hat man bei uns im Süden gar keine Vorstellung. Als ich einem geheimräthlichen (er war das schon im Mutterleibe!!) Amtsgenossen erzählte, daß in München während der Bockzeit im Achazgarten Geheimrath neben Dienstmann, Minister neben Tagelöhner am selben Tische sitzen, wäre mir der unnahbar hoch Stehende beinahe ohnmächtig in die Arme gefallen.

Und als ich in einer nahe befreundeten Familie der alten Köchin, die mir 16 Jahre lang die Thüre

dieses Hauses geöffnet hatte, einem treu bewährten Inventarstück, im 16. Jahre eines Abends beim Hinunterleuchten neben dem landesüblichen Trinkgeld auch meine Hand gab, nahm mich die gestrenge „Hausen-Frau“ [1]) auf die Seite, verwies mir das scharf und schloß: „so verderben Sie ja die Leute maßlos“.

Auch das (mir im höchsten Grad unerfreuliche) Slaventhum wirkt andrerseits auf die kriechende, schweifwedelnde Selbsterniedrigung der Ungebildeten: in Oesterreich sagt eine feine Dame zu einem Herrn ohne Bedenken „Küß' die Hand“, thut es aber gewiß nicht: in Ostpreußen küssen dienende Männer Männern die Hand: wehrt man es widerwillig ab, gilt das für Hochmuth! Ja, meiner Frau hat einmal ein Bettler auf der Straße den Saum des Mantels geküßt! —

[1]) Wie man dort sagt: auch „Hausenschlüssel“, „Hausen-Tochter“ mit unfehlbarer Sicherheit der Sprachrichtigkeit: als ich einmal eine solche „Hausen-Tochter“ neckte, erwiderte das „Kind der Excellenzen“: „Was haben Sie nur immer damit? Man sagt ja auch Hausen-Blase!“ (Geschichtliche Thatsache, Ort der Handlung: Königstraße!)

Diese und ähnliche Dinge mutheten nun recht undeutsch, barbarisch und culturarm an. Und dann wunderten sich die biedern Ostpreußen, wenn man gelegentlich äußerte, die Cultur nehme in Deutschland von Südwesten nach Nordosten ab! Ist sie doch von Italien aus über die Alpen, durch die Schweiz, Schwaben und Baiern über Augsburg und Frankfurt am Main, erst ganz allmälig nach Nordosten hin gedrungen: ein breiter, wohlthätiger, warmer Strom, eine Art geistigen Golfstroms, läßt sich von Oberitalien bis etwa Erfurt deutlich verfolgen, schon die Elbe, nicht erst Oder oder gar Weichsel, ist eine scharf eingeschnittene Culturgränze.

Und alle Cultur im Nordosten stammt aus dem Süden und Westen.

Da ich nun gerade einmal beim Schelten bin, muß ich doch beifügen, daß die Stadt Königsberg und die Lebenseinrichtungen daselbst uns Süd- und Westdeutsche in manchen Stücken noch ziemlich barbarisch anmutheten: zumal in den ersten Jahren 1872

bis etwa 1880: selbstverständlich hat sich in diesen Dingen im Lauf von 16 — ja schon von 8 — Jahren vieles erheblich und rühmlich gebessert.

Aber vor 22 Jahren — 1872 — war noch ein sehr großer Theil der Häuser in der Stadt — wie auf dem flachen Lande (oben S. 59) — einstöckig: über dem Erdgeschoß mit unglaublich kleinen Doppelfenstern (die im Winter — zugeklebt — 8 Monate keine Lüftung außer durch eine handgroße Klappe verstatteten!) spannte sich das niedere Mosdach nicht nur in den armen Vorstädten, sogar in dem „Mitteltragheim", gerade gegenüber dem stolzen Regierungsgebäude, bestanden diese „Baudeln" fort bis zu meinem Abgang.

In den mehrstöckigen Häusern aber führte oft eine kaum erkletterbare schmale Holztreppe nach oben so steil, daß, wenn man oben dem Besucher einen Stoß gegeben hätte, er wie ein Pfeil unten zur Thüre hinausgeflogen wäre: denn fast alle Thüren öffneten sich nach außen (wie manchen Puff der tückisch aufspringenden Pforten fing meine dicke Pelzmütze auf!):

eine dritte Aehnlichkeit mit dem alten Rom neben den sieben Hügeln und dem auf den Straßen liegen bleibenden Schmutz oder — hier häufiger — Schnee. Es ist ja richtig, daß der massenhafte und sich immer wiederholende Schneefall dort es unmöglich macht, rasch diese ganzen Mengen fort zu schaffen und es ist auch wahr, daß seit 1876/1878 etwas mehr hiefür geschah: aber zumal in den ersten Jahren waren wir doch erstaunt, daß die feinsten Damen in den Hauptstraßen der Stadt über kniehohe Massen von schwarzem Schnee und Schmutz, tiefe Lachen von Schneewasser hinüber und hindurch stapfen mußten. „G'schspaßig," sagte Freund Kaiser einmal zum Oberbürgermeister Selke, „bei uns kehrt man den Dreck fort, hier speichert man ihn auf!"

Ferner störte uns doch recht stark, daß in sehr vielen älteren Häusern ein Mägdezimmer durchaus fehlte — wir wurden gar nicht verstanden, als wir nach einem solchen fragten —: in Folge dessen die Mägde in der Küche schliefen, auf dem Boden oder in

Hühnerkobeln ähnlichen Verschlägen in den Wänden, zu denen sie auf Leitern hinauf stiegen.

Endlich waren die eine fehlende Canalisation ersetzen sollenden Einrichtungen von einer — nun sagen wir: — Lästigkeit, die hier nicht geschildert werden kann. In den — sinnreich! — meist der Eingangsthür gegenüber stehenden „Cabinettchen" war man der Blokirung durch jeden Besuch ausgesetzt.

Ich würde bei diesen Ausstellungen nicht verweilen, erforderte nicht der das berechtigte Maß übersteigende Provinzial- und Local-Patriotismus eine gelinde Dämpfung. Dieses an sich vollberechtigte Selbstgefühl der Ostpreußen und Königsberger hängt mit ihren besten, oben laut und freudig von mir gerühmten Eigenschaften zusammen: aber andrerseits hemmt auch die Selbstüberschätzung dort zuweilen und in einzelnen Stücken den Fortschritt (freilich nicht die „Fortschritts*partei*": im Gegentheil!), zumal die frühere Abgeschlossenheit den Vergleich mit dem Westen und Süden verhinderte.

Aber auch Königsberger, die gereist sind, finden zu Hause Alles am Vortrefflichsten und Tadellosesten bestellt: ein sehr gescheutes, feingebildetes, 18jähriges Mädchen kehrte — aus der Schweiz — an den Pregel von ihrer ersten Reise zurück: auf meine Frage, wie ihr denn dort die Bergseen gefallen hätten, erwiderte sie: „unser Schloßteich ist doch viel schöner!" —

Eine andre Pregeljungfrau glaubte meine Schilderung der Abendfahrt Athalarich's und Camilla's auf der Adria (im „Kampf um Rom", I.) nicht höher loben zu können als durch den Ausruf: „Ganz wie auf dem Schloßteich!"

Allein die Sache ist ernster. Auch reife, hochgebildete Männer stecken in solcher Ueberschätzung: nicht etwa der Begabung des Stammes — durchaus nicht! —, diese verdient vollste Anerkennung: aber des von ihm erreichten Culturgrades. Die Abgeschlossenheit, die Armuth des Landes, das Klima (s. unten), die häufigen Mißärndten (in 7 Jahren rechnet

man 4!) bilden Hindernisse, die eben auch ostpreußische Kraft und Ausdauer nicht völlig, nicht immer zu überwinden vermochten und vermögen: das häufige Erliegen in diesem Kampfe führt dann leicht zu einer stumpfen Ergebung, zur Lähmung weiterer Versuche: „Iwo, das lohnt ja doch nicht!" ist ein nur allzu oft vernommenes böses Wort.

Bei den Königsbergern steigert sich nun begreiflichermaßen diese hohe (wie soll ich sagen?) Selbsteinschätzung. Oft sagte ich ihnen: „Euer Unglück ist, daß Kant bei euch, nicht in Krartepellen geboren ist"[1]).

[1]) Außer auf Kant und ihren eignen Kriticismus sind die Königsberger, die Ostpreußen überhaupt, stolz auf ihren hervorragenden Antheil an der Erhebung von 1813. Fern sei es, diese vollberechtigte Berühmung anzutasten: im Gegentheil, seit ich die Armuth des Landes — und wie stark war diese nun vollends vor 80 Jahren! — genau kennen gelernt habe, ist meine Bewunderung für jene Leistungen noch viel höher gestiegen. Nur muß bemerkt werden, daß die Ostpreußen auch „die Nächsten dortau waren": sie hatten am Schwersten unter dem Uebermuth der nach Rußland ziehenden Franzosen gelitten: — grimmig haben sie an den aus dem Eise der Beresina heimkehrenden Flüchtlingen manch scheußliche Ausschweifung und Plünderung des Vorjahrs gerächt: immer wieder findet man

Denn sie müssen nun alle kleine kritische Kante sein! Ich nannte das liebe alte Nest oft: „die Stadt der reinen Vernunft und der schmutzigen Straßen" [1]).

Die Wahrheit ist, daß dieser scharf kritische Sinn, wie ein Vorzug, so eine starke Einseitigkeit ist: omnis determinatio negatio: sie haben reichlich die Fehler ihrer Tugenden: d. h. die Kehrseite hiervon bildet, daß ihnen meist alles fehlt, was Einbildungskraft und künstlerischer Formensinn im weitesten Sinne heißt.

Daher haben sie in 6 Jahrhunderten an Dichtern nur aufzuweisen Herder, Simon Dach, Gottschedt (!), Max von Schenkendorf, Zacharias Werner, Hofmann

---

noch Uniformstücke der damals erschlagnen und verscharrten Franzosen in Kiefernwald und Heidemor! — und sollte die Erhebung Preußens — im Anschluß an die verfolgenden Russen — überhaupt geschehen, so mußte sie hier, in Osten, im Rücken der Fliehenden, konnte nicht in dem von ihnen besetzten Berlin oder weiter südwestlich losbrechen. Diese Erkenntniß schmälert den wackeren Ostpreußen nicht Verdienst und Ruhm.

[1]) Vgl. die Verse aus Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 217.

und Ernst Wichert, dessen „Litthauische Geschichten" allerdings wahre Meisterwerke sind (vgl. IV. 1, S. 74).

Und wo soll in diesem unplastischen Lande der Sinn für Bildhauerkunst herkommen? Eher allerdings für Landschaftmalerei, in der sie Schönes leisten.

Diese Schranken würden nicht so fühlbar werden, machten die Biedern das Selbstgefühl ihrer Ueberlegenheit nicht zuweilen in einer für andre Leute kränkenden Ueberhebung geltend.

Ein Ostpreuße sprach mit mir über Süddeutschland, das ja meine „schöne Heimath" sei: „aber," sagte er herablassend, „wahre Freundschaft giebt es nur in Ostpreußen". Ich ließ ihn natürlich stehen mit sammt seiner ostpreußischen Freundschaft.

Ein andrer, der, wirklich vielseitig gebildet, sich aber für noch viel gescheuter hielt als er war, sagte mir in's Gesicht: „ja, ihr Baiern und Deutschösterreicher, ihr seid ein zurückgebliebener Volksstamm".

„Mag sein," erwiderte ich, „daß wir nicht so rasch fortgeschritten sind wie andre: aber die Ostpreußen haben noch gar nicht angefangen, zu schreiten."

Das ist doch eine so arge und beschränkte Ueberhebung, daß sie den bereitwilligsten Bewunderer der Vorzüge des Stammes empören und auf solch groben Kloß den entsprechenden Keil herabbeschwören muß. Diese beiden argen Flegeleien geschahen ohne Absicht, zu kränken: es liegt eben zu Grunde nur Mangel an gesellschaftlicher Bildung und Form und andrerseits jene Selbstüberschätzung: denn hätte ich gleiches von Ostpreußen gesagt: „Ja, Bauer, das ist ganz was andres" [1]).

---

[1]) Von der maßlos frechen Ueberhebung des alten Stockpreußenthums gegenüber den Süddeutschen auch noch nach 1870/71 erlebte ich dort eine an die Unverschämtheit jenes „Berufenen" von 1862 (III. S. 277) in München erinnernde Bethätigung. Ein Ostpreuße und ein andrer Preuße, — beide Professoren! — sprachen in meiner Gegenwart — recht wohl meine baierische Herkunft kennend — von den Ergebnissen der Kriege von 1866 und 1870. Der Ostpreuße meinte — übrigens durchaus nicht in mich verletzen könnender Weise — es wäre wohl besser gewesen, 1866 oder 1871 einen Einheitsstat, ein

Das war also nicht Fremdenhaß, nur Mangel an Erziehung [1]): im Gegentheil ist von den Ostpreußen eine ganz außerordentliche Wirthlichkeit und Freundlichkeit gegen Fremde zu rühmen: anfangs zurückhaltend, werden sie, zumal als Wirthe im eignen

großes Preußen unter Einverleibung aller Einzelstaten herzustellen. Der Andre erwiderte: „seien Sie doch froh und stolz, daß wir solche Heloten haben". Ich fiel ein: „Ihre Unkenntniß der Reichsverfassung war mir bekannt, Ihre Unverschämtheit noch nicht ganz!" Ich drehte ihm den Rücken, ging und wartete umsonst auf Forderung oder Verklagung.

[1]) Diese gesellschaftliche Unerzogenheit trat zuweilen so drollig hervor, daß man nicht zürnen, nur lachen konnte: einmal kam zu mir, dem Decan, ein frisch aus der Provinz zugereister Fuchs behufs Einschreibung mit brennender Cigarre und konnte durchaus nicht begreifen, als ich ihm väterlich wohlwollend vorstellte, das sei ungewöhnlich und er möge es bei anderen Besuchen unterlassen. — Ein Andrer, aus Masuren eingetroffen, wird bei dem Commercienrath, dem ihn der Vater empfohlen, zu Mittag geladen: er schreibt nach Hause: „Alles sehr herrlich (sprich harrlich), Essen (sprich Assen) und Trinken, mehr als ich je gesehn. Alles pick-fein: förmlich Servietten!" — Die Geschichte vollends von dem Ostpreußen, der in Berlin an der Wirthstafel sämmtliche Köpfe der Spargel auf der Schüssel abschneidet, auf seinen Teller schiebt und auf das laute Staunen seines Nachbars erwidert: „aber Mannche, das ist ja das Baste!" erzählt man sicherer an der Oder als am Pregel.

Hause, alsbald warm und herzlich und thun mit Einladungen zu jeder Art von Geselligkeit des Guten wahrlich nicht zu wenig, nur allzuviel: wahrhaftig an Geselligkeit und Gesellschaft wird in dem langen Winter von Anfang October bis Ende Mai am Pregel mehr geboten als andrer Leute Kopf und Magen ertragen können. Wir standen in unablässigem Vertheidigungszustand gegen Einladungen. In den alt-ostpreußischen Häusern begann das Abendessen oft erst um 9½, ja um 10 Uhr, dann wurden sechs bis acht schwerst verdaulicher Speisen aufgetragen und man kam um 2 oder 3 Uhr Nachts nach Hause, durch den kniehohen Schnee patschend vom botanischen Garten bis Ende der Königsstraße (¾ Stunde!). Ich schlief am folgenden Morgen bis um 9 Uhr. Einmal und nie wieder!

Nicht hübsch war auch bei diesen Gesellschaften, daß häufig, sobald der letzte Bissen des endlosen Abendessens hinunter gewürgt und die sacramentale Formel „Mahlzeit" (mit feierlichem Händedruck wie

bei der Blutsbrüderschaft unter dem Rasenstreifen! — **ganga undir jardar-men** —) gesprochen war, Männlein und Weiblein plötzlich auseinanderstoben in zwei verschiedne Räume, die Männer rauchend, Grog oder Bier trinkend, zumal aber Carten spielend, die Damen sich untereinander auf das Tugendsamste langweilend und beide Geschlechter so scharf von einander getrennt, als wären sie nach Tische je in ein Mönch- und ein Nonnenkloster abgeführt worden, bis endlich der gemeinsame „Hausenschlüssel" den Gatten und die Gattin wieder auf dem Gange vereinten und der unerläßliche gegenseitige Beistand, um in das Innere der hohen, bis an die Knöchel reichenden pelzgefütterten russischen Gummischuhe zu gelangen[1].

Gerade jene einseitige und mit Absicht und Bewußtsein gepflegte „kritische Ader" führt nun aber mit der Dialektik der Nemesis zu einem höchst unselb-

[1]) 11 Pare sind mir im Laufe jener 16 Jahre verwechselt worden: die meisten im Sprechzimmer der Universität von einem immer zerstreuten theologischen Amtsgenossen! (s. unten).

ständigen, kritiklosen Verhalten gegenüber allen Erzeugnissen der Kunst im weitesten Sinne. Die den Norddeutschen allgemein eignende stäte Besorgniß, sich etwas zu vergeben, etwa zu rasch einer schönen warmen Wallung zu folgen und so „sich zu blamiren“[1]), ist bei den die Kritik vergötternden Königsbergern hochgradig gesteigert: daher sind sie, wie Sänger und Schauspieler klagen, ein höchst kühles[2]), insofern abstoßendes Publikum: „nur ja nicht vorschnell Beifall klatschen oder rufen oder loben, wenn auch der innere Beifall voll vorhanden ist: mein Urtheil könnte doch

---

[1]) „Bei uns in Baiern blamirt sich jeder so gut er kann,“ sprach einst Freund Henle (III. S. 134) in der baierischen Abgeordnetenkammer. Das geflügelte Wort drückt trefflich aus, daß wir Süddeutschen nicht so ängstlich steif bei jedem raschen Wort an Wahrung der Würde unserer Unfehlbarkeit denken und uns getrösten, hauen wir einmal daneben, — ein andermal desto kräftiger dem Nagel auf den Kopf zu schlagen. Vgl. über diesen Gegensatz meine „Deutsche Treue“, Leipzig 1875, Aufzug I, S. 37.

[2]) Ich bemerke hier ausdrücklich und mit warmem Danke, daß ich bei meinen Dramen und bei anderm Hervortreten in die Oeffentlichkeit durchaus nicht über Kühle klagen kann, sondern herzliche Wärme rühmen muß.

irren und dann hätte ich mich „blamirt“: also klüglich abwarten, bis ein anerkannter (d. h. am Pregel) Sachverständiger gelobt hat: dann kann ich ja unbesorgt beipflichten“. So völlig unselbständig und kritiklos werden diese gebornen Kritiker vor eitel kritischer Sorge! Nun waren da für Schauspiel und Musik zwei Leute, zum Glück wirklich Sachverständige. Herr Ernst Krause für jene, Herr Professor Louis Köhler für diese: auf die allein kam es an: hatten die in die Hände geschlagen, so war es ungefährlich, dasselbe zu thun und hatten sie in der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ gelobt, so war es unbedenklich, in der Abendgesellschaft bei Geheimrath X., oder im „Städtebund“ [1]), oder im „Börsengarten“, auch zu loben: wenn nicht, dann nicht. Ich wiederhole: beide Herren waren tüchtige Sachkenner, wären sie's aber nicht gewesen, nur als solche verschrieen, hätten sie ganz die gleiche Banngewalt geübt!

---

[1]) Wie ein Angehöriger selbst die „Montag-Gesellschaft“ genannt hatte.

Um jeden ungünstigen Eindruck aufzuheben, den diese Ausstellungen an der Eigenart der Ostpreußen und der Königsberger — sehr wider meinen Willen — etwa hinterlassen könnten, wiederhole ich, daß, nach meiner gründlichen, vieljährigen Erfahrung dieser Mischstamm wesentlich aus niederdeutschen, aber auch mit zahlreichen Einsprengungen von mittel- und selbst süddeutschen (z. B. Salzburger) Bestandtheilen, benachbart und hie und da gemengt mit Litthauern, Masuren und Polen, zu den kernigsten und markkräftigsten unseres Reiches zählt. Was ihm an rascher Auffassung und leichter Beweglichkeit des Geistes gebricht, auch etwa an Schliff der Form — aus der Lage und Art des Landes, aus der 6—7 Jahrhunderte währenden Abgesperrtheit von dem Südwesten (d. h. von der Cultur) voll erklärbar, — an Einbildungskraft und Form-Sinn, das ersetzt er reichlich durch jene pflichtbewußte, hartnäckige Ausdauer bei schwerster Arbeit, die, auf das äußerste hart gegen sich selbst, allein ermöglichte, daß dies Land der Sümpfe dem

Perkunos und den Wölfen abgerungen und bewohnbar gemacht ward. Meine Bewunderung, meine Liebe und mein Dank bleiben Ostpreußen und Königsberg bis an mein Ende: blind braucht jene Liebe nicht zu sein: denn ihre Tugenden können die Aufdeckung ihrer Schwächen voll vertragen

Wir Oberdeutschen wollen doch dankbar anerkennen: was wäre aus uns mit all' unserer wärmeren Liebenswürdigkeit, leichteren Beweglichkeit, dichterischen Begabung und schöpferischen Einbildungskraft geworden, hätten nicht die härteren niederdeutschen Brüder in ärmerem Land unter schweren Kämpfen jenen preußischen Stat emporgebaut, der die feste Grundlage des deutschen States werden konnte? Französisch im Westen, habsburgisch im Osten wären wir geworden! Freuen wir uns doch der Manchfaltigkeit der Begabung unserer Stämme:

„dem Regenbogen gleicht so unser Volk:
der Farben Vielheit macht ihn schön und ganz“ [1].

[1] „Statskunst der Frau'n“, Leipzig 1877, Aufzug I, Auftritt 2, S. 19.

Formsinn, Kunst, Phantasie bei den Oberdeutschen, Kritik, Verstand, Statssinn bei den Niederdeutschen, dort Schiller und Goethe, hier Lessing und Kant und Bismarck: „über" sind den andern Stämmen allen freilich die Alamannen, die nicht nur Schiller und Hegel, Uhland und Strauß, auch die im Kampf gewaltigen und statsweisen Hohenstaufen hervorgebracht haben.

„Vertragt auch treu fortan, ihr Herrn:
Ihr Alle seid einander werth." [1])

---

[1]) „Deutsche Treue", letzter Aufzug, letzte Scene.

V.

Wenden wir uns nun von den Leuten zu dem Lande.

Das Klima ist nicht schlechter als sein Ruf: — was freilich nicht gerade viel sagen will.

Uebertrieben sind im Südwesten die Vorstellungen von der Kälte des Winters: diese ist bei Weitem nicht das Schlimmste: in den Häusern ist man durch Doppelfenster, oft Doppelthüren und ausgezeichnete, stubenhohe Kohlen-Oefen — die besten, die ich kenne — vortrefflich geschützt und auf der Straße durch den landesüblichen „Krimmerpelz", den auch ich, wie die meisten Amtsgenossen, bald erwarb: er reicht nach oben mit dem aufgeschlagnen Kragen hoch über die Ohren, oberhalb der Marderpelz-Mütze mit ihren Ohrenklappen — denn diese „Muscheln des Kopfes"

sind dem Erfrieren am meisten ausgesetzt! — nach unten bis an die Knöchel, wo er mit den unentbehrlichen (oben S. 66), pelzbesetzten Gummiüberschuhen enge Fühlung gewinnt; bezeichnend für diese Pelzröcke ist ein breites, außen angebrachtes, knöpfbares Gürtelband, das der Gestalt den Reiz des Bärenhaften verleiht.

So gepanzert, mag man leicht der Kälte trotzen, die auch nur einmal auf erhebliche Höhe stieg. Es war am Weihnachtssonntag von 1876 nach Mittag 4 Uhr, als das Barometer an der Schloßteichbrücke 26 Grad Réaumur Kälte zeigte. Schon am folgenden Tag waren es nur noch 24: allerdings behauptete sich damals die Kälte fast 3 Wochen lang — bei Tag — zwischen 20 und 23 Graden: meine Frau konnte nicht mehr ausgehen: im Zimmer brachten wir es bei zwei und dreimaligem Heizen nicht auf 10 Grad: ich ging jeden Tag zweimal in die Universität, wo ich im Sprechzimmer mit zu Eis gefrornem Bart ankam; ebenso war der Pelz steif wie

ein Schilderhaus: ich spürte nur gegen Ende dieser Kältezeit einen leicht brennenden Schmerz über die Stirne hin.

Nicht also die Kälte macht sich lästig, wohl aber der Wind!

„Der Wind, der Wind, ist ein himmlisches Kind,
Aber am Pregel ist er ein Flegel,“

dichtete ich schon im ersten Winter.

In der That, als ich einmal, wenige Monate nach meinem Eintreffen, im Januar morgens in die Vorlesung ging und aus der Hausthüre trat, fuhr mir ein so starker und so eisiger Windstoß gegen Gesicht und Brust, daß ich stehen blieb und mich umsah, ob auch andre Menschen solcher Gewalt trotzten: da ich nun die Königsberger ruhig weiter gehen sah, als müsse das so sein, schritt ich natürlich auch fürbaß, obwohl mir der Athem stockte und der eisige Wind durch Pelz und Rock bis auf die Haut drang.

Dieser unmittelbar aus den eisigen Steppen Rußlands kommende Ost-Nord-Ost — er „brüllt bären-

6*

stimmig" (Gedichte III. 1878 S. 279) — muß erst gewöhnt werden: er hat die Wirkung, daß es im Nordosten der Stadt oft um einen Grad kälter ist als im Südwesten. Leider wehen nur selten die Winde vom Haff und von der See her, so daß Königsberg nicht etwa ein feuchtes Küstenklima, vielmehr ein Steppenklima hat. Daher auch im Juli die drückende, trockne Hitze. Uebrigens ist dies Klima für die Nerven günstig — viel mehr als das Würzburger oder Breslauer! — und überhaupt zuträglich außer für Leute von schwachen Athmungswerkzeugen.

Die Ostpreußen, die nicht früh in dem allzuharten Kampf ums Dasein erliegen, „wachsen ja zu jenen Gliedern, zu jener Stärke heran, die wir bewundern," (sagt Tacitus von den Germanen). Meine Studenten wurden oft schon als Referendare erstaunlich dick: (gar manche freilich starben gerade in den ersten Jahren der Praxis an Brustkrankheiten); ich selber fühlte mich — bei recht angestrengter Arbeit — all' die Zeit hindurch sehr wohl in jenem rauhen Klima.

Dagegen Eins vermißte ich allerdings schmerzlich in jenen Jahren: den Frühling!

Es ist früher geschildert worden (I. S. 258 f.), wie ganz besonders der Vor-Frühling — schon die ersten Sonnen-Tage im Februar! — mir an's Herz gewachsen ist: — mir und meiner Poesie: sie sproßte zuerst auf an einem solchen sonnigen Februartag!

Unscheidbar von der Erinnerung an den Frühling zu München und zu Würzburg (IV. 1. S. 9 f.) ist mir der Amsel flötender Sang, wie er am Abend, kurz ehe die Sonne zu Golde geht, hoch vom Wipfel der Bäume schallt: es ist mir der liebste Vogelgesang: auch mein Halfred („Sind Götter?") hat ihm ja so gerne gelauscht.

Wohlan: die Amsel[1]) geht nicht östlich über die

---

[1]) Eben so wenig die echte Nachtigal, sylvia luscinia philomela: vielmehr nur der ungarische Sprosser, sylvia philomela: aber die Königsberger wurden gar böse, bestritt man ihnen, daß in ihrem „Louisenwahl" auf den Hufen Nachtigalen schlugen: es ist eben der Sprosser, den sie meinen. Aber nur beileibe nicht nachgeben!

Weichsel, wie auch Frau Buche zwar weit nördlicher, aber nicht gern so weit östlich gedeiht.

Sechzehn Jahre lang sah und hörte ich keine Amsel als etwa auf der Reise im Süden, zumal im lieben vogelsangreichen Friedrichshafen (s. unten), wo ich gar oft vom letzten Amselruf und von süddeutscher Natur zugleich nicht ohne tiefe Wehmuth Abschied nahm, wann es wieder gen Nordosten ging.

Und wie keine Amsel, gibt's auch keinen Frühling in Königsberg: der „weiße Winter" währt vom October bis Ende Mai: ich weiß zumal, wie eigen traurig es berührte, ragten im März, April und sogar Mitte Mai die Zweige der Bäume und Büsche noch kahl wie Besenreiser in die Luft, obwohl die Sonne grell vom Himmel brannte, die aber bei dem schneidenden Nordostwind nur leuchten, nicht wärmen konnte. Ich gedenke, mit wie rührender, schmerzender Selbstbescheidung wir an ein par Stachelbeerbüschen vor einem Eckhaus nahe dem Paradeplatz im Mai die ersten Ansätze von schüchternem Grün verfolgten,

die gar oft wieder in Eis und Schnee verdarben. Ende Mai oder Anfang Juni brach dann plötzlich Hochsommer ein mit einer trocknen Hitze, wie sie eben auch dem Steppenklima eignet.

Ja, ja, ich habe nie geklagt darüber in sechzehn Jahren, aber Amselruf und Frühling hart entbehrt.

VI.

Was nun die Ausflüge von der Stadt in die Landschaft betrifft, so ist zu rühmen, daß schon die nächste Umgebung durchaus der Reize nicht enträth. Der Spaziergang entlang dem Pregel nach „Holstein" gewährt den Blick auf den meistens von Schiffen belebten Strom; wandert man, wie wir so oft gethan, zum Steindammer-Thor auf die oben genannten „Hufen" — ursprünglich Aecker, Wiesen, Felder, Landhäuser mit Gärten, jetzt (leider!) meistens Wirthshäuser —, so bietet sich auf der kleinen Höhe bei dem Wäldlein „Louisenwahl" eine schöne Ausschau auf das Haff im Westen, zumal bei stimmungsvollem Sonnenuntergang; gegenüber „Louisenwahl" liegt das rührend schlichte Häuslein, in welchem Königin Louise traurige Tage lebte.

Wie bescheiden man doch wird im hohen Nordosten!

Wir freuten uns über die kleinsten Anzeichen des Erwachens in der Thier- und Pflanzenwelt der schmalen Anlage „Louisenwahl", schon an dem leisen Aufthauen des ockerbraunen Bächleins.

Häufig auch fuhren wir im Sommer an Sonntag Vormittagen etwas weiter gen Westen in das in so früher Stunde noch nicht von Königsbergern erfüllte Wäldchen bei Judithen, (dem Geburtsort Gottsched's), wo wir in den Schonungen Rothkehlchen und Dorngrasmücke belauschten: manch schöne Waldmorgenstunde haben wir dort verlebt: dankbar gedenk' ich's.

Malerisch liegt der etwas weiter entfernte schwermüthige See von Preil in seinen dunkelgrünen Büschen. „Schwermüthige Poesie": — das ist die richtige Bezeichnung für gar manche Landschaft dortselbst: das Grün der Bäume und Büsche nähert sich mehr als bei uns dem Blau, entbehrt des goldigen

warmen Gelb, wie ich von Pflanzenkundigen vernahm, wegen der kürzeren Zeit sonniger Bestrahlung: dies im Zusammenhalt mit eigenartigen Beleuchtungen [1]) erweckt bei dem Süddeutschen, der die Geschichte des Landes kennt, die phantastische Vorstellung, als liege die Verwünschung der alten Heidengötter und der ausgerotteten Verehrer der heiligen Eiche von Romowe düster und lastend auf dem Lande.

Manchen Reiz bot auch das im Osten gelegene Dorf Neuhausen mit Schloßgarten und Wald: aber mich störte bei diesen weiteren Ausflügen an wirklich schöne Orte die unvermeidliche lange (lange!) Rückfahrt auf öden, ja traurigen Landstraßen, die mich immer melancholisch stimmte, so daß wir später uns

[1]) Frau Rath von Doß traf bei ihrem Besuch (im Mai) das richtige Wort, als sie meinte, es walte hier zu Lande meist eine Art fahlen Lichtes, wie bei uns daheim bei einer Sonnenfinsterniß. Uebrigens fehlte es nicht an poesiereichen Sonnenuntergängen, ersetzten auch das Alpenglühen des Südens die aus rothen Backsteinen gebauten Casernen der Festungsstadt durch das „Casernen-Glühen".

auf kurze Fahrten, z. B. nach den freilich sehr bescheidenen Reizen von Aweiden oder Tannenkrug beschränkten.

Unerfreulich war dabei die durch die Festungseigenschaft der Stadt auferlegte Nöthigung, immer wieder zu dem nämlichen, schmalen Löchlein herein wie hinaus zu müssen; oft und oft gelangte ich in den heißen Sommern erst Abends nach 9 Uhr von dem Schreibtisch hinweg — ich arbeitete damals hart an „Urgeschichte“ III. mit ihren 75 Bogen! — zu jenen Rundgängen um die Stadt.

Mit Recht werden die Königsberger hier vorwurfsvoll fragen: „warum ging der Baier nicht an unsre herrliche See und in unsere masurischen Wälder?“

Antwort: Weil der Baier dazu wirklich keine Zeit hatte.

Während des Sommerhalbjahres konnte der Professor den Lehrstuhl nicht verlassen und kam die herbstliche Freizeit, so riß es den Süddeutschen so unwiderstehlich wie den Zugvogel nach dem Süden hinweg.

Indessen habe ich wiederholt den schönsten Strich jenes Strandes: Rauschen, Warnicken, Neukuhren, Schwarzort, Brüsterort mit seinem Leuchtthurm besucht und ward von dem ersten Anblick der Ostsee auf der Höhe von Pobethen, bei jenem oben erwähnten Ausflug mit Freund Kaiser, mächtig ergriffen[1]): die wundersamen Bildungen am Gestade: Höhen und Hügel, unsern Bergen ähnlich, aber aus eitel Sand, machten befremdenden Eindruck: ebenso manche seltsame Baumpartie und zumal die mir völlig neuen Bernstein-Tauchereien und -Gräbereien der Herren Stantien und Becker bei Palmniken und Brüsterort[2]).

---

1) Siehe Gedichte, III. Sammlung, Leipzig 1878, S. 256, 257.

2) Vergleiche die ausführliche Schilderung dieser Eindrücke, die ich damals unter dem Namen: „Briefe aus Thule" in die Allgemeine Zeitung, September 1872, sandte; ein drolliges Abenteuer widerfuhr uns in dem „Krug" zu Brüsterort. Kaiser und ich sprachen wie in Königsberg so bei diesem Ausflug gern altbairisch miteinander: wir merkten nun, daß die Knechte in dem nächsten, nur durch einen brusthohen Holzverschlag von uns getrennten Gelaß neugierig lauschend die Köpfe herüber reckten. Als wir am folgenden Morgen uns von dem Vor-

Auch später besuchten Therese und ich wie Neukuhren, so die anziehende Seeburg Pillau, dann die Siedelung von lieben Freunden — Dr. Robert Simon (oben S. 53) und seiner ebenso güte= wie anmuthvollen Frau — in Neuhäuser, auch die landschaftlichen Schönheiten von und bei Elbing. Aber seltsamerweise sind wir in den sechzehn Jahren niemals gelangt nach dem von den Königsbergern meistbesuchten Badeort Kranz. (Die Eisenbahn dahin ward erst in den letzten Jahren eröffnet.) Uebrigens meinten die Freunde lachend, für diese thörige Unterlassung könnten wir uns um Geld sehen lassen.

Stellt man sich im Südwesten Königsberg als Seestadt vor, so bedenkt man nicht, daß — für einen an die Arbeit gebundenen Professor wenigstens — die

---

stand des Bernsteinwerks die Eintrittskarten erbaten, lächelte der und sagte: „Ja, meine Herren, Sie sind mir schon verrathen: gestern Abend kamen meine Knechte und sagten: „Harrche, drüben im Krug sitze zwei wildfremde Franzosen: sprechen nur französisch, soll mer sie verhaue?“ (Es war erst zwei Jahre nach dem Krieg.)

See zu fern liegt: abgesehen von Kranz brauchte man über 5 Stunden Wagenfahrt, die schöne Küste bei Neukuhren zu erreichen. So waren wir denn in all' den langen Jahren nur zweimal dort.

VII.

Kehren wir nun aber von Stadt und Land und Leuten zu dem „Helden“ dieser wahrhaftigen Geschichte zurück, so wird der freundliche Leser bereits gefunden haben, daß schon im Verlauf der bisherigen Schilderungen wiederholt die traurige Einzahl des „Ich“ mit dem „wir“ wechselte, das nicht die Mehrzahl der Majestät des Schriftstellers (pluralis majestaticus litterariсus), sondern in diesem Fall eine beglückende Zweizahl bedeutet.

Am 3. August 1873 wurde ich — nach Ueberwindung von unschilderbaren Schwierigkeiten und Kämpfen jeder Art — mit meiner lieben Therese getraut[1]) von Pfarrer Liedtke in der lieben alten

[1]) Die damalige Form der Eheschließung; unsere Trauzeugen waren die Professoren Friedländer und Güterbock.

Burgkirche, auf der fortab mein Blick so freudig dankbar ruhte.

Diese Monate, von September 1872 an, waren nicht immer leicht zu durchleben gewesen. — — —

Entweihung wär' es, hier in flügellahmer Prosa jedem Leser — auch dem, der lediglich aus Neugier oder gar aus noch unschöneren Beweggründen nach diesen Blättern greift — von dieser Ehe zu erzählen: es genügt, in schlichter Wahrheit zu sagen, daß ich eine glücklichere mir nicht vorstellen kann. Wer uns kennt, unser Leben, unsere Arbeiten[1], bedarf einer

[1] An dieser Stelle muß ich doch ein recht einfältiges Gerede todt machen, das sogar uns selbst gegenüber häufig laut wird. Weil Therese und ich in einem Buche „Walhall", in einem zweiten „Kaiser Karl und seine Paladine" und in zwei Gedichtsammlungen (II. 3. Auflage, Leipzig 1883 und IV., Leipzig 1892) unsere ganz getrennten und völlig selbständigen Arbeiten zusammen gestellt haben, ist die unsinnige Vorstellung entstanden, wir arbeiteten Alles wie so eine Art von zusammengewachsenen siamesischen Zwillingen gemeinsam, so daß man nicht ihre und meine Leistungen auseinanderhalten könne. Wie dumm! Mich wundert nur, daß Therese nicht auch die „Könige der Germanen", die „Vernunft im Recht" und die „handelsrechtlichen Vorträge" mit verfaßt hat. In Walhall



Therese Dahn
geborene Freiin von Droste-Hülshoff
(1868).

Ausführung hierüber nicht. Was ich als Dichter geworden bin, — ich bin es seit 1868 und 1873 geworden.

---

sind die Göttersagen ausschließlich von mir, die Heldensagen ausschließlich von ihr, in den Paladinen ist das Ganze ausschließlich von ihr, nur die geschichtliche Einleitung ausschließlich von mir verfaßt, wie übrigens für jeden, der lesen kann, dort ausdrücklich klar gesagt ist: in den beiden Gedichtsammlungen sind die (wenig zahlreichen) von Therese verfaßten als solche bezeichnet. Aber auch die weitverbreitete Vorstellung, Therese sei die Mitverfasserin meiner seit 1873 veröffentlichten anderen Dichtungen in Vers und Prosa zeigt größte Unkenntniß dichterischen Schaffens und ist wohl nur daraus zu erklären, daß man nicht begreift, wie Ein Mensch neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten so viel Andres sollte zusammenschreiben können: er kann es eben doch! — Es versteht sich, daß ich meiner lieben Therese meine Entwürfe mittheile und sie mit ihr durchspreche, aber eine wesentliche Aenderung hieran ist ausgeschlossen, da ich vorher bis ins Einzelste mit dem Entwurf fix und fertig bin: dagegen ist sie meine strengste Beurtheilerin nach der Ausführung und vor und in der Drucklegung habe ich oft dankbar ihre Meinung befolgt, zumal in Fragen, wo feines weibliches Zartgefühl die Gränze erlaubter Schilderung ziehen kann: so wollte ich z. B. in „Felicitas“ den armen Liuthari dem schlummernden jungen Weibe einen Kuß auf die Stirne (— nur, schöne Leserin! —) drücken lassen: Frau Therese hat ihn nicht genehmigt. „Odhin und Laufeja“ hat sie nicht beanstandet, aber um Einzelnes in „Frigga's Ja“ mußte ich lange kämpfen.

Aber noch ein Anderes, Umfassenderes, Höheres tritt hinzu.

Sehr klar war mir bewußt, daß die Vorgeschichte dieser Ehe (— d. h. die Lösung einer früheren ohne juristische Berechtigung —) die schärfste Beurtheilung herausforderte. Dem gegenüber war es Pflicht, die ganze Kraft des Geistes, des Gemüthes und zumal des Willens und Charakters, die etwa in mir lag, in unabläßiger Anspannung zu verwerthen, um in dem neuen Leben nach jeder Richtung auch strengsten Anforderungen zu genügen. Wie weit das gelungen ist, habe nicht ich zu entscheiden: ich darf nur sagen, ich habe mich redlich bemüht. —

Unsere erste Reise [und meine bedeutungsreiche Unterredung mit König Ludwig II. auf dem Schachen zu Partenkirchen] soll später im Zusammenhang mit den übrigen Herbstfahrten von 1873—1888 geschildert werden: — hier stelle ich nur unser Lebwesen zu Königsberg dar.

Im October 1873 von München zurückgekehrt,

mußten wir noch ein par Wochen in meiner Junggesellen-Wohnung (1 Zimmer und 1 Alkofen!) hausen, weil die in der Königsstraße Nro. 22 im ersten Stock (Ecke der steilen Gasse) gemiethete noch nicht fertig gestellt war. Es war das seltsame „ménage“: aber auch in der neuen Wohnung ging es so — einfach zu, wie es wohl gar manche Frau Professorin nicht würde ertragen haben.

Selbstverständlich hatte ich aus der ganzen Würzburger Hauseinrichtung nur mitgenommen, was ich eingebracht hatte: also außer meinen Büchern nur den alten Schreibtisch und anderes schon in der Königinstraße und in der Wurzerstraße (III. S. 1) besessenes Geräth. Diese Herrlichkeiten, etwa 8 Stück, wurden nun in der neuen Wohnung auf ein großes Arbeitszimmer, — von Anfang an bis heute hatten und haben wir beide nur Ein gemeinsames — ein winzig kleines Eßzimmer und ein schmales Schlafzimmer vertheilt. Mehrung dieser Armuth war in den ersten Zeiten ausgeschlossen: mein Gehalt war nicht für

Neuanschaffungen ausreichend, Schulden hasse und fürchte ich seit dem Plüschsofa von 1846 (II. S. 520) wie den Gottseibeiuns[1]: so mußte sich denn Therese anfangs mit dem nicht Genügenden begnügen. Ich gedenke, wie ich wiederholt an dem Laden in der „Junkernstraße" neben der Polizei vorüber ging, überlegend, ob ich es verantworten könne, eine Tischglocke zu erstehen, auf daß die Arme nicht von dem Mittagstisch so oft in die Küche zu eilen habe, das Mädchen zu rufen. Das Kleinod sollte 20 Silbergroschen kosten: — ich stand auf Monate davon ab. Mit Stolz erwarb ich dagegen Hammer und Beißzange. Wie freute mich's, als ich einmal Gebühren aus einer Doctorpromotion erhielt und nun für Therese die ersten par Blumentöpfe — eine Aurikel und eine Hyacinthe — kaufen und ihr überraschend auf das öde Fensterbrett stellen konnte!

In den Nächten jener glücklichen Tage ward mir doch klar, daß, wenn ich jetzt sterben sollte, meine

[1]) Ja, genau genommen: mehr!

Wittwe in alleräußerster Armuth dastehen würde. Ich hatte von dem 1858—1872 Erworbenen und Ersparten nichts, gar nichts für mich behalten, als ein par tausend Mark zurückgelegter Honorare, Therese war ohne jedes Vermögen, die Wittwenpension in Königsberg betrug damals 230 Thaler. In jenen Nachtstunden nun gelobte ich mir, mit Aufwendung aller Arbeitskraft dafür zu sorgen, daß dieser Albdruck so bald und so völlig als irgend erreichbar von mir genommen und für meine Wittwe ausreichend gesorgt sei: es hat doch etwa 4 bis 5 Jahre gewährt, bis durch eine Lebensversicherung wenigstens das Unentbehrlichste für den Fall meines Todes beschafft war. In Deutschland erwirbt auch ein erfolgreicher Schriftsteller, was ich erst seit 1876 ward, nur langsam. Abgesehen von jener Sorge, die nur mich quälte, verliefen aber jene Zeiten bei der alleräußersten, kaum glaublichen Einschränkung Theresens[1]) doch auf das

[1]) Ich danke heute noch gerührt der gütevollen Frau Geheimrath Friedländer, die uns öfter einen besseren Bissen eigenhändig zutrug; vgl. den in Gedichte III. S. 290 verewigten Lachs!

Seligste und wir lachten hell über unsere Noth und deren Behelfe.

Ich hatte nur drei Stühle: nun ward ich aber im Herbst 1873 Decan und zahlreiche Studenten sprachen täglich vor: da mußte denn, falls zwei Studenten auf einmal erschienen, die Frau Professorin sich einstweilen in den Alkoven in der Modestengasse, später in das Schlafzimmer in der Königsstraße zurückziehen und dort auf ein Bett setzen. Dazu kam, daß wir in letzterer Wohnung eingezogen waren, bevor alle Thüren verschließbar gemacht waren, so daß schwere hohe Bücherkisten, hinter der unverschlossenen Eingangsthüre aufgeschichtet, Nachts unsern Schlaf beschützen mußten.

Es sah in der That verwundersam aus damals bei Dahn's in der Königsstraße und manche hochweise und reiche Frau Geheimräthin schüttelte wohl das neugierige Haupt über die armselige, verwegene Dichter-Wirthschaft, bis die Leute nachgerade merkten, daß wir nicht nur bei unsern knappen Mitteln über-

schwänglich glücklich, auch in praktischen Dingen doch nicht ganz so einfältig waren, wie sie gewähnt hatten.

Einstweilen aber liefen die schnurrigsten und dümmsten, zum Theil wohl auch boshaftesten Gerüchte über uns!

Darüber darf man sich nun freilich weder wundern noch beklagen, daß Leute, — alte Weiber beider Geschlechter — die weder an sich noch an geistigen Aufgaben zu arbeiten haben — sich aus Müßiggang, Neugier, Schalheit und Bosheit mit zwei Menschen beschäftigen, die nun einmal unleugbar in sehr stark herausfordernder Weise von der Norm und Sitte des Lebens abgewichen waren: „live it down“, sagen die Engländer in solchem Fall. Es seien hier einige der damals über uns verbreiteten Dinge verzeichnet, die durch entrüstete Freunde zu unserer Kenntniß und Ergetzung gebracht wurden.

Zwar das sahen und hörten wir mit eignen Sinnen, wie auch „gebildete“, d. h. modern angezogene Damen sich gar oft auf der Schloßteichbrücke bei unserem

Herankommen mächtig, mit echt ingvaenonischer Grazie, in die Rippen stießen und recht hörbar flüsterten „das Par," weil wir so regelmäßig wie zwei Sterne zur bestimmten Minute Arm in Arm des bestimmten Weges wandelten. Aber erzählt mußte uns erst werden, daß wir statt der Möbel nur Bären- und Wolfs-Felle und Truhen (meine Bücherschränke!) in den Zimmern liegen, hängen und stehen hätten, daß ich, in ein solches Bärenfell gehüllt, zu „ihren" Füßen, während sie harfe, dichte, daß meine Frau jeden mich besuchenden Herrn zu einem Gang auf Stoßdegen herausfordere (weil die Unvorsichtige einem geheimen Rath, der meine Rappiere bestaunte, erzählt hatte, ich habe ihr ein par Paraden und Finten gezeigt), daß wir jeden Mittag in einer andern Kneipe vor den Thoren speisten. Eine uns gegenüber wohnende Beamtenfrau aus Goldap beklagte unser armes Mädchen, daß es einer Herrschaft diene, die nicht einmal Vorhänge an den Fenstern habe (nämlich nicht die in Goldap vorschriftmäßigen weißen, sondern dunkle).

Eine sehr liebenswürdige Officiersgattin meinte, nach einiger Bekanntschaft mit Therese, nein, sie glaube jetzt doch nicht mehr, was man ihr zugeschworen, wir hätten im zweiten Jahr unserer Ehe ein Kind gehabt, das wir in thöriger Affenliebe uns so lange gegenseitig aus den Armen gerissen hätten, um es zu küssen, bis das arme Ding vorgezogen habe, zu sterben! Eine Verbreiterin noch viel boshafterer Lügen (z. B. daß wir uns gleich im ersten Jahre scheiden lassen wollten!) habe ich einmal durch Gegenüberstellung und Zeugniß des von ihr über uns Belognen beinahe bis zum Versinken in den Erdboden gebracht [leider nur beinahe!]. Später haben dann die Leute in Königsberg anders über uns geurtheilt und manche haben in der Folge uns in herzerquickender Offenheit geklagt, daß auch sie uns Unrecht gethan hätten.

Wie gesagt, wir mußten ja auf schlimme Nachrede gefaßt sein und sie hat uns um so weniger weh gethan, als wir andrerseits gleich von Anbeginn einen Kreis warmer, treuer Freunde und Freundinnen gewannen.

Das Schönste an der so sehr bescheidnen Wohnung in der Königsstraße Nro. 22 war der dunkelrothe, pompejanische Wandanstrich des Arbeitzimmers: aber leider war das ganze Haus so feucht, daß dies Roth gar bald von grünen und weißen Pilzen überzogen ward und wir, — obwohl mir ein Wohnungswechsel gräulich ist, schon wegen der Unterbrechung der Arbeit durch Umstellung der Bücher, — schleunigst ausziehen mußten. (1874.) Wir nahmen nun — schon ein wenig behäbiger geworden — eine erheblich bessere auf dem „Vorderroßgarten“ Nr. 19 im II. Stock: das Haus gehörte dem Uhrmachermeister Herrn Glaß: ein großes Eßzimmer, ein schönes helles Arbeitszimmer gen Westen und ein geräumiges Schlafzimmer mit dem Blick in das Hausgärtlein gen Osten. Wir verlebten hier freudige Jahre (von 1874—1877): hier ward der „Kampf um Rom“, den Therese vor dem Ofen in der Königsstraße gerettet hatte (III. S. 370), vollendet, hier entstanden rasch nach einander „Sind Götter?“, „König Roderich“, „Markgraf Rüdiger“,

„Deutsche Treue“, die Operndichtung „Armin“, die „handelsrechtlichen Vorträge“, der „Grundriß des deutschen Privatrechts“, die „langobardischen Studien“, hier der I. Band der „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“, hier die meisten der „Balladen und Lieder“.

Nach meinem Rectorat (Ostern 1877 bis Ostern 1878) und der italienischen Reise (s. unten), siedelten wir im Frühjahr 1878, da die zwei Zimmer der nun ganz bedeutend erweiterten Geselligkeit nicht mehr genügten, um in das liebe Haus „Hinter Tragheim“ Nr. 28, wo wir im ersten Stock eine zwar auch gar kleine, aber äußerst behagliche Wohnung fanden: ein höchst gemüthliches Eßzimmer und ein helles Schlafzimmer mit dem Blick in lauter Gärten (die weitgedehnten von Hensche) ringsum, eine schmale Bücherei und ein gar stattliches Arbeitszimmer, dessen drei hohe und breite Fenster auf den grünen Vorgarten der „Phönixloge“ der Freimaurer sahen.

Wie glücklich sind wir zehn Jahre hindurch — bis

zu unserer Verpflanzung nach Breslau, 23. März 1888 — in diesen unvergeßlich trauten Räumen gewesen: — glücklich, allein zu zweien mit unserer recht ämsigen Arbeit, froh und heiter, zuweilen bis zur Ausgelassenheit, mit einer Schar von herzlieben, treuen Freunden und Freundinnen! Mein Dank und Segen schwebt über dieser Stätte immerdar. Ich gewann die Räume so lieb, daß ich mich, obgleich sie sich bald auch als zu eng erwiesen, zum Ausziehen niemals entschließen konnte.

Der Hauptreiz der hellen Räume und ihr in jenem Himmelsstrich besonders hoher Werth lag darin, daß die Vorderzimmer jeden frühesten Strahl der Sonne von Osten und die Rückzimmer noch den letzten Gruß der Abendsonne über die grünen Baumwipfel der unabsehbaren Gärten her aufnahmen: ach und wie lechzten wir in Thule's langem Winter-Eis und -Schnee und -Nebel nach Sonne, Licht und Wärme! Jene ausgedehnten Gärten (nicht nur der kleine Hausgarten der Frau Möschke, den wir mit benutzen durften,

und der anstoßende unseres treuen Nachbars, des alten Herrn Müller — er war ein Vogelfreund wie wir und manchen Vogeltausch haben wir geschlossen, manchen Flieder- und Rosenstrauß hat seine liebe greise Frau durch die Hand ihres „Vogelmariechens“ auf Theresens Tisch gestellt! —) lagen damals noch so unverstört, daß nicht nur Singvögel aller Art, auch der Kuckuck und der Buntspecht darin nisteten oder doch riefen und hackten, wie denn in harten Wintern Kohlmeisen und die zierlichen Sumpfmeislein mit dem schwarzen Kopf täglich wohl zu halben Dutzenden in die geöffneten Fenster unserer Küche und unseres Schlafzimmers geflogen kamen, sich hier wärmten und nährten und dankbar zwitschernd wieder Abschied nahmen.

Im Laufe der Jahre mehrte und verschönte sich nachgerade auch der anfangs geradezu ärmliche Hausrath[1], so daß das schöne große Arbeitszimmer, das

[1]) Frau Möschke, die gestrenge Hausherrin, hatte, vom Fenster aus unsern Einzug überwachend, bedenklich das Haupt

wir vor dem Abschied von dem trauten Haus und dem ganzen lieben Königsberg photographiren ließen, einen erfreulichen Anblick bot[1]).

Was ward nicht in jenen 10 Jahren in diesen Räumen gearbeitet, aber auch gelacht und fröhlich gezecht! Wieviel Arbeit, wie viele Gedanken: in Wissenschaft und Kunst und Stat und Leben, welche Begeisterungen, welch frohgemuthe Scherze, welch silberhelles Lachen (— freilich auch zuweilen welche Schmerzen! —) füllten nicht die erinnerungsreichen Zimmer! — — —

Es wäre viel mehr davon zu sagen, als hier gesagt wird. —

Von den wechselnden Hausgenossen hebe ich die Schar fröhlicher, aber trefflich gezogener Kinder des Kaufmanns Krosta hervor, die sich auch bei Eis und

geschüttelt, als sie auf dem (— einzigen! —) Wagen gar keine eleganten, modernen Möbel (sie stammten ja zum Theil aus der Köniqinstraße zu München und dem Jahre 1846!) vermerkte, nur ungezählte „Wein-Kisten" wie sie fürchtete: d. h. meine Bücher-Kisten!

1) Siehe das Bild am Ende des Bandes.

Unser Arbeitszimmer im Hinter-Tragheim zu Königsberg 1877—1888.

Schnee im Gärtlein tummelten: dann die sie im Erdgeschoß ablösende Familie des Herrn Pfarrers Glomsda: das ehrwürdige, greise Par war so herzgewinnend in seiner alterthümlichen Schlichtheit: beide schienen aus Voß Louise übrig geblieben. Der Herr Pfarrer mußte alle Leute um sich fröhlich sehen: fand er sonst niemand, spielte er seiner und unserer Magd Geige vor, daß sie tanzen konnten. Die Tochter Martha jedoch, ein stilles, sinniges Geschöpf, hat uns gar manchen Winterabend, wann es draußen stürmte und schneite und mir der heiße Kopf vor lauter „Urgeschichte III“ brummen wollte, traut behaglich und poesievoll gemacht durch ihr niemals störsames, aufdringliches und stets meisterhaftes, seelenvolles Clavierspiel, das abends von 6 bis 8 Uhr aus dem Raum unter meinem Arbeitszimmer herauf zu tönen pflegte: die Gute fand bald meine Lieblingsstücke von Beethoven und Richard Wagner aus und spielte sie unermüdlich: sie war unser trauter musikalischer Hausgeist: Dank ihr für und für!

Unsere streng eingehaltene Tagesordnung verlief in allen drei Wohnungen gleichmäßig: die Freunde spotteten wohl (und spotten!) über meine Pedanterie hierbei: aber nur solche besonnen überlegte und unerbittlich befolgte Eintheilung ermöglichte das Maß von Arbeit, das damals geleistet ward.

Im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 7 Uhr Beginn der Arbeit: vor Allem Vorbereitung der Vorlesung, mit der ich es, je älter ich werde, je länger ich lese, desto gründlicher nehme! Dann sofortige Erledigung („aus der Weltschaffung") des gesammten Einlaufs der Post, sonst droht — bei Aufschub — Brief-Banquerotte, den ich bisher immer gerade noch knapp abgewehrt: die Brief- und andern Zusendungen stiegen allmälig erschreckend, da sie ja nun von zwei Seiten — von der Wissenschaft und von der Dichtung (oder doch von der Literaturwelt) her (abgesehen von Andrem!) — kamen und kommen: seit ich an einem gewöhnlichen Tage des Jahres einmal 27 Postsendungen erhielt, habe ich das Format meiner Briefe,

wo irgend thunlich, auf das der Visitencarte beschränkt [1]. Alsdann Arbeit meist an der (unendlich langen!) „Urgeschichte“ (IV Bände, 170 Bogen) und der „Deutschen Geschichte“ (II Bände, 90 Bogen). Im Winterhalbjahr und in der Osterfreizeit hatte ich zu Königsberg den gar nicht hoch genug zu werthenden Vortheil, den ganzen Vormittag — meine beste Arbeitszeit! — von 8—1 Uhr unzerstückelt der wissenschaftlichen Arbeit zu Hause zuwenden zu können, da ich nur nach Mittags von 4—6 Uhr las: blos dies ermöglichte die

[1]) Die Beantwortung der Briefe von Leuten, die mich meist nicht das Mindeste angehen und keinerlei Recht auf meine so knappe Zeit haben, — a great nuisance! — kostet durchschnittlich täglich fast eine Stunde, oft viel mehr: die Autographensammler, die herzigen, fern zu halten, schlug Freund Wichert einmal sehr zweckmäßig vor, von jedem eine Mark für die Schillerstiftung einzuziehen. Unter welchen Vorwänden diese Plagegeister Fragen stellen, ist manchmal drollig: z. B. „was ist Postille?“ „Schreibt man dem gutem Mann?“ oder „dem guten Mann?“ „Was bedeutet Westfale?“ — Ich rede dann die Durchschauten an mit „Verehrter Herr Autographensammler!“ In Ostpreußen haben mich aber zuletzt, nachdem ich ziemlich bekannt geworden, in der That ohne jene Absicht, Viele wie ein lebendiges Conversationslexikon über alles Mögliche, was ich wußte und nicht wußte, nachgeschlagen!

mir selbst zuweilen erstaunsame Menge der in jenen 16 Jahren vollendeten wissenschaftlichen Arbeiten (s. unten die Aufzählung am Schluß des Bandes): bitter schmerzlich vermisse ich diesen großen Vorzug in Breslau, wo ich — aus allerlei Gründen — Winter und Sommer am Vormittag (von 11—1 Uhr Winters und 10—12 Uhr Sommers, im Winter dann auch noch zweimal von 5—6 Uhr, im Sommer einmal von 5—6 Uhr) lesen muß.

Von 1—2 Uhr machten wir dann den vielbesprochenen (oben S. 34) Spaziergang (meist bis an die Börse oder an den Bahnhof), so regelmäßig, daß unser Erscheinen, wie bemerkt, den Königsbergern als Zeitbestimmung diente: um 2 Uhr das immer in einer Viertelstunde erledigte Mittagsmahl, dann in dem sonnigen Schlafzimmer Erledigung der Zeitungen (ach! dieser sehr nothwendigen Uebel und sehr üblen Nothwendigkeiten!), von 3—4 Uhr Arbeit, 4—6 Uhr Vorlesung (s. oben S. 48, Reichsverfassung 2 Stunden, Seminar 1 Stunde), von 6—8 Uhr Arbeit (zumal die

Neuherstellung der E. von Wietersheim'schen „Völkerwanderung“ und die „Vernunft im Recht“ ward in jenen Abendstunden geschaffen): um 8 Uhr Abendessen, von 8¹/₄—10 Uhr abwechselndes Vorlesen (zumal in Grimms und Schmellers Wörterbüchern, dann Grimms Mythologie, Rechtsalterthümer, Geschichte der deutschen Sprache, Dümmler, ostfränkisches Reich, Giesebrecht, Kaisergeschichte), um 10 Uhr Schlaf. Im Sommer änderte sich hieran nur, daß die Arbeit um 7 Uhr morgens begann und die Vorlesungen von 11—1 Uhr und 5—6 Uhr, nebst Montags von 6—7 Uhr Seminar (also 17 Stunden wöchentlich!) gehalten wurden und in der Hitze der regelmäßige Spaziergang auf den Abend verlegt ward, dessen letzte Stunden im Juni und Juli meist mit den Freunden im „Börsengarten“ verbracht wurden.

Die genaue Einhaltung dieser Tagesordnung allein ermöglichte, wie gesagt, die Vollendung so vieler Bände und zwar ohne Ueberanstrengung, denn sie enthielt doch nur 10 Arbeitsstunden: dabei war — wie

von jeher — die Ausarbeitung, d. h. das Niederschreiben der Dichtungen auf die Sonn- und Feier-Tage und die Abende der Freizeit im Herbst verlegt: die Werktage der Halbjahre und die Vormittage der Freizeiten auch im Herbst waren und sind der wissenschaftlichen Arbeit bestimmt: man erwäge, daß außer den wissenschaftlichen Werken, den Vorlesungen und deren Vorbereitung, — die so reich fließende Gesetzgebung in Preußen und im Reich von 1872—1894 machte und macht unablässige Umarbeitung erforderlich! — auch noch die Sitzungen in Facultät, Senat, Generalconcil (s. unten Universität), die mündlichen und schriftlichen, in Königsberg so zahlreichen, Semestral-Prüfungen, die Referendarienprüfungen, die Beurtheilung der Referendarienarbeiten sehr viele Kraft und Zeit in Anspruch nahmen: man pflegt nicht daran zu denken, daß, ganz genau gerechnet, 87 Hundertel meiner Arbeitskraft und Zeit von jeher und zumal auch von 1872 bis heute von der Wissenschaft und dem Beruf in ihren manchfaltigen Richtungen in

Anspruch genommen und kaum 13 der Dichtung übrig gelassen werden. Daß ich gleichwohl von 1872 an auch so viel Dichterisches bringen konnte, erklärt sich daher nur aus der früher (III. S. 193) geschilderten Eigenart meines dichterischen Schaffens: die sorgfältigste Durcharbeitung des Gegenstandes der Aufgabe bis in's Einzelnste lediglich in Gedanken, ohne ein Wort zu schreiben, und nach Vollendung dieser eigentlichen Arbeit das mühelose Niederschreiben ohne mindeste Beschwerung durch die Formgebung.

Oft unliebsame Störung dieser Tagesordnung brachten die allzuhäufigen (oben S. 73—75) Einladungen, das Uebermaß an Geselligkeit, dem man sich bei der überwältigenden Liebenswürdigkeit der Leute dort mit aller Anstrengung [1]) nicht immer erwehren konnte: aber die gemeinschädlichen, den folgenden Vormittag (mich wenigstens) verdummenden Abendgesellschaften zum Mindesten vermied und vermeide ich fast völlig.

---

[1]) Die Freunde spotteten: „ihr benehmt euch wie ein Stachelschwein, das einen Igel verschluckt hat".

VIII.

Das Bild unseres so unaussprechlich glücklichen und gemüthvollen häuslichen Lebens wäre nicht vollständig, gedächte ich hier nicht meiner Vogel-Narrethei, die Therese liebenswürdig theilen lernte.

In der That: zu dem Nebeneinander unserer beiden Arbeitstische, ihrer Nähmaschine und Harfe in demselben Zimmer gehört auch der große Flugbauer und ein par Sonderkäfige unserer Vögel.

Es ward geschildert (I. S. 16, 61, 71), wie schon in dem älterlichen Garten noch vor Schmetterling, Käfer und andrem Gethier das Vogelleben mich angezogen hatte, wie schon damals 32 Vögel den Winter über ein großes Drahthaus bevölkerten.

Viel hatte ich Therese davon vorerzählt, auch wohl

geklagt, daß das Leben in der Festungsstadt (damals noch fern den Gärten des Tragheim: — im Häusermeer des Vorderroßgartens) und der endlos lange Winter, das völlige Fehlen des Lenzes mich den Mangel des Naturgenusses, des Thier-, zumal eben des Vogel-Lebens empfinden lasse. Und nach der Amsel pries ich ihr der Hänflinge das ganze Jahr hindurch lieblich tönend Lied.

An einem düstergrauen Wintermorgen im Roßgarten lag ich noch im Schlafzimmer zu Bett, während Therese schon die anstoßende Küche betreten hatte: plötzlich sprang ich an die Thür und rief: „das sind ja Hänflinge!" Und so war es. Ich hatte das seit Jahrzehnten nicht mehr vernommene Gepieps (Krähen nennt man es bei fringilla canabina) sofort erkannt und die geplante Ueberraschung leider vereitelt, wofür ich gebührend gescholten ward. Diese beiden: „Prinzessin Rosenblüth" und „jung Gisilher", wurden nun Vorläufer einer großen Schar von singenden Gesellen, die sich im Laufe von

20 Jahren (1874—1894) nach einander einfanden [1]; aber nie ein Kanarienvogel oder Papagei. Ich

---

[1]) Ich stelle für gleichgestimmte Seelen hier ein (nicht erschöpfendes) Verzeichniß der Vögel zusammen. Ausländer hielt ich nur einige Zeit hindurch: sie sind langweilig, mit Ausnahme der schön singenden Sonnenvögel, der Hüttensänger, Grauedelsänger und der kleinen Tigerfinken, deren Gesang dem Klingen eines silbernen Glöckleins gleicht: wir hatten verschiedene Arten von Webervögeln, dann Astrilden, Mövchen, Elsterchen, Goldbäckchen, dann einen Goldsperling [so frech wie seine deutschen Vettern!], Geschenk von Karl Ruß in Berlin. Von einheimischen nenne ich: Amsel (**turdus merula**), rothrückiger Würger (**lanius collurio**), Pirol (**oriolus galbula**), Kleiber (**sitta caesia**), Fichtenkreuzschnabel (**loxia curvirostra**), Grünling (**loxia chloris**), Girlitz (**loxia serinus**), Dompfaff (**loxia pyrrhula**), Edelfink (**fringilla coelebs**), Bergfink (**fringilla monti-fringilla**), Schneefink (**fringilla nivalis**), Hänfling (**fringilla canabina**), Stiglitz (**fringilla carduelis**), Zeisig (**fringilla spinus**, brütete zweimal, vier Junge brachten wir auf!), Flachsfink (**fringilla linaria** = Birken- oder Meerzeisig), Goldammer (**emberizia citrinella**), Rohrammer (**emberizia schoeniclus**), Gartenammer (**emberizia hortulana**, Ortolan), Seidenschwanz (**ampelis garrulus**), weißhalsiger und kleiner Fliegenschnäpper (**muscicapa albicollis** und **parva**), weiße, graue, gelbe Bachstelze (**motacilla alba, sulphurea, flava**), Sprosser (**sylvia philomela**, aus Grènoble, handzahm, jetzt 6 Jahre bei uns), Mönch-Grasmücke (**sylvia atricapilla** = Schwarzplatte), Garten-, Dorn-, Zaun-, Sperber-Grasmücke (**sylvia hortensis, cinerea, curucca, nisoria**),

habe gelegentlich auch allerlei Beobachtungen in meiner Vogelstube veröffentlicht in der „gefiederten Welt“ von Ruß und einem nordamericanischen Werk von Nehrling.

Fluß-, Busch-, Schilf-Rohrsänger (**sylvia fluviatilis, locustella, phragmitis**), Roth- und Blau-Kehlchen (**sylvia rubecula** und **suecica**), Haus- und Garten-Rothschwänzchen (**sylvia tithys** und **phoenicurus**), Braunelle (**sylvia modularis**), Garten-, Fitis-, Weiden-Laubvogel (**sylvia hippolais, fitis, sibilatrix rufa**), Goldhähnchen und Zaunkönig (**sylvia regulus** und **troglodytes**: erstere wurden massenhaft am Leuchtthurm von Brüsterort gefangen oder, vom Sturm gegen die Drehgläser geschleudert, getödtet: beide gab ich nach drei Versuchen, sie im Käfig lebend zu erhalten, auf), Stein- und Wiesen-Schmätzer (**saxicola oenanthe** und **sylvia ruberta**), Alpenflühvogel (**accentor alpinus**), Baum-, Wiesen- und Brach-Pieper (**anthus arboreus, pratensis** und **campestris**), Feld-, Calander-, Heide- und Hauben-Lerche (**alauda arvensis, calandra, arborea** und **cristata**), Kohl-, Tannen-, Blau-, Sumpf-, Schwanz- und Bart-Meise (**parus major, ater, caeruleus, palustris, caudatus** und **biarmicus**), Flußregenpfeifer (**charadrius fluviatilis**). — Mißvergnügt wird sich Meister Staar (**sturnus vulgaris**) ausgeschlossen sehen: allein er muß sich für Zimmergenossenschaft erst noch bessere Sitten angewöhnen: einstweilen verweise ich ihn hiefür auf Gedichte IV. S. 159; über Mönch, Rothkehlchen, Blaukehlchen, Amsel, Hänfling, Stiglitz, Zeisig vgl. Balladen und Lieder S. 137 bis 169; auch die Nachtigal (ebenda S. 170): — ihr heißes Lied regt gewaltig auf und stört die Nachtruhe — hab' ich nie im Käfig gehalten.

Die unter einander verträglichen wurden und werden in einem großen Flugbauer vereint, aber die geflügelten Sänger — gerade die besten — sind wie die menschlichen: ein „genus irritabile“: bringt man sie zusammen, so schweigen sie trotzig oder sie bekämpfen sich, — nicht blos im Wettgesang! — sondern auf Tod und Leben wie auf der Wartburg.

So mußte denn Therese außer dem großen Drahthause noch die Pflege einer ganzen Reihe von Einzelkäfigen übernehmen, deren Zahl zur Zeit des Gipfels meiner Narrethei sechs betrug! Jetzt sind es nur noch drei. In Königsberg ließen wir gar manche der Einzelhäftlinge Stunden lang im Zimmer umherfliegen, was, zumal wenn sie sich in unseren hohen Weihnachtsbäumen tummelten, gar ergetzlich zu beobachten war, ebenso die Wasservergnügungen der Bachstelzen: — allein die zahlreichen „Erinnerungen“ an diese Stunden, die meine Bücher aufweisen, haben in Breslau zur Aufhebung solcher Lustbarkeit für Thier und Mensch geführt.

Unmöglich kann ich aber dieses Vogelidyll abschließen, ohne dein zu gedenken, o Sissile, du unvergeßliches Rotkehlchen!

Du warst gar kein Vogel: du warst ein kluger, holder Hausgeist, gescheuter als mancher Geheimrath und ganz unvergleichlich liebenswürdiger. Wie flogst du uns nach von Zimmer zu Zimmer, wie neugierig durchwühltest du den ganzen Näh-Kasten oder Farben-Kasten deiner Herrin, wie flogst du auf den Ruf: „Sissile, es regnet im Walde!“ auf den vorher besprengten Tannenbaum und schlürftest die fallenden Tropfen, wie zutraulich flogst du mir auf Kopf und Schulter und ließest dich so spazieren tragen, wie hüpftest du ämsig auf dem Kafetisch umher am Morgen, alle Brosamen aufpickend, wie verschmähtest du die Flucht und bliebst bei uns, ein echter, treuer Hausgeist, als man dich einmal im Hochsommer aus Versehen stundenlang bei offnem Fenster hatte im Zimmer frei gewähren lassen und wie unvergleichlich und unermüdlich tönte auch mitten im Königsberger

„Fimbul-Winter“ dein herrlicher Gesang, bald laut, bald leise, im tiefen Alt, den Sopran deines Nebenbuhlers Saffâle überwindend! Acht Jahre lang hast du — so lang wie dein Stubengenoß „Tack-Tack“, der prachtvolle Schwarzmönch — unser Leben erfreut und mehr als mancher Amtsgenoß verlieblicht, bis dein heißes kleines Sängerherz brach. Du lebst in meinem dankbaren Gedenken und in manchem meiner Vogellieder fort [1]).

Freund Karl von Hase (s. unten) staunte damals, wie ich mitten im Wintergrau von Königsberg jene Bilder aus dem Naturleben schaffen könne; das hab' ich ihnen abgelauscht, meinen kleinen „Vogelînen“. Zu dem Erfreulichsten, was ich in Breslau gegen Königsberg eingetauscht habe, zählt, daß es an der Oder einen wirklichen, oft sehr schönen Frühling giebt, mit Amselgesang dicht vor unsrem Schlafzimmer, und daß in dem so wunderschönen Park von Scheitnig,

---

[1]) Balladen und Lieder, Leipzig 1878; zumal „Sylvia rubecula“, S. 145.

— wie in dem gerade an Vögeln so reichen, musterhaft geleiteten zoologischen Garten — ich mich an dem Gesang und Leben einer höchst manchfaltigen — freien und gefangnen — Vogelschar erlaben darf. —

Gemüthlos wär' es und undankbar, wollte ich, nachdem so viel Raum in diesen Blättern den gefiederten Hausgenossen vergönnt worden, einer Menschenseele geschweigen, die von den sechzehn Jahren unseres Königsberger Lebens zehn in treuem Dienste mit uns verbracht hat, unserer einzigen Magd („Mädchen" muß man aber am Pregel sagen) Mathilde Wernick, „aus dem Herzen von Masuren", wie sie mit Stolz sich rühmte, diese „Perle der Mägde"[1]; ganz eigenartig: klein, hager, zäh, klug, genügsam, verschlossen, unermüdlich arbeitsam, musterhaft verlässig in Geld- und allen anderen Sachen, nur auf den Vortheil ihrer Herrschaft bedacht und dieser mit wahrhaft rührender Anhänglichkeit zugethan, folgte sie uns

[1]) Gedichte IV. 1892: Das Wunder des Bacchos, S. 282.

1888 nach Breslau, wo wir sie mit herzlichstem Bedauern wegen Krankheit, die sie dienstunfähig machte, entlassen mußten, nicht ohne — pflichtgemäß — für ihr genügendes Auskommen Sorge zu tragen.

IX.

Nachgerade wird es aber hohe Zeit, daß wir uns von Landschaft, Stadt, Straßen, Haus, Vögelein und Magd zur Universität und zu den anderen Menschenkreisen wenden.

Meine Facultät bestand im Jahre 1872 außer mir aus den ordentlichen Professoren Sanio und Schirmer für römisches Recht, Güterbock für preußisches Landrecht, Strafrecht, bürgerliches und Strafverfahren, dann den außerordentlichen Professoren Salkowski für römisch Recht, Phillips für Kirchenrecht, Völkerrecht und Encyclopädie.

Der ehrwürdige Geheimrath Sanio, ein prächtiger Greis, von lauterer, kindlich einfacher Seele, war ein echter Vertreter des guten alten Schlages aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, wie sie leider in unserer

Zeit aussterben, ohne irgendwie gleichwerthig ersetzt zu werden: ganz ähnlich geartet waren der Philosoph Rosenkranz, der Mathematiker Richelot, etwas schärfer der weise („Nathan den Weisen" nannten wir diesen edeln Juden) Lehrs (s. unten philosophische Facultät) und der große Physiker Neumann, der in diesen Tagen (September 1894) seinen 96. Geburtstag gefeiert hat. Die Söhne jener harten, anspruchlosen Zeiten haben als Jünglinge und junge Männer in Genuß, Arbeit und Erregung jeder Art nicht so viel Kraft verbraucht wie wir Kinder so viel mehr nervös überreizter Jahrzehnte (von den jüngsten fin de siècle-Leuten aus Anstand ganz zu schweigen! Denn dies Buch soll reinlich sein). Daher wohl haben sie sich länger jugendliche Frische und eine gewisse köstliche Einfachheit und Schlichtheit bewahrt, die uns und nun vollends den Jüngsten (d. h. den etwa seit 1866 gebornen) gewiß nicht eignet.

Als Sanio aus dem Amte schied, folgte ihm Paul Krüger aus Berlin (der unerreicht ämsige

Schüler und Mitarbeiter Theodor Mommsen's), der kurz vor uns Königsberg verließ, einem Rufe nach Bonn folgend. Nur kurze Zeit erfreuten wir uns des wackeren, gemüth- und humor-vollen und kenntniß-reichen Amtsgenossen Phillips, den ein früher Tod in der Blüthe der Jugend dahin warf. Ihm folgte, aus Bern berufen, wo er Freund Gareis (IV. 1, S. 266 f.) abgelöst[1]) hatte, der Baier (Franke) Philipp Zorn, der wie seine treffliche Hausfrau Maria uns innig nahe befreundet ward; er las außer den Fächern von Phillips neben mir deutsches Statsrecht und Verwaltungsrecht: unsere Grundanschauungen über die Rechtsnatur des Reiches und das Wesen des Völkerrechts gingen weit auseinander und wir bekämpften uns lebhaft in unsern Vorträgen: aber über solche wie auch über einzelne politische Gegensätze hoch hinaus hob uns und hielt uns fest zusammen wie manches andre geistige Band

[1]) Gareis war von Würzburg nach Bern, von Bern nach Gießen berufen und Zorn aus München auf seinen Vorschlag sein Nachfolger in Bern geworden.

so die gemeinsame Begeisterung für den deutschen Stat. Unsre Freundschaft wurzelt im Besten, was uns beiden eigen. —

Von Anfang an waren Therese und ich auf das Wirthlichste aufgenommen in dem gastlichen Hause von Güterbock und seiner Frau Toni, mit deren Tochter uns später die Bande der Gevatterschaft verknüpfen sollten; manch frohe Stunde verlebten wir an dem Herde des Mannes von immer beweglichem Geist und von eifrigem Sinn für sehr manchfaltige Bildungsgebiete. Ueber Geheimrath Schirmer s. oben S. 39.

Von meinen dortigen Schülern haben vier später die akademische Laufbahn betreten: allzufrüh verstarb Dr. Paul London, der für mein Seminar nach einer neuen Auffassung von mir eine Arbeit über die Anefangsklage begann, die, unvollendet hinterlassen, von Pappenheim in Breslau (später in Kiel) herausgegeben ward.

Mit wackerster, echt ostpreußischer Ausdauer rang sich Dr. Rudolf Lepa — unter bitteren, harten Kämpfen! —

zu schönen Erfolgen als Privatdocent in Berlin empor und die Doctoren Schoen, Hubrich und Weyl habilitirten sich — leider erst nach meinem Abgang — zu Königsberg für deutsche Rechtsgeschichte, Kirchenrecht und Statsrecht: sie hatten in meinem Seminar in westgotischem Handelsrecht und in merovingischem Stats- und Kirchenrecht gearbeitet: mit großer Freude darf ich auf diese Schößlinge aus meiner Pflanzschule blicken.

Und mit Wehmuth sei hier deiner gedacht, armer Otto Riemasch, du von Unglück jeder Art grausam bis an dein frühes Ende verfolgter, du Muster unermüdet ringender Beharrlichkeit, dieser Krone aller ostpreußischen Tugenden. Keiner meiner Schüler war mir inniger in warmer, dankbarer Liebe zugethan. Rührend war's, wie er — von den Seinen erfuhr ich's nach seinem Tod — gar oft abends im Schnee von der Straße aus an dem erleuchteten Fenster neben meinem Schreibtisch meinen Schatten betrachtete, weil er nicht zu oft kommen wollte. Selbst oft von härtester Noth bedrängt,

nahm er zu sich, ernährte und erzog er den verwaisten Knaben eines im Kriege gefallenen Bruders: solche Pflichttreue und Selbstaufopferung und äußerste Kraftanspannung für einen selbstgesetzten idealen Zweck hab' ich außer in Ostpreußen kaum je gefunden!

„Müder Ringer, raste nun in Ruh!"

Unter den Gliedern der theologischen Facultät, Sommer, Voigt (†), Erbkamm (†), Grau (†), Jacobi, ist mir nur der Jüngste, der Frankfurter Kornill, näher getreten. Was die Mediciner anlangt, so verkehrten wir in den Familien von Hildebrandt (†), Dohrn, der meine Vorliebe für Friedrichshafen (s. unten, Herbstreisen) theilt, Hermann (dessen geist- und humorvolle Frau uns all zu früh entrissen ward!), und sahen so gern Freund Jaffé in unsrem Hause, der allein genügen würde, jeden, der ihn kennen — und das heißt lieben — lernt, vom „Antisemitismus" zu bekehren[1]).

[1]) Die Dankbarkeit erheischt, daß ich hier, über den Rahmen „Königsberg" ausnahmsweise an die Oder vorgreifend, hervorhebe, wie ich Jaffé's Neffen, Dr. Alexander, unsrem Hausarzt zu Breslau, im December 1890 an der Influenza

Die Musik zuerst zog uns in das Haus des trefflichen Julius Caspary, dessen Gattin (die zarte Frau Marie) Gedichte von Therese und mir wunderbar schön componirt hat: bald entdeckten wir, daß nicht nur der Töne, daß uns der Seelen Harmonie verband.

Schöne, innige Freundschaft verknüpfte uns mit dem Chirurgen Mikulicz und dessen Frau Henriette, die zu unserer großen Freude uns bald (1891) nach Breslau folgten: beides gilt auch von dem Zoologen Chun und dessen Lilly, der Tochter Karl Vogts, die den ... (nun, sagen wir:) recht lebhaften Geist und den köstlichen Humor ihres Vaters geerbt hat. Mit beiden Familien vereint uns auch das Band der Gevatterschaft [1]).

und doppelseitiger Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankt und bereits völlig aufgegeben, die Erhaltung des Lebens verdanke, so weit irgend ein Mensch das von einem Arzte rühmen mag.

[1]) Das wir, nebenbei gesagt, so häufig knüpften in Königsberg und Breslau, daß Freund Lipps in Breslau von mir scherzte, „wie andre Menschen Käfer, sammelt Felix Pathenkinder“: ich setze die Namen der Familien her: Wichert,

Schon in München bei dem Jubileum (1872), dann in Tegernsee (oben S. 25) hatte ich kennen gelernt Ludwig Friedländer, dessen „römische Sittengeschichte“ ich neben „Rich Wörterbuch“ schon vor Jahren für den „Kampf um Rom“ eifrig durchforscht hatte: er, seine ausgezeichnete Gattin, Frau Laura, und die heranwachsenden Kinder wurden uns am Pregel zu frühest in schöner, viel bewährter Freundschaft verbunden. Schon früher ward bemerkt (I. S. 13), daß keineswegs, wie man wohl meint, das Germanische allein meine Neigung und Lernbegierde anzieht und ausfüllt: außer dem Romanischen haben, seit ich Homer kennen lernte (I. S. 191) auch Griechen und Römer meine Einbildungskraft unablässig beschäftigt, wie denn auch auf dem Gebiet der Forschung, das ich seit nunmehr 40 Jahren bearbeite, die Heran-

Güterbock, Krüger, Born, Gustav Simon, Gebauhr (Therese), Kißner (Therese und ich), Walther, Chun, August Müller, Wogan, Bezzenberger, Gellrich, Spreter, Mikulicz (Therese und ich), Sombart, Henriquez, von Bomhard, Lipps und ein (nie gesehner) Feldwebel in Memel.

ziehung der römischen und griechischen Quellen ganz unerläßlich ist: da war mir denn — wie nunmehr in Breslau Richard Foerster und Martin Herz, damals am Pregel — ein unermüdlicher und unerschöpflicher Rathgeber und Wegweiser für griechische und römische Quellen und Literatur in Dichtung wie Forschung eben Meister Ludwig.

Seinen großen Lehrer Karl Lehrs lockte wohl zu früheſt in unser Haus das Harfenspiel meiner Frau, dem er gar andächtig lauschte: bald aber gewann auch ich seine besondere Zuneigung: theils durch meine Dichtungen, theils durch meine religions- und moral-philosophischen Anschauungen, die ihm warm behagten; auch er war von jener rührenden Einfachheit, welche die aussterbenden Männer der alten Zeit (oben S. 128), die „priscos Ramnes“, auszeichnet: ich traf ihn einmal in tiefe Betrachtung versunken vor einem Obstladen stehen: auf meine Frage erwiderte er: „Was ich dachte? Ich staunte, daß man am Pregel Apfelsinen feil bietet. So was war früher nie!“

Ein liebenswürdiger, alter Herr war der Vertreter der Kunstgeschichte, Hagen: einer der frühesten jener Frevler, die — nach Schiller und Rückert — Professur und „Dichterei" zu vereinen sich untersingen (heute giebt es Dichtungen schreibende Professoren mehr als Dichtungen lesende!): leider verloren wir ihn bald, den trefflichen Verfasser der „Norica", die lange vor Freytags Ahnen die geschichtliche Novelle neu belebt haben. Sein jugendlicher Nachfolger Dehio ward Friedländers Eidam und uns ein lieber Freund, der meinen halb eingeschlafenen Eifer für Kunstgeschichte (II. S. 168) durch manchfaltige Anregung wieder erweckte.

Einer der frühest erworbenen Freunde ward uns der Vertreter der neueren Sprachen, der blonde Frise Schipper, den wir bald Wien abgeben mußten. Sein Nachfolger ward Alfons Kißner: er nennt sich scherzhaft meinen Schüler, weil er einmal zu Würzburg meine Vorlesung über deutsche Mythologie[1]) gehört

[1]) Regelmäßig??

hat: dieser liebenswürdigste aller Professoren und Meininger war mir zumal auch für Würdigung meiner Dichtungen von höchstem Werth: ganz erstaunlich vielseitig bewandert in den Litteraturen (und der Musik!) aller Völker und Zeiten, von feinstsinnigem, sorgfältig gebildeten Geschmack war er (und seine innerlich wie äußerlich zierliche Frau) derjenige, dem ich — nach Theresen — zuerst die eben vollendeten Dichtungen vorlas, mich seines warm, aber doch bedächtig gespendeten Beifalles freuend, seine Bedenken sorgsam beachtend: es gab am Pregel keinen, dessen Urtheil mir gleich werthvoll war wie „Alfi's", der, ein unermüdlicher Wanderer, uns denn auch wie in Breslau so an manchem Ferienaufenthalt an Meer (Scheveningen), See (Friedrichshafen), Fels (Mendel) überraschend besuchte. Süddeutsche Wärme, lebfrische, unbefangne Fröhlichkeit, so wohlthätig gegenüber der stadtüblichen kritischen Verhaltenheit, war in Thule am Erfreulichsten — und lange Zeit nur — durch ihn vertreten.

Vielfache Geistesanregung schuldeten wir auch dem Archäologen Gustav Hirschfeld, den seine stets bewegte Lebhaftigkeit, Heiterkeit und manchfaltige Bildung zu dem beliebtesten Gesellschafter machte; (die tief traurige Erkrankung des so Lebensfreudigen fällt nach unserer Königsberger Zeit).

Leider war ich nur ein Halbjahr noch zusammen mit dem ausgezeichneten Historiker Nitzsch (†), den der Nachfolger Maurenbrecher (†) mir nicht ersetzte.

Nur ganz kurze Zeit auch durfte ich mich erfreuen Alfreds von Gutschmid, dieses ganz außerordentlichen Geistes, durch Scharfsinn, unübertroffne Gründlichkeit und geradezu unbegreifliche Wissensfülle hervorragend. Wir verloren ihn früh an Jena, von wo er bald nach Tübingen übersiedelte, wo wir ihn bei dem dortigen Jubileum in seinem wirthlichen Haus aufsuchten: bald darauf starb er, allzu früh der Wissenschaft entrissen. Sein letztes — und wahrlich nicht sein geringstes! — Verdienst um unsere Hochschule erwarb er sich durch die Empfehlung

seines Nachfolgers, Franz Rühl's, meines lieben Freundes, den ich durch Aussprechen des warmen Lobes, das er verdient, nur (er ist, ach! gar so leicht zu ergrimmen!) ergrimmen würde: in politischen Dingen ein schroffer Gegner des eifrigen Fortschrittlers, bin ich ein Bewunderer — das Wort ist nicht übertrieben — einer Vielseitigkeit der Bildung, die, Naturwissenschaften nicht ausschließend, alle Gebiete der Geisteswissenschaften in geradezu verblüffender Weise umfaßt: ich kenne darin nicht seines Gleichen. Seinen schlagenden Witz aber hörte und höre ich so gern, daß ich mich seiner freue, auch wenn, wie ach gar so oft! ich der geschlagene bin. Und doch hat dieser grimme, rothbärtige Chatte mir über den ersten Band der „Erinnerungen" die mir von allen Beurtheilungen erfreulichste geschrieben und zwar in vollendet schönen .... Versen[1]), die in weicher Stimmung seiner eignen Knabenzeit gedenken.

---

[1]) Diese „Verrätherei" wird er mir wohl nie vergeben!

Neben Kißners Urtheil über meine Dichtungen war mir das werthvollste das von Julius Walther, dieses echten „deutschen Philosophen“ mit seinem wirklich oft „unwahrscheinlichen“ Idealismus, der sich auch darin erwahrte, daß er geraume Zeit mit Frau und Kindern weit draußen auf den „Hufen“ ostpreußischen Wintern in einem gar dünnwandigen Landhäuslein trotzte, um den Zusammenhang mit der Natur zu wahren, deren Schönheiten er auch im Kleinsten wie im Großen so scharf zu erfassen und in den Gründen ihrer Wirkung auf unsere Einbildung darzulegen wußte, wie ich es sonst nur noch in Meister Vischers classischer Aesthetik (III. S. 187) fand: daher gereichte es mir stets zu hoher Ehre, fanden die Naturschilderungen in meinen nordischen Erzählungen, dann in den „Kreuzfahrern“, „Attila“, „Bataver“, „Weltuntergang“ seinen Beifall. — Auch dem Literaturhistoriker Baumgart verdanke ich manchfaltige Anregung.

Eine ganz eigenartige „feucht-fröhliche“ Geselligkeit,

aber auf Grund tief empfundener Freundschaft, vereinte uns mit einigen Familien, die großentheils nahe beisammen siedelten (bei dem „zoologischen Institut" und auf dem „Besselplatz"): Chuns (s. oben, S. 133), dann den vergleichenden Sprachforscher Adalbert Bezzenberger, bei dem ich mit reichster Belehrung, wie weiland bei Lexer (IV. 1, S. 53 f.) Gotisch, so Einleitung in die vergleichende Grammatik hörte und stets bereite reiche Belehrung fand für meine Fragen über germanische Etymologieen: er war — wie weiland Lexer — mein Berather in diesen Dingen, wie später die Freunde Siebs und Vogt in Breslau: dankbar gedenkt dessen meine „Deutsche Geschichte" und die „Urgeschichte" an gar vielen Stellen; unermüdlich durchwanderte er für seine Lieblingsforschung das unwirthliche Litthauen, mit kargster Nahrung begnügt.

Und dann zähltest Du zu dem „lustigen Loch", (wie wir uns seit einem der [recht häufigen!] Tauffeste in diesen Häusern nannten), ob allzufrüh uns entrissener August Müller!

Die Augen werden mir feucht, wie ich dies schreibe. Dieser ausgezeichnete Orientalist war an Charakter, Geist, Humor und Gemüth gleich hervorragend und keinem von uns Königsberger Professoren thu' ich Unrecht, wenn ich in all' dem keinen von uns über, ja nur sehr, sehr wenige neben August Müller stelle. Welche Fülle ernster geistiger Anregung, welch' unvergleichlichen Witz in Rede und Brief, welch herb männliche Gesinnungstüchtigkeit — nicht allen Professoren eignet sie! — fanden wir an ihm jederzeit! Und welche Heiterkeit waltete — Dank zumal auch seiner köstlichen, naiv-schalkhaften Frau Marie — in seinem Hause! Welch ein glänzend Denkmal hat der unermüdbar Aemsige in seiner „Geschichte des Islam" hinterlassen! Nicht lange sollte er die Vollendung überleben: bald nach uns verließ auch er Königsberg, einem Rufe nach Halle folgend, wo er schon 1892 (?) starb. Er war mir sehr, sehr theuer!

In das Haus des Germanisten Schade führte

mich zuerst das Wohlgefallen, das die heranwachsenden Kinder, Marie (Gedichte IV. 1892 S. 333) und Rudolf, an meinen Dichtungen fanden.

Sehr warm nahm mich von Anbeginn auf der ehrwürdige, aber ebenso liebenswürdige Philosoph Rosenkranz, der mir gütig verzieh, daß ich schon als ganz junger Herr (kaum 21 Jahre alt) seine durch und durch Hegel'sche „Geschichte der Poesie" 1855 eifrig bekämpft hatte (jetzt Bausteine III. 1882 S. 54—64). Der Abkömmling französischer Auswanderer verleugnete die Feinheit, Anmuth und heitere Leichtigkeit seines Volkes nicht. Als ich ihm bei einem Jubileum als Decan meiner Facultät deren Glückwunsch überbrachte, entsetzte der liebenswürdige Greis gar manchen anwesenden Zopf dadurch, daß er, anstatt in wohlgesetzter Antwortrede die hergebrachten Dankphrasen abzuleiern, mit mir sich in ein langes Lobgespräch über meinen eben erschienenen „König Roderich" vertiefte: er habe als Jüngling auch den Gegenstand behandelt und stellte nun für mich sehr

schmeichelhafte Vergleichungen an, die manche zuhören müssende Amtsgenossen (aller Facultäten) erheblich ärgerten, die einen dichtenden Professor für einen Kaste einbüßenden Auswürfling hielten. Der prächtige Greis besaß alle oben (S. 128) gepriesenen Vorzüge der Naivetät jenes Geschlechtes, wie Neumann, Sanio, Lehrs und deren Altersgenossen. Diese köstliche Naivetät ward von jungen Besserwissern nur mit Nasenrümpfen gewürdigt: so folgender prächtige Zug: Rosenkranz scharte in seinen öffentlichen Vorlesungen außer den Studenten zahlreiche Verehrer aus der Stadt (meist gleich alte Knaben) um sich: eines Abends flutheten mir diese Haufen aus seinem Hörsal in der Eingangshalle entgegen und ich sagte dem Gefeierten, das müsse ihn doch freuen. „Ja“, erwiderte er mit seinem freundlichen Lächeln, „aber es ist auch wunderschön.“ Das galt nicht etwa seiner Vortragsweise, sondern dem Gegenstand, der ihn noch immer mit jugendlicher Begeisterung erfüllte.

Zuweilen freilich — zumal in seiner „Natur-

philosophie" — streifte diese Naivetät, stark verhegelt und die fachmännische Erfahrungsforschung erhaben vernachlässigend, an das Drollige: so seine Begriffsbestimmung vom Platina: „das Platina ist der Ehrgeiz des Silbers, sich zur Höhenstufe des Goldes zu erheben." Folgendes Zwiegespräch zwischen Rosenkranz und seinem gleich silberharigen Herzensfreund, dem berühmten Mathematiker Richelot, habe ich selbst im Sprechzimmer angehört. Richelot ging erregt auf und nieder: „Nein," murmelte er, „wenn der Alte (sie waren aber etwa gleich alt!) das gesagt hat, — das kann ich ihm nicht verzeihen." Rosenkranz trat ein. „Mensch," so, laut scheltend, fuhr ihn der Mathematiker an, „hast du gestern — in deiner herrlichen „Naturphilosophie!" — wirklich gesagt: ein rechter Winkel ist der, in dem die Schenkel zusammenlaufen, ein spitzer, in dem sie auseinander gehen?"

„Gewiß," lächelte der Philosoph, „hab' ich das gesagt. Denn es ist ja so."

„Mensch," schrie Richelot und schob ihn in eine

Ecke des Zimmers, ihn mit dem Gesicht gegen diese richtend, „was ist das für ein Winkel?“

„Ein rechter!“

„Und jetzt?“ Er kehrte ihn — ziemlich heftig! — um. „Was ist es jetzt für Einer?“

„Ein spitzer, natürlich!“ erwiderte der Metaphysiker mit unerschütterlicher Ueberlegenheit.

„Das ist harsträubend!“ rief Richelot und stürmte aus der Thüre [1]).

---

[1]) An dieses „Sprechzimmer“ knüpft sich mir die Erinnerung an ein geflügeltes Wort. Zwei alte Professoren leben seit Jahren in bittrer Feindschaft: einstmals treffen sie sich — wie sie glauben, — allein in jenem Raum im Dämmerdunkel des Abends: ihr Streitgespräch gipfelt in dem Doppel-Zuruf „du Ochs“ — „du Esel“. Da ertönt aus der dunkelsten Ecke das Wort: „Meine Herrn Collegen — es bleibt Amtsgeheimniß!“ [Blieb es aber nicht! Das Wort, lange vor meiner Zeit gefallen, ward mir von nicht Betheiligten erzählt.] An diese wahrhaftige Schnurre mag sich eine andere (von mir erlebte) reihen. Bei einem Festmahl erzählte uns der Oberfischmeister (?), daß bei massenhaftem Fang von Häringen die Fässer gestempelt würden. Da fragte ein neben mir sitzender älterer geistlicher Amtsgenosse ganz verwundert: „Ei der tausend! Das ist mir erstaunlich! Hab' doch schon so viele Häringe gegessen! Wo — wo wird dem Häring der Stempel aufgedrückt?“

Am Abend gingen sie selbstverständlich wieder Arm in Arm spazieren.

Als Rosenkranz starb, ging tiefe Trauer durch Stadt und Land. Das war eine „anima candida“, ein Greis mit dem Gemüth eines Kindes.

Auch mit seinen Nachfolgern auf dem Lehrstuhl der Philosophie: Heinze, Bergmann, hatte ich manch anregendes Gespräch (über Walter s. oben S. 140) und lehrreichen Verkehr mit den Mathematikern Weber und Lindemann, den Geographen Wagner und (dem so früh verstorbenen!) Zöppritz, dem Philologen Jordan (†), mit dem Chemiker Graebe, einem frisch-fröhlichen Frankfurter, dem Geologen Liebisch, dem Zoologen von Seydlitz, dem eifrigen und verdienstvollen Vorstand unserer Schulvereins-Zweigstiftung, und dem Astronomen Luther (†); der Botaniker Robert Caspary (†) (mit seiner feinsinnigen Gattin) freute sich meines Wohlgefallens an seinen Lieblingen, den poesievollen Nymphäen.

Bevor wir aus dem Kreise der Amtsgenossen zu den übrigen Freunden und Bekannten schreiten, sind in Kürze noch meine Beziehungen zu der Hochschule als Körperschaft zusammen zu fassen: meine dankbarsten Erinnerungen knüpfen sich an sie!

Schon an das würdige, stattliche, zweckentsprechende[1]) Gebäude!

Wie viele Stunden meines Lebens habe ich in dem lieben Haus am Paradeplatz auf Königsgarten verbracht, in dem trauten, lichten Sal XVI., in der mit (zum Theil) recht schönen Bildern geschmückten Aula[2]), dem Senats-Sal, dem Facultäten-Zimmer,

[1]) S. oben S. 35: Lobeigenschaften, die man dem alten Jesuiten-Kasten zu Breslau nicht nachrühmen kann: auch die „Neubaukirch" zu Würzburg hatte ja ursprünglich ganz andern Zwecken gedient, aber wie schön, wie warm konnte der rothe Sandstein dort im Sonnenstrahle wirken, wann in dem grünbebuschten Hof der Springbrunnen leise goß und der zierliche Thurmfalk schrill kreischend um den ragenden Thurm seine schön geschwungnen Kreise zog!

[2]) Es waren doch wahrhaft feierliche Stunden, wann an „Kaisers Geburtstag" — 18. Januar — in jenem schönen, vornehmen Raum, der von den Officieren und höchsten Beamten in ihren glänzenden Uniformen, von den Professoren,

dem Lesesal und dem Sprechzimmer. Mögen stets gute Geister — Geister des Lichtes! — walten in dem Hause[1]).

---

vielen Bürgern und Studenten bis auf den letzten Platz gefüllt war, nachdem die Klänge von der Musikloge herab (einmal auch mein „Macte Imperator") verrauscht waren, Freund Friedländer, als Professor der Eloquenz, hierin Nachfolger von Simon Dach und, irre ich nicht, auch Gottscheds und Kants (?), eine jener Festreden hielt, die, zuweilen von scheinbar Geringfügigem ausgehend, durch die geistvolle Verwerthung auch von Kleinem überraschten und durch ihre stets meisterhaft vollendete Formgebung Bewunderung erregten.

[1]) Es ist erstaunlich, wie bei langem Leben die Zahlen steigen. Ich habe nach einer ungefähren Berechnung als Docent gesprochen: in München in 14 Halbjahren, die Woche zu 5 Stunden gerechnet, in 126 Winterwochen 5 × 126 drei Viertelstunden = etwa 20 Tagen, in 84 Sommerwochen 5 × 84 drei Viertelstunden = etwa 12 Tagen, in Würzburg in 20 Halbjahren, die Woche durchschnittlich zu 10 Stunden gerechnet, in 180 Winterwochen 10 × 180 drei Viertelstunden = etwa 56 Tagen, in 120 Sommerwochen 10 × 120 drei Viertelstunden = 37 Tagen; in Königsberg in 32 Halbjahren, in 16 Winterhalbjahren durchschnittlich die Woche 13 Stunden in 288 Wochen = 13 × 288 drei Viertelstunden = 117 Tagen, in 16 Sommerhalbjahren durchschnittlich die Woche 16 Stunden in 192 Sommerwochen 16 × 192 drei Viertelstunden = 96 Tagen; in Breslau bis einschließlich Sommerhalbjahr 1894 in 12 Halbjahren die Woche im Winter 12 Stunden, in 108 Winterwochen = 972 Stunden = 40 Tagen und in 6 Sommerhalb-

Ich ward gleich im Winter 1873/74 Decan meiner Facultät, dann im Jahre 1879/80 und im Jahre 1884/85. Das Amt machte nur je zu Anfang und Ende des Halbjahrs viel Arbeit: dazu trat allerdings die mühevolle, zeitraubende Vorbereitung der Acten für die am Schlusse jedes Halbjahrs stattfindende Verleihung der drei Arten von Beneficien (Freitisch, Stundung, Stipendium), was von unserer Facultät musterhaft genau genommen wurde: in Breslau kommt diese ganze Frage nur sehr wenig in Betracht, während in Königsberg, wie bemerkt, jeder Student, der eines der drei „Beneficien" wünschte, aus jeder Vorlesung am Schluß des Halbjahrs eine Prüfung bestehen mußte (in Folge dessen prüfte ich einmal im Sommer von 5 bis

jahren wöchentlich je 11 Stunden in 72 Sommerwochen 11 × 72 drei Viertelstunden = 24 Tagen. So daß ich also in meinem Leben nicht weniger als 402 Tage, d. h. ein Jahr, ein Monat und eine Woche auf dem Katheder sprechend zugebracht habe, in München 32 Tage, in Würzburg 93 Tage, in Königsberg 213 Tage, in Breslau 64 Tage: im Ganzen über 9600 Stunden!

nach 9 Uhr Abends[1]), worauf die Ergebnisse dieser Prüfungen und die Vermögensverhältnisse aller Bewerber in einer langen, langen Facultätssitzung eingehend verglichen wurden.

Außer den wenig zahlreichen Facultätssitzungen wurde nun aber etwa jeden Monat eine Sitzung des „Generalconcils"[2]) gehalten, in der alle ordentlichen Professoren und der Universitätsrichter Sitz und Stimme hatten und die die Gesammtheit betreffenden (durch die Statuten aufgezählten) Angelegenheiten erledigt sowie die Wahlen des (Pro)Rectors und der Senatoren vollzogen wurden.

---

[1]) Diese unglaublich große und häufige Armuth der ostpreußischen Rechtshörer erklärt auch die erstaunlich geringe Zahl juristischer Promotionen (im Vergleich z. B. mit Breslau). In 16 Jahren kaum 6, in Breslau in Einem Jahre etwa 6. In Breslau bewarben sich in meinem Decanatsjahr 1894/95 von 327 Juristen (Winter 1894) um Freitische nur 10, in Königsberg von 181 (Sommer 1894) etwa 40, während es nur 6—7 sein sollten im Verhältniß zu Breslau.

[2]) Zu unterscheiden von dem „Senat", der, wie in Breslau und an den baierischen Hochschulen außer den Decanen aus gewählten Senatoren — unter Vorsitz des (Pro)Rectors — bestand.

Manchen guten und manchen schlechten Witz haben wir über dies „Generalconcil" gemacht, über seine zeitraubenden Verhandlungen, — denn deutsche Professoren finden der weisen Reden Anfang leichter als Ende und nicht einmal alle Juristen, geschweige andere Leute, verstehen, ein kurz Ding kurz zu erledigen — über die Zufälligkeit der Mehrheitsbeschlüsse und über die Zusammensetzung dieser Mehrheiten, die in fast völliger Ermangelung echter grundsätzlicher Gegensätze (nur etwa conservativ und kirchlich, nicht conservativ und außerkirchlich, aber auch dies ohne scharfe Durchführung) sich bildeten nach „Cotterien" oder „Cliquen" (wir haben in Deutschland nicht das Wort, aber leider häufig genug die Sache), wie gesellschaftlicher Verkehr oder zumal gemeinsame persönliche Abneigungen (stärker noch als Zuneigungen!) sie ohne innere geistige Nothwendigkeit schufen. Solche Cliquen gab es — wie anderwärts! — auch am Pregel. „Clique muß sein", sagte einmal humorvoll ein Haupträdelsführer der einflußreichsten und eine Zeit lang

wirkte dies Wesen — oder vielmehr Unwesen — nicht gerade erfreulich.

Allein gerade darin lag der große Vorzug des „Generalconcils“, daß auf die Dauer solche Cotterie mit ihren persönlichen Gehässigkeiten, Vorurtheilen und Günstlingsbevorzugungen[1]) sich nicht zu behaupten im Stande war: man konnte „live it down“. Bei den häufigen Verhandlungen über zum Theil wenigstens recht wichtige Fragen, z. B. auch bei Wahrung der Selbständigkeit der Körperschaft gegenüber dem Ministerium, konnte keine „Clique“ verhindern, daß die von ihr bei Unbefangenen übel Geschilderten Wackerheit der Gesinnung, Sachlichkeit, Maß und Leidenschaftlosigkeit in Behandlung von Streitfragen, Beherrschung der Formen, Redegewandtheit und geschickte Führung von Geschäften

[1]) Bei einer Rectorwahl (nicht der meinen!) sagte mir, nachdem wir unsern Bewerber durchgesetzt, ein boshafter Widersacher: „Sie haben viele Nullen (d. h. unbedeutende Menschen) hinter ihrem Vor-Mann stehen“: ich entgegnete: „Und bei Ihnen stand die Null vorn.“



bewährten und so die entgegengesetzten Beschuldigungen widerlegten.

Es wäre recht zu wünschen, daß an Hochschulen, wo die ersprießliche Einrichtung des „Generalconcils" fehlt, sie eingeführt würde: abgesehen von dem oben geschilderten Vortheil bewirkt sie, daß sich die Amtsgenossen aller Facultäten kennen lernen müssen: — und zwar nicht blos nach den Zufälligkeiten gesellschaftlichen Verkehrs, nicht blos im Tischgespräch oder bei'm Skat, sondern da, wo es gilt, Farbe bekennen und Charakter und Denkweise erproben: ich bin nun bald 14 Halbjahre in Breslau und kenne noch gar manchen Amtsgenossen nicht, weil wir uns bei den Antrittsbesuchen verfehlten.

Im Jahre 1877 (Ostern 77—Ostern 78) ward ich zum „Prorector" [1]) gewählt [2]) und später zum

[1]) Rector magnificentissimus war damals der Kronprinz, der es auch als König blieb: Seine Majestät König Wilhelm II. hat die angetragene Würde nicht angenommen, so daß es also nun nur einen „Rector", keinen „Prorector" von Königsberg mehr giebt.

[2]) S. Balladen und Lieder (1878) S. 348.

Vertreter unserer Hochschule bei dem Jubileum der alamannischen Schwester-Hochschule zu Tübingen, wobei ich mit warmer Freude diese reizende Waldes-universität[1]) kennen lernte.

Das Rectorat — es machte weniger Mühe als das Decanat — verlief ohne Störungen: nur gleich im Anfang hatte ich eine der herkömmlichen leidigen Streitigkeiten zwischen den Corps[2]) und den übrigen Studirenden beizulegen: bei der Bestattung unseres lieben Amtsgenossen Philipps beanspruchten „die Farben" mehr an Ehrenvorzügen, als ihnen nach meinem Urtheil zukam: ich bedeutete ihnen, sie würden sich an dem Leichenzug in der von mir für billig erachteten Weise betheiligen oder gar nicht: sie betheiligten sich. —

Erschwert wurde mir die Führung der Geschäfte gleich im Anfang freilich recht erheblich dadurch, daß

---

[1]) S. Balladen und Lieder S. 350, 352 und unten „Reisen".
[2]) Band II. S. 91.

sich an dem Tage meines Amtsantrittes der Mann auf 6 Wochen krank zu Bette legte, der in der That das „Factotum" der Universität war, der geheime Rechnungsrath Universitätssecretair Lorkowski. Da war kein noch so vergilbtes Actenbündelein in der geräumigen Registratur, keine noch so geringfügige Gepflogenheit in der Geschäftsbehandlung, — sie waren ihm bekannt, dem hageren, langen, blutlosen Manne, der in seinem langen grauen Rock und seiner gleichfarbigen Mütze über dem gleichfarbigen Gesicht auf seinen grauen Filzschuhen unhörbar wie ein Geist durch die Gänge des Hauses huschte und, wie ich fest überzeugt bin, auch nach seinem Tode noch, einen Act in der mageren Hand, huschen wird, den grauen Schreibärmel über dem knöchernen rechten Arm. Sogar die Herren Amtsgenossen Schirmer und Güterbock, diese Säulen der Albertina, werden einräumen, daß es Dinge in der „Geschäftsgebahrung" der Körperschaft geben konnte, die der „Alte" beinahe (beeile ich mich beizufügen, die Allkundigen nicht zu ver-

zürnen, „denn schrecklich ist der Gewaltigen Zorn und leicht wird er erregt") besser (oder, ich will lieber ängstlich sagen: „ebensogut") wußte als ihrer beider „heilige Stärke" (ἱερὸν μένος). Uebel wäre es mir ergangen in Entbehrung jenes wandelnden Nachschlagebuches, hätte nicht sein späterer Amtsnachfolger, der wackere Herr Stürz, mir durch seine ebenfalls schon reiche, heranwachsende Kenntniß ausgeholfen[1]).

Das (Pro)Rectorat hätte mir nahezu eine recht

---

[1]) An dieser Stelle muß ich doch auch der beiden Pedelle gedenken, Ausländer und Hellwig (†), die, große ostpreußische Garde-Grenadier-Gestalten, bei den Feierhandlungen in der Aula in ihren scharlachrothen Mänteln, die Universitätsscepter in den Händen, regungslos zur Linken und zur Rechten des Rectors standen und mich stets an Φόβος καὶ Δεῖνος gemahnten. Als Einer von ihnen schwere Keulen aus härtestem Holz, die mir von einer englischen Freundin, Mistreß Anderson, aus Zululand geschenkt worden waren, in meinem Zimmer hängen sah, meinte er verächtlich: „die Dingerchen würden elend brechen an einem ostpreußischen Schädel". Derselbe lachte, als ich ihn bemitleidete, daß er auch nach dem Frieden von 1871 noch mit dem Besatzungsheer so lange habe in Frankreich bleiben müssen: „i wo, Harr Profasser, so gut ist es uns nie gegangen wie in der Kriegsnoth".

unerwartete, — auch unverdiente Spende! — eingetragen, wäre ich nicht so ehrlich gewesen, sie dem in Wahrheit damit Bedachten zu überweisen: nämlich den Segen des heiligen Vaters!

Der Telegraphenbote brachte mir in das Rectoratszimmer eine Depesche aus Bonn des (ungefähren!) Inhalts: „Rectori societatis academicae Regimontii benedictionem plenissimam impertit Pius papa“, gegengezeichnet (Simeoni? cardinalis a latere). Es war nicht eben wahrscheinlich, daß Pio Nono (der ganz gewiß nichts von meinem Dasein wußte!) dem Vertheidiger Prantl's, Verfasser von „König Roderich“, „Sind Götter?“ und mancher wenig kirchlicher Gedichte seinen Segen spenden sollte: ich errieth bald den gemeinten: es war der Vorstand („Rector“) der „akademischen Gesellschaft“ („societas academica“), die vor kurzem katholische Studenten zu Königsberg errichtet hatten, das Telegraphenamt wußte nichts von einer solchen und dachte an den „Rector“ der „Königsberger Akademie“ = Hochschule.

Ich übersandte die Depesche jenem Studenten [1]) und verhinderte durch meine Fürsprache, daß der Universitätsrichter gegen die Gesellschaft einschritt, wozu er freilich ebenso befugt wie geneigt war. Wir hatten nämlich den Herren die Errichtung einer ausgesprochen „katholischen“ Studentengesellschaft nur unter der von ihnen feierlich übernommenen Verpflichtung verstattet, sich an dem damals auf das Heißeste entbrannten „Kulturkampf“ (s. unten Politik) in keiner Weise zu betheiligen und insbesondere durchaus nicht in irgendwelchen unmittelbaren Verkehr mit den geistlichen Oberen in Rom zu treten. Der Universitätsrichter wollte nun schlechterdings ermitteln, auf welches „Anschreiben“ denn diese Depesche die Antwort sei? Wir luden die Herren vor. Da ward denn eingeräumt, daß sie,

---

[1]) Behielt also nicht arglistig den mir nicht zugedachten Segen für mich, wie einer jener Erzväter that des auserwählten Volkes, die unsern Kindern in den Schulen zufrüheſt als sittliche Vorbilder gepriesen werden, während sie von Armin und Markgraf Rüdiger spät und wenig vernehmen. Es ist ein Jammer. Und er wird nie abgestellt werden!

gegen ihr Versprechen, dem Pabst zu einem Jubileum (ich weiß nicht mehr, welcher Art) ihre Glückwünsche gesandt hätten. Das war nun allerdings Wortbruch: aber ich verhinderte doch die drohende Auflösung, da der Anlaß des verbotnen Verkehrs harmlos und mit dem „Kulturkampf" nicht in Beziehung war. Bezeichnend freilich war die (offenbar eingelernte) Antwort auf des Richters Frage, ob die Herren jenes Jubileum gefeiert hätten? „Ja, aber nicht in corpore: denn wir sind nicht zusammen in den hiefür gemietheten Sal gegangen, sondern jeder einzeln!" Heiliger Ignatius von Loyola!

Es war in Königsberg üblich, daß der (Pro)Rector den allergrößten Theil seiner Amtseinkünfte aufbrauchte in etwa zwei oder drei großen Mittagessen, zu denen die „Spitzen der Behörden" [1]) und alle Lehrer und Beamten der Hochschule geladen wurden. Ich war der Meinung, — und bin es noch — daß

[1]) Nicht, wie einmal hiebei verdruckt ward, die höchsten Spitzbuben der Behörden, der Stadt und der Gesellschaft.

am Pregel (wie an der Oder!) von den Professoren (und auch von andern Leuten!) das ganze Jahr über so völlig genug getafelt, geschmaust und getrunken wird, daß der Vorstand der Hochschule als solcher die Zahl dieser Gastereien zu vermehren nicht verpflichtet scheint. Und da mir andrerseits die Noth der ganz unglaublich armen ostpreußischen Rechtsstudenten und die Wackerheit, mit der sie — härteste — Entbehrungen trugen, nur zu bekannt war und warm zu Herzen ging, — ich hatte die tüchtigen, ausdauernd fleißigen Jungen so lieb gewonnen! — so verwandte ich meine Prorectoratseinnahme (es waren genau 3333 Mark), sowie die Erträgnisse einiger öffentlicher Vorlesungen meiner Dramen zur Errichtung einer „Dahn-Stiftung“ für Königsberger Rechtsstudenten, zu verleihen wie die andern Stipendien durch den Senat auf Antrag der Facultät. Dies „Dahnianum“ mag denn noch hin und wieder einen braven Ostpreußen an mich erinnern, wann ich im Uebrigen lange vergessen sein werde am Pregel, wo ich so viel in Wissenschaft und

Dichtung mich bemüht, so viel Glück des Herzens und — weit über Verdienst! — Anerkennung gefunden habe: in Königsberg liegt doch wohl der Schwerpunkt meines Lebens: und meine dankbarsten Erinnerungen gelten — neben denen an die glückliche Knabenzeit im Aelterngarten zu München — der lieben, alten Pregelstadt: ganz besonders auch um der Erinnerungen willen, die sich an meine Thätigkeit als Lehrer, an das herzerquickende Verhältniß zu meinen ostpreußischen Schülern knüpften[1])! —

[1]) Das 25. Doctorjubileum wird sonst nicht gefeiert: ich dachte nicht im Entferntesten daran. Ueberraschend luden sie mich zu einer Feier des Tages (9. Juli 1880) und schenkten mir einen Bierhumpen, aus dem ich seither allabendlich der Albertina und ihrer Söhne Minne trinke; (soeben [19. December 1894] thu' ich es wieder!)

X.

Den Uebergang von der Professoren- zu der übrigen Gesellschaft bilden der Curator und der Richter der Universität.

Ich fand 1872 als Curator den Oberpräsidenten der Provinz, Herrn von Horn, einen ganz ausgezeichneten, mit allen Vorzügen altpreußischer Beamtenschaft geschmückten Mann[1]), nicht hochnäsig und drückend nach unten, das Gegentheil von geschmeidig nach oben und von unermüdbarem, pflichttreuem Arbeitseifer.

Man mag die Aufgaben des preußischen Oberpräsidenten einigermaßen denen der karolingischen Sendboten vergleichen (nur daß diese außerordentliche,

[1]) S. Gedichte IV. (1892) S. 507.

jene in der Provinz seßhafte Beamte): einmal Durchführung der Absichten der Statsleitung in der Provinz, andrerseits Vertretung der Bedürfnisse der Provinz gegenüber der Gesammtleitung: mit männlich edlem Freimuth machte „der alte Horn" gegenüber dem Ministerium, das die (schon früher bestandene) Theilung der „Provinz Preußen" in zwei Provinzen „Ost-" und „West-Preußen" beschlossen hatte, im Interesse dieser Landschaften seine entgegengesetzte Ansicht geltend: — offen auch vor den Königsbergern: das hat vielleicht dazu beigetragen, daß der noch durchaus Arbeitrüstige zu seinem tiefen Schmerz vorzeitig in den Ruhestand versetzt ward. Die zwanglose, frohe Geselligkeit in seinem wirthlichen Hause wurde durch die Schönheit der Frau und der Tochter geschmückt, deren Hochzeitfeier[1]) eines der erfreulichsten am Pregel erlebten Feste war. Er war mir wahrhaft väterlich zugethan und ihm und seinem Berather

[1]) Gedichte IV. S. 508.

in Universitätssachen, dem Oberpräsidialrath Singelmann (s. unten S. 171), habe ich zu verdanken, wenn allerlei Auszeichnungen — auch Gehaltszulagen — mir früher und reichlicher zu Theil wurden als ich erwarten durfte. (Freilich: das war unter dem Ministerium Falk!) Auch nach Horn's Scheiden aus Königsberg blieb ich bis an seinen Tod mit ihm in Zusammenhang und erfreute mich seiner einsichtvollen Beurtheilung meiner ihm zugesendeten Bücher. Er erinnerte vielfach an meinen Major von Grolmann (IV. 1. S. 323): Dank und Ehre beider Andenken!

Ein anderer Wind begann zu wehen — auch gegen mich — unter dem Ministerium von Puttkamer. An Horns Stelle ward als Oberpräsident nach Ostpreußen gesandt Herr von Schlieckmann, vor Allem, um die bevorstehenden Wahlen zu machen: und er machte sie! Eine große Zahl bisher fortschrittlich vertretener Wahlkreise ward dieser Partei entrissen, was mich selbstverständlich (s. unten Politik) lebhaft freute, wenn ich auch gar manches für diesen Zweck

angewandte Mittel durchaus nicht im Allermindesten billigen konnte.

Meine Stellung zu dem auch von seinen Feinden als mit hellstem Verstande und mit Humor begabt Anerkannten hat sich im Laufe der Zeit geradezu umgekehrt: — in recht erfreulicher Weise.

Anfangs war er mir recht herzlich abgeneigt: ich war ihm selbstverständlich bei Weitem nicht „conservativ“ genug, zumal meine wenig kirchliche Gesinnung war ihm ein Gräuel, meine „Dichterei“ schien ihm meine Lehr- und andre wissenschaftliche Thätigkeit zu gefährden: bei der großen, unten (S. 169) zu besprechenden Professoren-Parade fertigte er mich, als ich ihm vorgestellt wurde, mit den Worten ab: „So? Ja, von Ihnen hab' ich gehört!“ (wie etwa von Fra Diavolo oder dem „baierischen Hiesel“). Zu meiner Gönnerin, Frau von Verdy Du Vernois (s. unten S. 177) äußerte er brummig: „Der Kampf um Rom: — der ist gewiß schauderhaft langweilig? was? Ich mag den ganzen Dahn nicht! Seine Frau: — die laß ich mir gefallen.“

Eine leise Besserung unserer Beziehungen trat ein, als ich ihm, durch die Freundin von jener Aeußerung unterrichtet, bald darauf lachend sagte: „nur in Einem Punct, Herr Curator, sind wir einig: darin, daß Ihnen meine Frau lieber ist als ich: mir geht's mit ihr gerade so.“ Verblüfft wollte er sich vertheidigen, aber er konnte das Wort doch nicht ableugnen und wir schieden heiterer als ehedem.

Völligen Umschlag unseres Verhältnisses aber brachte mir eine allerdings ziemlich freimüthige Kühnheit.

Schlieckmann, ganz auf die Wahlen gerichtet, durch und durch praktisch und für die Wissenschaft nicht gerade von ... nun sagen wir: ... brennendem Eifer beseelt, hatte bei der Vorstellung von uns Professoren in der Aula bei Antritt seines Amtes als Curator bei fast Allen — ein par bis zum Wahnwitz „Conservative“ ausgenommen! — schlimmen Anstoß erregt durch die formlose und wenig Hochachtung vor der Wissenschaft bekundende Weise, wie er sich

hiebei verhalten: er hatte sich einfach nicht die Zeit genommen, sich auch nur einigermaßen um die Leute, um die Fächer zu erkundigen[1]). Die Stimmung gegen ihn war recht bitterböse. Nach einem Halbjahr etwa frage ich ihn in einer Gesellschaft, ob er zu einem bevorstehenden Universitätsfest erscheinen werde? Er bejahte.

„Das wird gut sein", sprach ich[2]).

„Warum?" staunte er.

„Weil Sie dadurch eine Theilnahme an der Universität bezeigen, die man Ihnen bisher nicht zugetraut hat."

Nun fuhr er — begreiflichermaßen! — heftig auf: „Was? Wie? Was haben Sie gesagt?"

„Wie gewöhnlich: die Wahrheit."

„Woher ... woraus folgert man das?" zürnte er.

---

[1]) Den altehrwürdigen Neumann, den Physiker von europäischer Berühmtheit, der ihm schon durch den Orden pour le mérite hätte Eindruck machen sollen, fragte hiebei der Curator, ob er Philologe sei!

[2]) Das Folgende wörtlich.

„Aus Ihrem Verhalten bei unserer Vorstellung.“

Da ward er über und über roth. „Ja — das ... das ist wahr — ja — da hab' ich mir ... eine Blöße .... Ich hatte mich nicht recht vorbereitet. Aber — daß das so gedeutet ward, — das hat mir noch niemand gesagt.“

„Eben deßhalb sag' ich's Ihnen.“

Er stutzte: „das hat mir noch kein Mensch gesagt!“ (zu sagen gewagt, lag in dem Ton).

Ich wiederholte ruhig: „Deßhalb sag' ich es Ihnen.“

Noch einen Augenblick stockte er, dann faßte er meine Hand und rief warm und herzlich: „Ich ... ich danke Ihnen dafür. Ich werde Ihnen das nicht vergessen. Aber bitte, widersprechen Sie jener bösen Meinung von mir, bitte, sagen Sie Ihren Collegen, daß ich auf mein Curatoramt hohen Werth lege und für die Wissenschaft höchste Verehrung hege.“

„Das will ich mit großem Vergnügen sagen,“ schloß ich, „und es wird gut wirken: — gut für Sie und gut für uns.“

Von Stund an war er wie umgewandelt, nannte mich scherzhaft seinen „Gönner", schwärmte für Lachners Composition und meine Dichtung des „Macte Imperator", die er nun bald in der Aula zuerst (oben S. 149) zu hören bekam und erwirkte[1]) und überbrachte mir selbst in der allerliebenswürdigsten Weise zuerst den Geheimrathstitel und dann den hohenzollernschen Hausorden — eine, wie ich dabei vernahm, seltne Auszeichnung.

Ich vermuthe, daß doch wahrscheinlich, abgesehen von jener freimüthigen Aussprache, die er in einer ihn ehrenden Weise aufnahm, Singelmanns und Freund Zorns (der mit Grund sehr von Schlieckmann geschätzt ward) günstige Aussagen über mich, zumal über die Unschädlichkeit meiner „Dichterei" für Erfüllung meiner Lehr- und anderen wissenschaftlichen Pflichten, zu dieser Umstimmung wesentlich beigetragen haben: auch mochte der Kluge wohl erkennen, daß

[1]) Inzwischen war nämlich an Stelle des Herrn von Puttkamer Herr Dr. von Goßler Minister geworden.

die Art meiner „Dichterei“ und meines gesammten geistigen Wirkens für Deutschthum, Stat und Krone werthvoller sei, als wenn ich ein conservativer Heißsporn gewesen und jeden Sonntag in die Kirche gelaufen wäre.

Oft erfreute ich mich fortab an seinem schlagenden Witz, den er zumal als Wirth entfaltete: er ließ mich dann (1888) nur höchst ungern von Königsberg scheiden, bot mir alle möglichen Vortheile, falls ich bliebe, und war (mit seiner so vielfach leidenden Gattin!) der Erste aus Königsberg, der uns in Breslau besuchte. Bald darauf starb er plötzlich in den kräftigsten Mannesjahren: bei manchen Eigenschaften und Verfahrensweisen, die ihm Feinde machen mußten, wahrlich kein unbedeutender Mensch!

Der schon wiederholt erwähnte Universitätsrichter, Oberpräsidialrath Singelmann war (und ist!) wie sein Freund Ernst Wichert (s. unten) ein Prachtexemplar von einem Ostpreußen! Wahrlich, alle Tugenden des Stammes vereinte er: und erheitert

wurde dieser gute Eindruck durch einen urwüchsigen, stets gutmüthigen, ebenfalls echt ostpreußischen Humor! Wie oft hat er nicht die zuweilen etwas gar zu philisterhaft langweiligen Verhandlungen im Senat durch seine köstliche Laune gewürzt, wie häufig hat er, selbst weiland ein fröhlicher Studiosus, muthwillige Studentenstreiche mit gelinder Ahndung abkommen lassen, während Andere, die sich wohl nie in ihrem Dasein eines „Hausenschlüssels" (S. 75) erfreut hatten, gern mit Schwert und Beil eingeschritten wären [1].

Er hat mir ganz wesentlich geholfen, die Rectorat-geschäfte in Generalconcil und Senat glatt (und zumal rascher als mancher Andre!) durchzuführen, wie er mir

[1] Einmal haben wir unter meinem Prorectorat den Verüber eines nächtlichen Scherzes gelinder bestraft als den böslichen Angeber, der eine Wette nahezu verloren hatte, nun die Polizei herbeirief und dadurch, wie wir auslegten, erst „Unfug herbeiführte" (?): der Eine hatte gewettet, er werde nachts mit einem weißen Hemde über dem Rock unangefochten von dem Bahnhof bis zur Universität gelangen: schon war das Ziel fast erreicht, als der Andre, arg wie Loki, selbst den Wächter herbeirief, der nun beide „eincarcerte".

denn auch sonst ein wohlwollender, mein Ungestüm gegen gewisse Strebungen und Streber weise mäßigender Berather (oben S. 153, 154) war. Sein Sohn, ein Apfel, der wahrlich nicht weit von jenem ostpreußischen Kernstamm gefallen, zählte zu meinen begabtesten, fleißigsten Schülern und zählt jetzt als Regierungsassessor in Breslau zu unsern liebsten Freunden[1]. —

Auch in dem Hause des Buchwarts Rödiger, „dem unzählige Büchlein bekannt sind" und der mit immer stäter Liebenswürdigkeit meine manchfaltigen Wünsche nach „noch mehr Büchern" erfüllte, verkehrten wir gern; die fleißigen Söhne seines Amtsgenossen Reicke, des „Kant-kundigen Kenners", gehörten zu meinen besten Hörern.

Meine Abneigung gegen einen lediglich auf Fachgenossen beschränkten Verkehr habe ich schon ausge-

---

[1]) Und, o Frau Oberpräsidialrath, Ihr Schinken in Burgunder! Und Ihre neckische Liebenswürdigkeit! Wie eifrig halfen Sie meiner lieben Frau Therese bei Vollendung meiner Erziehung!

sprochen[1]): es ist ein feines Lob für Königsberg, daß ich mir hier nicht erst eine manchfaltige Gesellschaft zusammenklauben mußte, wie anderwärts, nur in eine solche vorgefundne einzutreten brauchte.

So verkehrten wir denn außer mit den Universitätsleuten (im weitesten Sinn) mit Kaufleuten, die dort wahrlich keine Krämer sind, vielmehr meist in jungen Jahren in London, Paris, Sanct Petersburg, New York sich umgethan und einen weiten Blick gewonnen haben, mit hochgestellten und hochgebildeten Officieren, denen ich, unter eifriger Befragung, ganz besonders gern zuhöre, mit den Justiz- und Verwaltungsbeamten und Anwälten, mit Gutsbesitzern (— adligen und anderen; hochconservativen und fortschrittlichen —), endlich mit den freilich höchst spär-

[1]) Zumal das juristische „Fall-Simpeln" ist unerquicklich, ja gesellschaftlich unfein, da der Eine, der sich die Sache vorher lange klar gemacht hat, den mit der Frage Ueberraschten in einer Ueberlegenheit gegenüber steht, die „unfair" ist: die Eitelkeit wird freilich durch solche Ueberlegenheit gekitzelt.

lich gesäten Künstlern, die man an den Fingern Einer Hand abzählen konnte, auch wenn man Musik und Dichtung den drei bildenden Künsten gesellte.

Nachdem der Tod der ausgezeichneten Hausfrau und die Verheirathung der schönen Töchter den Herd des Oberlandesgerichtspräsidenten und Kanzlers von Goßler, Vater des späteren Ministers (s. oben S. 170 und unten: „Abgang von Königsberg") fast völlig vereinsamt hatte, traf ich jenen nur noch in den Referendarienprüfungen, die er selbst fragend leitete: es sei ihm zu hohem Lobe nachgerühmt, daß er es mir nicht verübelt hat, als ich zweimal zweifellos richtige Antworten meiner Schüler, die er nicht als richtig gelten lassen wollte (— in Fächern, die ihm fern lagen —) sofort ihm gegenüber laut in Schutz nahm: unmöglich konnte ich doch die „Jungens" im Stich lassen, die mich hilfeflehend ansahen, da nun auf einmal nicht wahr sein sollte, was sie doch bei mir gelernt hatten.

Dagegen verkehrten wir viel und gern in dem

Hause seines Nachfolgers in dem Oberlandesgerichts-präsidium und der Kanzlerwürde, Herrn von Holleben, dessen anmuthreiche Tochter Charlotte durch ihre heitere Schalkheit den Hochbetagten nicht altern ließ [1]).

Die Königsberger Prüfung, an der die Oberlandesgerichtsräthe Caspar und Eichholz [2]) hervorragend sich betheiligten, war (wie übrigens auch die Doctorprüfung) strenger als in Breslau. Leider gelang es mir nicht, die vorgeschlagene Zulassung von Studenten als Zuhörer bei dieser Prüfung durchzusetzen, während doch in Baiern und in Breslau die Erfahrung zeigt, daß dieses Zuhören höchst ersprießlich wirkt, indem die Leute lernen, was eigentlich von ihnen bei dieser Prüfung verlangt wird von den Prüfern. Das ist noch viel wichtiger als das Andre, nämlich die Verbreitung der Ueberzeugung, daß die gewissenhafteste

---

1) Gedichte IV. S. 280.

2) Der Verfasser eines musterhaften Urtheils [das meine frühere Ansicht widerlegte] in dem Proceß des **Fiscus** gegen die Reichsboten, die von ihrer Partei Entschädigungsgelder angenommen hatten.

Unparteilichkeit und Gerechtigkeit bei'm Durchkommen- und Durchfallen-Lassen beobachtet wird.

Von den zahlreichen Officieren, an deren Umgang ich mich erfreute, seien hier nur genannt der ganz prächtige, durch hohe Bildung des Geistes und des Herzens ausgezeichnete commandirende General von Gottberg[1]), der uns so früh entrissen werden sollte[2]), zumal aber mein hochwerther Freund Verdy-Du Vernois und seine liebwerthe Gattin nebst „unsrem Fritz".

Auch diesen Lebenden darf ich ja nicht loben, wie ich möchte[3]) und wahrlich: er mag meines Lobes

1) Auch mit seinem Vorgänger, von Barnekow, und dessen liebenswürdiger Familie standen wir in freundlicher Bekanntschaft. Es war mir als Rector gelungen, ein unter meinem Vorgänger entstandenes Mißverständniß zwischen dem Commandirenden und der Universität beizulegen und zwar so sehr ohne Reibung, daß der General gar nicht merkte, daß man ihm etwas verübelt hatte: was er — ganz unabsichtlich — unterlassen hatte, das veranlaßte ich ihn — ganz unabsichtlich — nachzuholen. Hier läge ein Lustspielstoff für Scribe.

2) Ueber sein wunderbares Gedächtniß s. IV. 1. S. 408.

3) Balladen und Lieder (1878) S. 341.

entrathen. In seinem zweimaligen längeren Verweilen — in verschiedenen Stellungen — in der Pregelstadt wurden wir (alle fünf!) herzlich befreundet: begierig lernte ich in unermüdlichen Fragen von dem unermüdlich Antwortenden neuere Kriegsgeschichte und Strategie und Taktik, so viel mein Civilisten-Verstand eben zu bewältigen vermochte, ebenso aus seinen kriegswissenschaftlichen Schriften: aus langen Gesprächen der Art erwuchs der Plan einer gemeinschaftlichen Darstellung der germanischen Kriege von den Kimbern und Teutonen an bis 814, in der ich den geschichtlichen Stoff, Verdy die kriegswissenschaftliche Verwerthung und Würdigung arbeiten sollte: seine Versetzung nach Straßburg verhinderte leider die Ausführung.

Aber auch den Poeten in dem Kriegsmann lernte ich kennen und schätzen, als er uns unter den schönen alten Bäumen seines Gartens in der Königsstraße ein leider unvollendetes Schauspiel aus Shakespeare's Jugendzeit vorlas, wie er denn auch im vorigen Jahr

(1893) ein gedankengehaltreiches Drama („Alarich") veröffentlicht hat. Sein kurzes Lob, daß der „Kampf um Rom" keine einzige kriegswissenschaftliche Dummheit enthalte gilt mir mehr als manches ausführliche.

Ach, wie viel lieber wäre ich ein „Feldhauptmann" (Officier) geworden — aber ein solcher! — als ein „Schulmeister"[1]).

Auch einen andern Officier plagte ich viel mit meinen dilettantischen Fragen nach Kriegssachen: meinen lieben Freund, den Hauptmann Linde, der sich gern meinen Schüler nannte, weil er mehrere Halbjahre hindurch bei mir deutsches und preußisches Statsrecht hörte und in einem der härtesten ostpreußischen Winter von einem stundenweit entlegenen Fort drei Abende in der Woche oft bei schneidendstem Ostnordost auf spiegelglatter oder tief verschneiter Straße hereintrabte[2]), um von 5—6 Uhr Rechts-

[1]) Vgl. Scheffel „Ekkehard".

[2]) Wenn das meine jungen Rechtsphilosophen zu Breslau thun müßten! Für einen „Mumpitz" würden sie eine solche Zumuthung und mich für verrückt erklären.

philosophie bei mir zu hören und um 6 Uhr wieder hinaus zu sprengen! Und dabei war der Mann von so zarter Gesundheit, daß er langen Urlaub, und Versetzung unter einen milderen Himmelsstrich nachsuchen mußte. Das nenn' ich deutschen, preußischen Idealismus! Wie freute ich mich, den aus Görbersdorf völlig hergestellt Zurückkehrenden in Breslau begrüßen zu können!

Den natürlichen Uebergang von den Kriegern zu den Civilisten bildet unser lieber Freund, der damalige Militär-Oberpfarrer zu Königsberg, Dr. Dr. (Philosophie und Theologie) Karl von Hase, der Sohn des großen alten „Kirchenhasen"; der ehrwürdige Vater — in Tübingen lernten wir ihn kennen — war mir ein freundlicher Gönner und hatte sich an meinen Scherzversen zu seinen Jubileen[1]) lebhaft erfreut.

Das Band mit den Hasen-Gesippen war geknüpft worden durch einen Träger der Firma Breitkopf und Härtel, Herrn Dr. Oskar von Hase. Auf seiner Hochzeitsreise mit der schönen Frau Johanna, Tochter

---

[1]) Gedichte IV. S. 207, 210.

des hervorragenden Germanisten Zarncke zu Leipzig, las er mit dieser meine und Theresens damals eben (1873/74) erschienenen Gedichte [in erster Auflage bei Cotta]: sie gefielen beiden so wohl, daß, als bald darauf aus andrem Anlaß (wegen einer Zeitschrift, deren Verlag jene Firma, deren Mit-Leitung ich übernehmen sollte) Dr. von Hase an mich zu schreiben hatte, er eine liebenswürdige Aufforderung beifügte, seinem Verlage meine etwaigen neuen Bücher anzuvertrauen. So bedient sich der liebe Gott oft unscheinbarer Mittel, starke Wirkungen herbeizuführen: jener (bald aufgegebene) Zeitschrift-Plan ward der Anlaß, daß zwischen unseren Sippen eine schöne Freundschaft erblühte, reich an erfreulichen idealen Früchten, und auch, daß alle meine so zahlreichen Veröffentlichungen seit 1873 im Verlage von Breitkopf und Härtel erschienen, mit Ausnahme von ganz wenigen, bei welchen zwingende Gründe Abweichung herbeiführten[1]).

---

[1]) S. das gewaltige Sündenverzeichniß meiner Bücher im Anhang. Gleich 1874 erschienen in diesem Verlag die „zwölf

Wir dürfen beide rühmen, daß das nun seit 22 Jahren bestehende Verlagsvertragsverhältniß, nie durch einen Mißton getrübt, ein geradezu ideales war und ist. Das gründet nicht nur in der persönlichen Freundschaft, die mich mit den Herrn Dr. von Hase und Herrn Volkmann verknüpft, — auch in einer gewissen Gleichheit der Gesinnung und der Haltung gegenüber „dem Geschäft“, d. h. dem Gelderwerb. Gemeinsam ist uns die Abneigung gegen Alles, was nur im Entferntesten an „Reclame“ gemahnt und wenn Klappern zum Handwerk gehört, so betreiben wir unsere Dinge eben nicht als Handwerk. Die vornehme, ein wenig kühle Enthaltung von jeder marktschreierischen Aufdringlichkeit in der Geschäftsgebahrung der Firma entspricht so ganz besonders

Balladen“, dann erwarb die Firma auch das Verlagsrecht der Gedichte I. und von „Harald und Theano“ (Erinnerungen III., S. 190) von Herbig, der Gedichte II. und von „Sind Götter?“ von Cotta, später der VI ersten Bände „Könige der Germanen“ und deren Fortsetzung VII—X von Stuber, von „König Roderich“ von einem Leipziger Hause, endlich der zweiten Ausgabe des „Prokopius“ (1895) von E. S. Mittler und Sohn.

meiner eignen Neigung und wenn mir Wohlmeinende oft sagen, bei geräuschvollerem Betrieb würde ich mehr eingenommen haben als bei dem höchst „aristokratischen“ meiner Verleger, so erwidere ich, daß mir „weniger, aber höchst anständig“ lieber ist als mehr mittelst der von Andern zuweilen gerührten Lärmtrommeln. Es geht auch so. Und ginge es so nicht, so sollte es gar nicht gehen. Aber es geht.

Ich wundere mich oft selbst, daß die Deutschen, die nicht gerade leidenschaftlich Bücher kaufen, von meinen (leider wahrlich nicht billigen: nicht ich habe den Preis zu bestimmen!) Bänden jedes Jahr so viele kaufen: z. B. von dem „Kampf um Rom“ in 18 Jahren 84 000 Bände. Dies Außerordentliche muß doch seinen Grund haben und da er — nach meiner bescheidnen Selbsterkenntniß (II. S. 169) — nicht in einem so ganz außerordentlichen Werth meiner Dichtungen liegt, in einem diesen äußerlichen, geschichtlichen.

Wohlan, ich will ihnen diesen Grund verrathen, den hochwohlweisen „Literaturkritikern“, die

seit nun 20 Jahren so viel Dummes und Bösartiges, auch zuweilen Kluges und Wohlmeinendes über mich haben drucken lassen, aber diese nächst liegende Frage nie aufgeworfen oder doch nie aus dem so nahe liegenden Grund erklärt haben: die Herren sind so verkünstelt, daß sie das Einfachste, Nächste nicht erfassen. Der Grund der Erfolge meiner Dichtungen ist, daß sie der Ausdruck des seit 1866 lebhaft ringenden, im Jahre 1870 mit Sieg gekrönten deutschen Nationalgefühls sind, Dichtungen, die zum Theil viel früher entstanden sind als der „Ekkehard“ und als Freytags „Ahnen“.

Das ist nun aber — wenn ich bitten darf — nicht so zu verstehen, daß meine Dichtung eine erst nach 1870 aus Berechnung hervorgetretene „Tendenz-Poesie“ sei. (Ein Herr Oskar Blumenthal war so freundlich, zu schreiben, ich bedecke die mangelhafte Wäsche meiner Dichtung mit der schwarz-weiß-rothen Fahne.) Wir sahen, wie die Begeisterung für das Deutsche in den Ritterspielen und den Gedichten des

vierzehnjährigen Knaben (1848) hervorbrach (I. S. 117), wie „Harald und Theano“ 1855, die Gedichte I. 1856 und manches in der II. Sammlung lange vor 1864 entstanden, wie der „Kampf um Rom“ 1858 bis in den III. Band fertig geschrieben war. Und auch in der Folge haben „König Roderich“, „Deutsche Treue“, die „Romane aus der Völkerwanderung“ nur Studien und Entwürfe ausgeführt, die weit vor 1870 lagen.

So äußerlich und erbärmlich darf man sich doch überhaupt das Schaffen eines Poeten nicht vorstellen, daß er wie ein Börsenjobber oder ein Lustspielfabrikant (was dasselbe) bald auf die „Hauße“ des „Patriotismus“ bald auf dessen „Baiße“, d. h. den „internationalen“ Brei als „Modesache“ speculirt. Ich habe auch in den etwa zehn Jahren, als der Unflath, der da heißt „Moderne“ oder „Naturalismus“ oder „Internationalismus“ und Verläugnung des Deutschen alleinherrschend war, erst recht in alter Weise das Geschichtliche, das Ideale, das Deutsche vertreten: jene oft

sehr schmutzigen Wasser sind längst wieder im Ablaufen: ich stehe, wo ich stand: nicht an die Knöchel hat mir das ekle Sumpfspülicht gereicht: nicht Ein Jahr hatte die „Nachfrage" nach meinem „Ausgebot" — um die Sprache jener Börsendichter zu reden — abgenommen: von jenen aber heißt es bereits: „afflavit Deus (Apollo!) et dissipati sunt".

Ich verstehe nicht, wie sich die Genossen meiner Kunstrichtung über jenes wüste Getöse so aufregen konnten: die Geschichte aller Literaturen, auch der Deutschen, zeigt, und zwar nothwendig, solche wechselnde Wellenbewegung von „Idealismus und Realismus" (zwei Schlagwörter, deren Inhalt erst begrifflich fest zu stellen ist, bevor man sie braucht).

Einer der Herren Widersacher sagt von mir: „F. D. schildert die Menschen nicht wie sie sind (das that Goethe), sondern wie sie sein sollen." Sollen die Menschen nach Herrn Hartmann (oder Sudermann oder Hauptmann? ich weiß es wirklich nicht mehr!) in der That sein wie Cethegus, Theodora, Fredigundis,

Chilperich, wie Sindred in „König Roderich", Verus in „Gelimer", Leo und Zenon in „Felicitas", Herculanus in „Bissula", Claudia in den „Batavern", oder gleich gar wie mein herziger „Attila"?

Das wollen wir doch nicht für die sittlichen Ideale dieses Herren halten. Ein par Worte der Abwehr stehen Gedichte IV. S. 222 f.

Ich hatte von dem Aufkommen der jüngsten Schule, in meiner Abgeschlossenheit zu Thule und bis über das Haupt in Professur, Urgeschichte und eigne Poesie vergraben, gar nichts bemerkt: mein erstes Bekanntwerden mit ihrem Vorhandensein verdanke ich einem nicht unterschriebenen Brief mit dem Poststempel Berlin, der anhob: „Sie alter Esel, Sie dummes Fossil! Haben Sie nun noch immer nicht gemerkt, daß kein Mensch Euch Mummelgreisen: — Geibel, Scheffel, Lingg und Ihnen — mehr zuhört? Uns Jungen allein lauscht noch Europa und Ihre einfältige Deutsch-Simpelei verlacht jeder, der sich als Weltbürger fühlt, Sie germanischer Auerochs." Dieser Anfang meiner

Bekanntschaft mit den Erneuerern und Allein-Beherrschern der Dichtung reizte mich nicht zu weiterer Annäherung.

An diesen „strengen Herrn", die so „kurz regierten", habe ich nun wohl nicht allzuviel versäumt.

Aber aufrichtig beklage ich, daß mir die Hochfluth von Universitäts- und wissenschaftlicher Arbeit und eigner Dichtung bei'm besten Willen nicht die Zeit gelassen hat, auch abgesehen von jenen jüngsten Unsterblichen, die neuere deutsche und außerdeutsche dichterische Literatur im weitesten Sinn zu verfolgen: ich habe seit 22 Jahren kaum je ein Buch außerhalb meiner wissenschaftlichen Fächer zu meiner ästhetischen Erfreuung lesen können[1]), nicht wahrlich aus dummem

[1]) So mußte ich (1894) die Anfrage einer Zeitschrift, ob ich Fulda's „Talisman" oder Sudermanns „Ehre" oder (ich glaube) Hartmanns „Hannele" für den „besten Ausdruck der deutschen Volksseele" (Du lieber Gott!) halte, wahrheitgemäß dahin beantworten, daß ich alle drei nicht kenne. Dieses gewerbemäßige Anfragen über alle möglichen Dinge (z. B. das Heine-Denkmal) ist ein grober Unfug. Und das verfluchte „Interviewen"! Einem solchen Herrn aus Wien mußte ich telegraphisch androhen, ich würde seinen wiederholt telegraphisch angekündigten Besuch als Hausfriedensbruch verfolgen lassen.

Hochmuth, einfach — zu meinem schmerzlichen Bedauern! — aus Mangel an Zeit und Kraft: habe ich den Tag über 10 und 12 Stunden scharf gearbeitet, kann ich am Abend nicht Dichterisches lesen: es regt mich so lebhaft auf — in Beifall oder doch Zergliederung und Beurtheilung —, daß ich den mir für meine Arbeitsleistung ganz unentbehrlichen Schlaf nicht finde: ich mußte das — nach häufigen Versuchen — aufgeben und die Lesung nach dem Abendessen auf Bücher beschränken, die weder das wissenschaftliche Denken herausfordern noch die Phantasie erregen. Auch Besuch von Theatern, Concerten, Bilderausstellungen — all' das ist unmöglich neben der Arbeitslast, die ich theils freiwillig übernommen, theils aufgedrückt erhalten habe. In Folge dessen ist meine „allgemeine Bildung“, die bis 1872 recht leidlich war, traurig herabgesunken: ich fühl's und kann's nicht bessern.

Kehren wir nun aber nach dieser langen Abschweifung, zu der uns der Name Breitkopf und

Härtel verleitet hat, zu den lieben Königsberger Hasen und Häslein zurück.

Als ich, den Besuch des Herrn Militär-Oberpfarrers erwidernd, auch dessen Gattin, die geborne Gräfin Kalkreuth, erschaut hatte, meldete ich Therese daheim: „Du, eine solche Frau Pfarrerin hab' ich noch nie gesehen." Die hochragende, echt germanische Gestalt der schönen Frau war völlig thusneldenhaft.

Herzlich erfreute uns, daß nach kurzer Trennung ein freundlich Geschick, wie andre Königsberger Freunde, auch die Hasen uns nach Breslau führte.

Am wenigsten zahlreich war in unserem Umgang die Kunst vertreten: von den Malern kannte ich nur Wentscher und Max Schmidt, dem ich es dankbar gedenke, daß er uns gar manchen grauen, schneenebeligen Tag der langen thulitischen Winter dadurch erheiterte und erhellte, daß er uns einlud, das neueste seiner so poesievollen und stimmungsreichen Landschaftsbilder in seiner Kunstwerkstätte kennen zu lernen. An den beiden zierlich-schönen Töchtern dieses Hauses

und ihren beiden Freundinnen, den palmenhaft-schönen Fräulein Lobach, zeigte der liebe Gott wieder einmal, daß er das Schöne in kleinem wie in großem Format zu schaffen gleich meisterlich versteht.

„Dichter“, d. h. Versemacher, gab es freilich gar viele in Königsberg und Ostpreußen, und nachdem ich ein wenig bekannt geworden im Lande und die Leute erfahren hatten, daß ich gutmüthig genug bin, jeden Brief zu beantworten und handschriftlich eingesandte Dichtungen zu beurtheilen, regnete es — buchstäblich: denn es war meist wässerig Zeug! — Lyrik, Drama und Epik auf mich ein. Der begabteste unter den Lyrikern war ein junger Geistlicher, Buttgereit, in einem öden masurischen Dorf.

Es ist ganz unglaublich, in welcher Zahl solche Briefe und Anfragen aller Art an mich gelangten, seit „König Roderich“ und der „Kampf um Rom“ erschienen. Die guten Leute, in der Abgeschiedenheit jener Provinz oft von wunderbarer Naivetät, meinten offenbar, ich sei eine Art Hexenmeister, der, Alles

mögliche und unmögliche verstehend, den Ostpreußen vom lieben Gott geschickt sei, ihnen alle erdenklichen Fragen zu beantworten.

Da wollte einer aus Wehlau wissen: „schreibt man Sibirien mit y und wo?" Ein anderer aus Labiau: „was ist ein Spielmann?" Ein dritter aus Eydtkuhnen: „was ist eine Postille?" [1])

Aber der ausdauerndste und am Meisten vom Glauben an meine Allwissenheit erfüllt war ein armer junger Jude aus Memel. Zuerst schrieb er, — chronisch nannte er mich „Magnificenz", weil ich ein Jahr Rector gewesen — er wünsche genaue Belehrung von mir über die Feldzüge Alexanders des Großen in Asien! Davon wußte ich nun nur soviel, als ich vor dreißig Jahren auf dem Gymnasium

[1]) Ich galt und gelte übrigens den Leuten wegen des 16jährigen Wohnsitzes in Königsberg als so untrennbar mit dieser Stadt verbunden, wie etwa der Schloßteich, so zwar, daß ich auch jetzt noch, nachdem ich schon bald sieben Jahre in Breslau lebe, jede Woche Briefe erhalte, die, nach Königsberg gerichtet, mir von der dortigen Post hieher gesandt werden.

bei Luthardt gelernt und meist wieder vergessen hatte. Aber Freund Rühl, δεινος καὶ περὶ ταῦτα (oben S. 139), war gutmüthig genug, auf meine Bitte hin dem Wißbegierigen ausführliche Auskunft zu ertheilen. Nun mehrere Jahre Schweigen. Plötzlich wieder ein Brief aus Memel: „Ueber Alexander Magnus bin ich nun beruhigt. Aber da hat ein Mathematiker zu Amsterdam im XVII. Jahrhundert folgende Rechnungsaufgaben gestellt [— folgten zwei enggeschriebene Seiten von Ziffern, Buchstaben, Formeln —] ich kann sie nicht lösen — bitte, rechnen Sie sie mir aus und schicken sie mir." Davon wußte ich nun noch weniger als von des Philippos göttergleichem Sohn! Aber der Memeler hatte Glück: wieder fand ich einen sachverständigen und gütevollen Aushelfer: diesmal in meinem lieben jungen Freund, dem Mathematiker Theodor Wogan (der gleich seinem Bruder, dem Juristen Fritz, viel in unsrem Hause verkehrte — musterhaft fleißige und wackere, echt ostpreußische, d. h. eigentlich westpreußische „Jungens"): er rechnete

wirklich all' die vielen Aufgaben aus und schickte sie dem Frager.

Wieder nach ein par Jahren wird der Besuch des Memelers gemeldet. Ich gestehe, nach jenen komischen Briefen erwartete ich einen komischen Eindruck. Aber sofort ward ich tief ernst, als ich dies merkwürdige Antlitz sah. Das Ideal eines schwärmerischen, bildschönen Judenjünglings, von langlockigem, seidenem, schwarzem Har umwallt, Augen, wie man sich etwa die von Jesus Christus vorstellt, die Spuren schweren Leidens und Entbehrens, ja des Hungerns auf dem abgezehrten Gesicht, das, leichenblaß, nur zuweilen von fliegender Hitze überflammt war: wie verzückt blickte er mich an, aus den dunkeln Augen leuchtete seelenvoller Glanz. Ich war mächtig ergriffen: ein Einsiedler aus der ägyptischen Wüste schien vor mir zu stehen. Auf meine Fragen kam es nun zagend heraus, daß er wirklich gar oft gehungert habe. Mit Thränen heißen Dankes netzte er meine Hände, die zu küssen ich ihn mit Gewalt ver-

hindern mußte. Er meinte, die guten Worte, die ich jenen Auskünften beigefügt, seien in all' diesen Jahren das einzig Gütige gewesen, das er erlebt. Er reiste an den Rhein, dort Rabinatscandidat zu werden. Er versprach, von dort zu berichten: aber er hat nie geschrieben: der Tod, der ihm bereits im Gesicht gezeichnet stand, hat ihn wohl bald von einem Leben erlöst, in dem ihm so wenig Gutes geworden, daß er ein par warme Worte für ein Glück ansah! — Solche Dankbarkeit für ein Nichts läßt den Undank Anderer desto häßlicher erscheinen, denen man Geld, Mühe, — zumal das kostbarste Gut: Zeit! — in Menge geopfert hat und die mit Kränkungen vergelten: ein edler Pole, — aber auch leider ein Deutscher! — stehen obenan in der nicht kleinen schwarzen Liste von solchen Undankbaren!

So belohnt es sich, niemand — auch mit recht absonderlichen Ansinnungen — abzuweisen, auf Alle sich bittend oder fragend Nahenden stets bereitwillig einzugehen: — eine „Schwäche", die mir die Freunde

wohlmeinend, aber ungerecht vorwerfen, denn es ist doch mehr Stärke (der Güte) als „Schwäche". Wohl hat mich diese Schwäche, auch wohl an Unwürdige verschwendet, unglaublich viel Zeit gekostet, die ich meiner Arbeit oder meinem geistigen Genuß, der seit 22 Jahren leider so spärlich ist, oder meiner Erholung entzog.

Aber daß ich durch jene par Worte dem armen Juden auf seine, freilich recht seltsamen Zumuthungen so wohlgethan, — wiegt das allein nicht die Opfer an Geld, Zeit und Mühen auf, die ich in den hunderten — das ist nicht übertrieben! — von ähnlichen Fällen gebracht? Das ist „Christenthum", wie ich es verstehe, d. h. Menschlichkeit.

Erlebte ich oft Undank und Unschönes an mancher Art von deutschen „Dichtern", muß ich laut loben einen liebenswürdigen französischen Poeten, Leon Duplessis, Viceconsul der französischen Republik zu Königsberg, le consul des vices de la France, wie wir ihn — ohne Grund — im Scherze nannten.

Dieser hochbegabte, zumal durch Formbegabung hervorragende echte Poet, Sohn einer Deutschen und eines französischen Generals, vereinte die Vorzüge beider Nationen.

Wie unbefangen er war, beweist, daß er, obzwar leidenschaftlich französisch und ultramontan, mir, dem leidenschaftlichen Deutschen und nun bald vierzig Jahre gegen die Ultramontanen Ringenden, mit herzlicher Freundschaft zugethan war und ist.

Ich habe seine ausgezeichnete Dichtung „Herostrat", die alles Irdischen Eitelkeit darthun will, mit gebührender Ehrung besprochen. Es war nicht gerade sehr tactvoll, daß man am Pregel in seiner Gegenwart so oft vom Kriege von 1870/71 redete: ich schämte mich der Unfeinheit meiner Landsleute und bewunderte die Geduld, mit der er solche Unziemlichkeiten aufnahm. Manchmal freilich, ging ihm mir gegenüber der gallische Witz durch, erwiderte ich („ripostirte") nicht ohne Glück. Einmal sahen wir einen Haufen Reservisten zum Königsthor herein-

ziehen bei gräulichem Winterschmutzwetter: sie trugen davon die Spuren und geistig sehr bedeutend sahen sie auch nicht gerade aus, diese Masuren und Polacken.

„Ils n'ont pas l'air trop intelligent, vos guerriers," spöttelte er boshaft.

„Vraiment, non!" entgegnete ich: „Et néanmoins ils ont suffi pour les vôtres."

Ein spaßhaftes Mißverständniß ergab unsere Unterredung über meine südfranzösische Reise (s. unten): wir sprachen französisch und er fragte: „Avez-vous rencontré Mistral?" Er meinte den berühmten provençalischen Dichter. Ich aber dachte an den gleichnamigen, scharf pfeifenden Wind und antwortete: „Oui, malheureusement."

„Mais, pourquoi donc malheureusement? N'était-il pas gentil?"

„Mais non! Il a sifflé terriblement."

„Mais comment? Il a sifflé?"

Es dauerte noch eine Weile, bis wir uns über

den pfeifenden Wind und nicht pfeifenden Dichter verständigt hatten.

Duplessis, „der treue Wälsche“, hat auch nach seiner Beförderung zum Consul in Nürnberg uns treues Gedenken bewahrt und es ist wohl auf sein Betreiben geschehen, daß mich der dortige pegnesische Blumenorden (1892) zum Mitglied ernannt hat.

Ganz anderer Art war das Band, das mich mit dem einzigen deutschen Dichter in Königsberg (und wohl nahezu in ganz Ost- und West-Preußen) [1]) verknüpfte: mit dem trefflichen Ernst Wichert und dessen schönheit-, anmuth- und schalkheit-reichen Hause. Äußerlich vereinte uns zunächst die Vorstandschaft des Zweigvereins der deutschen „Schillerstiftung“, in der wir viel Elend und viel schwindelhafte Bettelei kennen lernten. Z. B.: es erscheint bei mir ein „Schriftsteller“: „Ich komme von Herrn Oberlandesgerichtsrath

[1]) Der Ostpreuße Jordan, in Frankfurt am Main lebend, kam nur einmal zu ganz kurzem Besuch an den Pregel, wo er ein Stück aus seinen „Nibelungen“ vortrug.

Wichert; ich weiß wohl: die Stiftung kann durchreisende (d. h. nicht durchreisende, sondern stecken bleibende) Schriftsteller ohne literarisches Verdienst nicht unterstützen, aber aus seinen Privatmitteln[1]) schenkte mir Herr Wichert 20 Mark; hier seine Visitencarte."

„Donnerkeil," denk' ich, „der treibt's üppig. Ja, ja, das trägt „ein Schritt vom Wege." Ich kann mich nicht lumpen lassen und gebe dem Biedern auch 20 Mark „aus Privatmitteln". Nach Wochen trifft mich Wichert auf der Straße. „Hören Sie," meint er, „Sie treiben's üppig. Ja, ja, das trägt der „König Roderich". Sie geben dem Jüngling 20 Mark und schicken ihn mir mit Ihrer Visitencarte ...." Kurz, der Fahrende hatte irgendwie unsere beiden Visitencarten erwischt, und sich Kraft ihrer 40 Mark erschwindelt.

All diese Jahre kamen wir im thulitischen

---

[1]) Diese jährliche Schatzung aus Privatmitteln betrug in Breslau in den 5 Jahren, da ich als Vorstand des Breslauer Zweigvereins Glied des Verwaltungsrathes war, zusammen weit über 600 Mark: man kann die Leute doch nicht obdachlos liegen lassen!

Novembernebel abends in Wicherts steiltreppiger (oben S. 65) Wohnung zusammen, mit ein par „worthies“ die nicht erheblichen Geschäfte knapper Mittel zu erledigen. Hier in Breslau macht es mehr Arbeit.

Auch die gemeinschaftliche Rechtswissenschaft bot gemeinsamen Boden: aber am Innigsten verknüpfte uns selbstverständlich die Dichtung und das Gefühl, daß wir zwei beide als gute Cameraden fast allein die Vorwacht hielten deutscher Dichtung da draußen im Nordosten (unbeschadet der gewiß nicht bestrittenen Verdienste minder bekannt Gewordener: so des sehr begabten Lyrikers Pfarrer Buttgereit, oben S. 191). Ich weiß noch wie heute den ersten Abend, da ich, bald nach meinem Eintreffen am Pregel, bei Wicherts eines Abends (sie tranken Thee aus Gläsern, was mir einen unheimlichen Eindruck machte: — so ein wenig kamtschadalisch) viele der damals noch ungedruckten Balladen der II. Gedichtsammlung vortrug[1]:

[1] Nebenbei gesagt (d. h. gelobt), habe ich noch nie einen Dichter seine eignen Sachen so gut vortragen hören wie mich die

so laut und erregt, daß die Kinder sich erschrocken an die Thüre schlichen in der Sorge, der Gast streite so arg. Gar stolz war ich darauf, daß die schöne Frau Therese von den eingewanderten Salzburgern stammte, also meine Stammgenossin war. Später trat ich zu den lieben Menschen in das (nicht mehr ungewöhnliche! s. oben S. 134) Verhältniß der Gevatterschaft und mein Pathkind, das blonde Lieschen, ward mir im Lauf der Jahre eine mächtige Gönnerin. Aber ein rechter Schalk war sie (und soll sie geblieben sein!) Ich wußte nicht, daß am Pregel der „Göd" dem Pathkind häufiger Geschenke zu machen hat, und ließ es bei dem gewohnheitsrechtlichen Becher bewenden. Als das Lieschen sieben Jahre zählt, trifft es mich nebst meinem Mitgevatter Friedländer (oben S. 134) und thut mit diesem gar schön. „Nun," Kind, mahne

---

meinen, während Andere, wie Bodenstedt und Leuthold, sich durch ihren Vortrag schwer schadeten und auch Geibel mehr sang als las: mein lieber Vater meinte, ich müsse mich in jedes Exemplar als Vorleser mit einbinden lassen.

ich, „krieg' ich nicht auch ein Patschhändchen? Ich bin auch Dein Pathe."

„Du? O nein!"

„Doch, Lieschen, doch!"

„Nein! Du hast mir noch nie was geschenkt!"

Das war eine réponse sans réplique! — Zu Weihnachten schickte ich ihr denn unter Anderem einen großmächtigen Galgen aus Marzipan.

Das kam so. Das phantasievolle Kind „fabulirte" vor dem Einschlafen lange Zeit, den ältern Schwestern aus dem Stegreif allerlei wunderbare Geschichten erzählend, die meistens blutig und grausig ausgingen. Als nun einmal an Wicherts Tisch jemand klagte, daß in meinen Trauerspielen und Romanen so viele Menschen umgebracht werden, rief das Lieschen, mich vertheidigend: „Mein Onkel Dahn hat ganz Recht. Bei mir müssen sie auch Alle sterben!" Deßhalb sandte ich ihr jenes Mordwerkzeug mit den Knittelversen:

„Während sie bei Deinem Vater
Meist sich kriegen im Theater,
Tödte Du nur ruhig fort:
Unsre Poesie ist Mord.“

Aber neben solchen Scherzen fanden wir auch viel ernste Anregung in dem Dichterhause nahe der Burgkirche: gar manche seiner Dramen hat uns dortselbst Wichert vorgelesen und zumal jene ganz ausgezeichneten Erzählungen aus dem litthauischen[1] Volksleben, das er in langer Amtsthätigkeit in Prökuls gründlich kennen gelernt und unübertrefflich dargestellt hat. In liebenswürdigster Weise bahnte er mir den Weg auf die von ihm beherrschte (damals Woltersdorffsche, s. unten) Bühne zu Königsberg für meinen „König Roderich“ und freute sich herzlich der Erfolge dieses Stückes und seiner Nachfolger. Das Fest seiner silbernen Hochzeit, in einem der buschigen Gärten am Schloßteich in schöner Sommer-Mondnacht begangen, und die ihm bei der Uebersiedelung nach Berlin veran-

[1] Oben S. 70. IV. 1. S. 74.

staltete Abschiedsfeier hab' ich mit warm empfundenen Versen begleitet[1]. Auch später haben wir beiden Pare uns wiederholt — in Gastein — getroffen — und uns am Fels der am Meere geschlossenen schönen Freundschaft erfreut. Auf dem Kriegerdenkmal, das auf der Höhe am Pregel von Weitem her den Schiffer grüßt, stehen Wicherts und mein Name vereint, unter unsern Weihesprüchen[2]) eingegraben. Ach wie wohl thut es, unter den vielen, vielen unerfreulichen, unverläßigen, frechen und unanständigen Gesellen, die sich „deutsche Schriftsteller" nennen, die Erinnerung bei einem solchen Mann verweilen zu lassen! —

Dankbar gedenken wir dann unseres trefflichen, unermüdlich ämsigen Hausarztes, des Sanitätsrathes Dr. Zacharias mit seinem scharf geschnittenen klugen Charakterkopf und des Rechtsanwalts Alscher, der

---

1) Gedichte IV. 1892. S. 511—513.
2) Der meine lautet: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk."

stets auf das Gütigste seinen kundigen Rath gewährte: sein Sohn war einer meiner besten Schüler und seine Tochter, die blondgezöpfte Gertrud, wie sie, gleich einem Reh über die Hecke zu Neukuhren „äugte“ — ein unverwischbar Bild — das Muster eines aufknospenden germanischen „magedin“.

Früh entriß uns — nach schwerem Leiden — der Tod Frau Dr. Jenny Hirsch, die gleich zu Anfang mir und ebenso Therese an ihrem Herde und in ihrem tiefen innigen Gemüth freundschaftlich eine Stätte bot: eine Ostpreußin im besten Sinn aller Tugenden ihres deutschen Stammes[1]).

Dicht neben ihr wie im Leben soll in diesen Blättern stehen ihr und unser gemeinschaftlicher Freund, der Buch- und Kunsthändler Heilmann, ein prächtiger Rheinländer aus Crefeld, aber schon als Jüngling nach Thule verschlagen und seit vielen Jahrzehnten hier als Inhaber der Bon'schen Buchhandlung wie als Guts-

[1]) Vgl. Gedichte III. 1878 (Balladen und Lieder S. 251).

besitzer zu Heilig Kreuz ansässig und auf diesem Gut als gewaltiger Jäger thätig. Ein Prachtexemplar von einem kernfrischen deutschen Mann! Die Aehnlichkeit der rheinländischen und der westfälischen Eigenart zog meine Frau und den ebenso humorreichen wie tief gemüthvollen „alten" Herrn (das, wenn er noch lesen könnte, wie würde er brummen!) gar bald innig zusammen: wie oft haben sie mich in thulitischem Wintergraus von der Universität abgeholt, schon vorher allein selbander eine halbe Stunde im Schnee patschend und, eifrig raunend, ihre in allen Stücken übereinstimmenden (— sehr lebhaften und gar nicht zaghaft geäußerten! —) Neigungen und Abneigungen für und gegen Parteien, Völker, Landschaften, Sitten und Unsitten, Schriftsteller und andre Menschen (von Bismarck hoch oben bis auf Herrn Eugen Richter tief unten!) austauschend und sich in immer heißere Gluthen von Liebe und Abscheu hineinredend und mich anfauchend bei meinen vergeblichen Dämpfungsversuchen. Heilmann, überhaupt ein vielseitig gebildeter

Mann, war ein hervorragender Kunstkenner. Aber auch meine Vorlesungen über Statsrecht und Rechtsgeschichte besuchte er eifrig: ich war ihm dabei immer nicht „grob“ genug. Einmal hatten wir verabredet, er solle die Rechtsphilosophie hören: als ich sie Ende October anfing, weilte er noch, eifrig jagend, auf seinem Gute: ich schrieb ihm auf einer Postcarte (mit Antwortblatt) nur die Worte: „Rechtsphilosophie! Wöchentlich dreimal. Schon zweimal gefehlt!“ Flugs kam die Erwiderung: „Hasen! Wöchentlich siebenmal. Noch niemals gefehlt.“ So verschuldeten denn die Hasen, daß er erst mitten im Aristoteles eintraf.

Wie aus seiner Jägerei erzählte er aus seiner Buchhändlererfahrung (er hatte etwa 1880 das Geschäft verkauft) köstliche Geschichten, gern mit leiser Ironie des Rheinländers gegen die Ost-Deutschen. Ein Landpfarrer kehrt aus einer Reise nach „Deutschland“ (s. oben S. 56) zurück in seine masurische Pfarre: er will der Gattin ein Geschenk mitbringen. Heilmann empfiehlt ihm und zeigt ihm in seinem Kunstladen

einen Kupferstich der Sixtina. „Ja wohl," sagt Hochwürden, „das paßt gut: ich war ja auch in Dresden." Er zahlt, läßt sich die Heilige einpacken: — doch an der Thüre kehrt er um: „Aber, Harrche," meint er, in Dresden, mein' ich, war sie doch anbemalt?"

Heilmann verkauft dem Dienstmädchen eines adeligen Fräuleins ein Buch. Alsbald stürzt die „Mariell", ganz roth vor Zorn, wieder in den Laden. „Aber Harr, was hat sie mich gescholten! Sie haben mir ja ein Buch verkauft mit Druckfehlern. Sehen Sie, da — am Ende — steht eine ganze Seite voll." Unwirsch ruft ihr der grimme Adolf zu, sie solle sich hinaus scheren. Allein sofort erscheint, das Buch in der Hand, die Gnädige selbst:

„Aber Herr Heilmann, wie unrecht von Ihnen! Jetzt kaufe ich schon so lange bei Ihnen und Sie verkaufen mir ein Buch mit Druckfehlern, und wollen es nicht einmal zurück nehmen. Gleich geben Sie mir eines ohne Druckfehler."

Der Hüne staunt sie an, streicht den Bart und —

schweigt vor Staunen mehr noch als vor Zorn. Endlich hat er die abgrundtiefe Dummheit begriffen. „Ach so,“ sagt er, „Sie wollen, ... Sie wollen die Fehler 'raus haben?“

„Ja, natürlich!“

„Schön, warten Sie nur einen Augenblick!“ Er geht mit dem Buch in das Nebenzimmer, reißt hinten das Blatt mit dem Fehlerverzeichniß heraus, zeigt ihr das so verbesserte Buch und sagt: „So. Nu sind se raus. Is nu recht?“

„Ja wohl, mein lieber Heilmann. Schön Dank auch.“

Manch guten Trunk haben wir — selbdritt — getheilt: er würzte ihn durch manch köstliches Scherzwort: aber vor Allem verband uns alle drei die glühende Begeisterung für das Deutschthum, für das Vaterland, für Bismarck und der heiße Haß gegen — nun, gegen die offnen und versteckten Feinde deutscher Größe. Wie mag er gewettert haben, der alte Rauschebart, bei Bismarcks Sturz! Bald darauf starb

er. Therese und ich hatten keine Seele, die uns treuer, wärmer liebte. Er ist eine meiner theuersten „Erinnerungen".

Frühe verödete durch den Tod der liebenswürdigen Hausfrau der Herd meines fränkisch-baierischen Landsmannes, des freundlichen Freiherrn von Aufseß, den wir bald darauf nach Straßburg scheiden sehen mußten [1]).

Nicht eben zahlreich waren die „erbgesessnen" ostpreußischen Familien unseres Verkehrs: warme Freundschaft verband uns mit dem Hause Gebauhr [2]): —

[1]) Balladen und Lieder S. 300.

[2]) Pianofortefabricant: als ich zuerst über ein klein wenig Geld verfügen konnte, kaufte ich dort ein unglaublich billiges, winziges Clavier für meine bescheidenen eignen Musikmachungs-Bedürfnisse: es war das beste Geschäft meines Lebens: noch jetzt in Breslau steht es auf seinen vier Beinen: freilich weigern sich die größten Techniker schon geraume Zeit, es zu stimmen oder zu bessern! Alle Lieder des von mir herausgegebenen Reichscommersbuches (s. unten) und des mit dem alten großen Kirchen-Hasen (oben S. 180) herausgegebenen deutschen Liederbuchs hab' ich an Sommerabenden nach der Vorlesung darauf gespielt (d. h. richtiger getrommelt), die Opern „Armin" von Hofmann, zwei Compositionen des „Schmiedes von Gretna-Green", der

die „Hausenfrau" ist die schöne Tochter meines medicinischen Amtsgenossen von Wittich — aus dem uns einer der frühesten und liebsten Besuche nach Breslau kam.

Die Musik führte uns zuerst in ein anderes Königsberger Haus: das des Kaufmanns Charisius, dessen Gattin, eine gewaltig Musik-Begeisterte, Glied des Gesangvereins (von Bernecker) war, zu dessen höchst unwürdigem Vorstand Bernecker in seinem guten Wahn und der liebe Gott in seinem Zorn mich gemacht hatten! Ich hielt es nur ein par Monate aus in dieser unmöglichen Stellung: die ich nur angenommen hatte weil ich — leider! — so schwer Nein sagen kann. Ich mischte mich selbstverständlich nie in das Musikalische, von dem ich ja nichts ver-

größte Theil von „Harald und Theano" von Lorenz, „Harpa" und zahlreiche Compositionen meiner Lieder von de Haan, dann von Sommer, Bernecker, Schwalm, Hentschel, von Franz und Vincenz von Lachner, Abt, Zenger, von Hornstein, Rubinstein, und vielen andern sind darüber hingebraust: schier 20 Jahre ist es alt, hat manchen Sturm erlebt. **Requiescit in pace!**

stand (warum ich dann Vorstand ward? Ja, das mögen Gott und Bernecker wissen: ich weiß es nicht!). Ich dankte bald ab: aus Furcht vor den „Müttern" (vor denen sich schon der selige Dr. Heinrich Faust so „vergraut" hat [sagt man am Pregel]: — nicht mit Ungrund wahrlich sie scheuend. Während ich nämlich bei unsern Concerten die jüngeren hübscheren Mädchen und Frauen vorn in Sichtbarkeit bringen wollte, bestanden sie darauf, die vermeidungswürdigsten Alterthümer da vorn aufzu„flaien" (d. h. aufzureihen). Da floh ich!

Zu dem Verein zählte nun auch unsere „Dicke", die gute Frau Magda Charisius: ja, die Gute. Denn abgesehen von der unermüdlichen Wohlthätigkeit, die sie im Stillen bewährte, that sie weit mehr als ihre Pflicht und Schuldigkeit als harte Noth an sie selbst heran trat. Nicht lange währte es, daß wir uns in ihrem weiten Garten der schönen Sommerabende erfreuen durften: — alsbald befiel unheilbare Krankheit ihren Mann und im Zusammen-

hang damit verloren sie — ohne Verschulden — ihr Vermögen. In jenen langen schweren Jahren hat die wackere Frau nicht nur den dahin siechenden Mann Tag und Nacht mit Aufopferung der eignen Gesundheit gepflegt, — sie hat auch den längst erwerbsunfähig Gewordenen Jahre lang wie sich selbst durch ihrer Hände Arbeit und durch ungezählte Gesangstunden, durch Einrichtung einer eigenen Gesangschule unterhalten, bis an sein Ende. Ja, Wackerheit eignet wahrlich nicht nur den Männern, auch den Frau'n des ostpreußischen Schlags.

Diese Ostpreußin hat aber ausnahmsweise (oben S. 70) auch Phantasie, ja, nur zu viel: was sich vor Allem äußert in einer ganz unglaublichen Ueberschätzung von Thereses und meinen Dichtungen, von denen sie übrigens manche sehr schön componirt hat. Ausdauer und Muth führten sie auf Jahre bis nach Rumänien (wo ich sie Carmen Sylva empfehlen durfte), um doch schließlich wieder an den Pregel zurückzukehren.

Ich schließe[1]) mit der ältesten Gestalt aus unsern Königsberger Freunden: der Tochter Theodors von Schön, der Frau Major Schwinck. Diese ehrwürdige, schöne alte Frau[2]), von ihren begabten und treuherzigen Töchtern musterhaft gehegt, bewährte bis in das höchste Greisenalter — ich glaube, sie erreichte das 93. Jahr! — eine wahrhaft erstaunsame Frische, Beweglichkeit, Jugendlichkeit des Geistes, wie sie dem unsrem alten Kaiser etwa gleichaltrigen Geschlecht häufig zukam. Sie fehlte in keinem meiner Vorträge, in keiner Vorlesung oder Erstaufführung meiner Dramen: wie eindringend, wie feinsinnig war ihr Urtheil und wie leuchteten die wunderschönen hellblauen Augen noch so jugendfrisch vor Freude, wann wir an ihrem Geburtstag (11. März, wie Wichert's) in ihr enges, niedres Stüblein traten, dies Schmuckkästlein von wohlgepflegter Sauberkeit.

Ach, dieser Schlag Menschen ist ausgestorben. Und

---

1) Ueber das schönheitreiche Haus Feinberg s. unten S. 231.
2) Gedichte IV. S. 366.

der Nachwuchs? Er ist schon viel zu nervös, zu hastig in Arbeit und Genuß, um jemals die köstliche Naivetät und in sich beruhigte Stäte jenes uns voraufgegangenen Geschlechts zu erreichen.

XI.

Die Entlegenheit „Thules" — nahe der „Reußenmark" [1]) — hatte neben dem Nachtheil, daß die zwölfstündige Fahrt auch nur bis Berlin von nicht gerade nothwendigem Reisen gen Westen und nach „Deutschland" (S. 56, 208) abschreckte, doch auch den nicht genug anzuschlagenden Vortheil, daß man von überflüssigen zudringlichen Besuchen von auswärts her und vor ihrer zeitverderberischen Oedung recht sicher war. Aus bloßer Neugier und gewerbemäßiger Aufdringlichkeit reiste doch nicht leicht jemand von Berlin oder noch weiter her, „um das Rhinoceros (— von Königsberg —) zu sehen." Die Breslauer klagen zuweilen, daß sie soweit out of the way der bequemeren und rascheren Eisenbahnverbindungen des Westens, Nordwestens, Süd-

[1]) Balladen und Lieder, S. 174.

westens liegen: — nun, ich klage nicht darüber. Ich finde, daß ach! viel leichter und häufiger als nach Thule eitel Neugier Menschen hierher führt, mit denen uns beiden nichts innerlich gemein ist, nichts verbindet und mit deren Besuch, sind sie glücklich wieder draußen, sich keine „Erinnerung" verknüpft, als die traurig vergeudeter Zeit! Es ist ganz unglaublich, wie viel Muße Andere haben und wie wenig ich: und all diese Zeit-Reichen haben, scheint's, keine Ahnung davon, wie Zeit-bettelarm ich bin und wähnen, ich habe sie gestohlen für all die faulen Leut'. Ich gönne mir, wie (S. 188) geklagt, seit 23 Jahren kaum je die Wohlthat, außer meinen Fächern zu meinem geistigen Genuß ein Buch zu lesen, geize mit jeden 10 Minuten, speise in 15 zu Mittag, schreibe, in Mantel und Hut am Pulte stehend, weiter bis Therese zum Ausgang sich fertig gemacht hat: — und beliebige Fremdlinge „Schriftsteller", Journalisten, „Dichter!" erachten es keinen Raub, ohne jeden inneren Grund mir halbe Stunden zu stehlen und nachwirkend noch die Stimmung zu

verderben: denn flau und übel wird mir während solches Zeitverderbs. (II. S. 5.)

Geradezu infernalisch ist es, wenn sich solche Unberufene vorher „ansagen“ zu einer „gemüthlichen Stunde!“ Und die lieben „Interwiewer“! Nun, mich hat noch keiner ausgefragt. (S. oben S. 188.) Diese Besuche und die zu beantwortenden Briefe ganz Fremder bewirken bei meinem Zeit-Geiz, daß mir das Briefeschreiben an sich bitter verhaßt wird und meine Allernächsten erhalten oft lange Zeit keine Briefe, weil ich an ihnen die an Fremde vergeudete Zeit hereinsparen muß!

Das Donnerwetter schlage drein!

Aber — Verzeihung! — ich wollte ja Königsberg um seine Abgelegenheit loben.

In der That, es gehörte warme, starke, tief dankenswerthe Freundschaft dazu oder ein — doch glücklicherweise — seltener Grad von böswilligem Beharren, uns von Westen her aufzusuchen.

Von Osten kam häufig Besuch Durchreisender aus den deutschen Ostseeprovinzen: die waren immer hoch

willkommen! Mein inniges Mitgefühl gehört den Armen da draußen, die rettungslos der Verrussung preisgegeben sind: die Voraussetzungen einer denkbaren Befreiung für sie sind allzu unwahrscheinlich. Dann gefällt mir ganz besonders die Art dieser Balten und ich habe die hohe Freude, daß dies auf Gegenseitigkeit insofern beruht, als meine Dichtungen da oben sehr zahlreiche Freunde, eifrige Leser. warme Lober fanden und finden, wie mir außer vielen Briefen und Besprechungen von dorther eben die häufigen Besucher bezeugten, die auf der Reise nach Berlin in Königsberg rasteten und dabei meist durch Freund Walther, ihren Landsmann, (oben S. 140) sich mir zuführen ließen.

Aus dem Süden und Westen kam am häufigsten angeflogen das leicht beschwingte Völklein der ästhetischen Wandervögel: der Schauspieler, Sänger, Musiker: von letztern lernte ich dort Hans von Bülow kennen: er versicherte Therese, er wolle schon lang ihr Gedicht componiren: „eine Rose nickt an Zweigen" (II. Samml., 3. Aufl. 1883. S. 429) und er trage es deßhalb immer

in der Brusttasche mit sich: — zog es auch wirklich aus derselbigen mit allen sichtbaren Zeichen recht langen Herumgetragenwordenseins! — ob er es schließlich vollendet hat, wissen wir nicht. Dagegen gab mir Rubinstein (eben, November 1894, trifft die Nachricht seines Todes ein), selbst die sehr schöne Composition meines Gedichtes Fatme (Balladen und Lieder S. 64). Therese erfreute sich besonders an dem Florentiner Quartett von Jean Becker und wir beide an dem eigenartigen Mignon-artigen Reiz der Tochter Jeanne.

Weit schloß ich die Seele auf, als es hieß, das herrliche Sängerpar Heinrich und Therese Vogl, mir von München und Bayreuth (s. unten) her rühmlichst bekannt, werde in Königsberg auftreten. Warm haben wir sie aufgenommen[1]) und uns stolz ihrer Siege

[1]) Zu ihrer Begrüßung empfingen sie die Worte:
Mancherlei Vögel mit Klingen wandern hieher an den Belt:
Aber nun hör' ich ein Singen, das mir wie keines gefällt.
Hoch von alpinischem Kogel kam er, der flötet so weich,
Dieser merkwürdige Vogel, daß ihm das Weibchen nur gleich.
Thule, nun höre du schallen nimmer vernommenen Klang:
Baierischer Nachtigallen wogenden Wechselgesang!
(Gedichte IV. 1892. S. 238.)

erfreut. Ich habe Leistungen, wie sie diese beiden Gatten in Fidelio, dem Nibelungenring, Tristan bewundern ließen, in solcher Vereinung von vollendeter Sangkunst und vollendeter Schauspielkunst nie wieder genossen. Wir traten den lieben Menschen auch menschlich nahe: Meister Heinrich hat meine Ballade „der Fremdling“[1]) wunderschön componirt und singt sie berückend.

Bald darauf folgten „die Münchener“, d. h. die Glieder des K. Theaters am Gärtnerplatz zu München, die ich bereits an der Isar als unerreichte Darsteller des oberbaierischen Volkslebens bewundern und lieben gelernt hatte. In der That, wie ich es damals in einem Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung“ ausführte, die Berg-Bajuvaren ragen an Phantasie und künstlerischem Sinn — Schnadahüpfl, Stegreiflieder, Schnitzerei — weit über die meisten deutschen Stämme und diese auch in Wirklichkeit so poetische, sinnige, kunstfrohe

[1]) Gedichte II. S. 99.

Eigenart — neben aller Rauhheit, ja auch Rohheit — vollendet dargestellt zu sehen, wie das durch Amalie Schönchen und Hans Neuert vor Allem — unbeschadet der Leistungen der Andern — geschah, war ein Kunstgenuß (und ein ethnographischer!) ersten Ranges. Ich war also stolz, meinen lieben Landsleuten die Wege in Thule zu bahnen: denn die Gefahr kühler Ablehnung war nicht ausgeschlossen aus den oben (S. 76) angedeuteten Gründen: und zumal auch, weil die Mundart unverständlich sein konnte. Richtig raunten denn auch die Königsberger um mich her während des ersten Aufzugs des ersten Abends (Herrgottschnitzer): „Erbarmen sich! Die reden wohl botokudisch? Versteht ja kein Mansch." Ich flog auf die Bühne und beschwor die Leutchen, vor Allem viel langsamer zu sprechen und dann auch gewisse gar zu schwer zu fassende Ausdrücke in das Schriftdeutsch zu übertragen. Sie folgten mir — Freund Neuert nur wenig und mit starkem Gebrumm! — und das war gut: denn nun kam das Verständniß und reichster

Beifall rauschte. Es ist ein hohes Lob für die Naturwahrheit dieser Künstler, aber zugleich ein starkes Zeichen der Unvertrautheit der guten Königsberger mit Süddeutschland, daß ich einer Dame nur mit äußerster Anstrengung ausreden konnte, die Schönchen und Neuert und Hofpauer und die Andern seien eben Bauernweiber und Bauernbursche: daß sie gebildete hochstehende Künstler, königliche Hofschauspieler, seien, wollte die Gnädige durchaus nicht glauben.

Bei solch aschgrauer Unkenntniß unter den Thuliten war es kein kleines Wagniß, daß ich es unternahm, etwa 20 Professoren und deren Frauen und Töchter mit den etwa 20 Münchnern und Münchnerinnen zu einem Frühstück einzuladen in dem hübschen Garten des „Deutschen Hauses“ [1]: zumal in Ostdeutschland ein

---

[1]) Beide — Haus und Garten — muß ich dankbar loben! Wie viele, viele Vorträge — in Versen und in Prosa — hab' ich in dem großen stattlichen Sale gehalten, wie schöne Sommerabendstunden — mit ganz wenigen lieben Menschen — in dem Gärtlein mit seinen hochragenden Bäumen froh verbracht: den

Vorurtheil gegen das stark wechselnde Völklein an den Stadttheatern besteht; es mag ja wohl leider ausnahmsweise zuweilen nicht ganz unbegründet sein: in der Regel liegt aber der falschen Würdigung jene viel beklagte kastenhafte Abgeschlossenheit der gesellschaftlichen Gruppen in Nord-Ost-Deutschland (oben S. 60) zu Grunde.

Das Wagniß gelang auf das Glücklichste: nachdem ich eine ernste Ansprache von ein par lustigen Schnadahüpfeln[1]) hatte ablösen lassen, ergriff die ganze Gesellschaft alsbald eine so fröhliche Stimmung, daß Geheimräthe mit den jüngsten Künstlerinnen, Schauspieler mit den ordentlichsten Professorinnen auf dem

---

stillen, weltabgeschiednen Raum belebte dann nur das leise Plätschern des Springbrunnens. Und als in den letzten Jahren unser Kreis allzu weit geworden war für die engen drei Zimmer unserer Wohnung, luden wir all unsere Bekannten (— und gar viel junges Volk dazu) — etwa 120 Köpfe — zu einem „kleinen Tänzlein" in jenen Gasthof: allerlei poetische Kurzweil schmückte diese sehr einfachen, aber wohlgelungenen Feste: ich gedenke zumal des Dreikönigabends von 1887 (o Karl Chun: Du wohl auch und Deiner Bohnen-Königs-Krone?).

[1]) Gedichte IV. S. 239 und S. 241.

grünen Rasen walzten und „Greifchen“ („Fang e Manndl“ [oder e Weibel!]) spielten bis in den späten Abend. Freilich hatte ich Sorge getragen, die geheimsten der Geheimräthe fern zu halten und im Uebrigen die norddeutsche Würde durch starke Einflechtung süddeutscher Lebhaftigkeit etwas menschlich nahbarer zu verlieblichen: Freund Chun und Freund Kißner (oben S. 133, 136, 141), kostete es wirklich nur wenig Ueberwindung, mit sehr hübschen jungen Mädchen gar arg nett zu sein. Die Edeln brachten mir dies Opfer! — — —

Neben diesen in Schwärmen auftretenden Strichvögeln der Kunst rauschten auch wohl Einzelwanderer daher.

Dankbar gedenk' ich hier vor Allem des zweimaligen Besuches meiner lieben alten Freundin Marie Seebach, die ich als ganz frische Anfängerin im Jahre 1852 im Hause der Mutter Birch (II. S. 415) kennen gelernt hatte. Seither hatte ich sie nur bei dem Gesammtgastspiel zu München wieder gesehen, wo sie sich mit reich verdientem Ruhme schmückte.

Als nun „Markgraf Rüdiger“ erschienen war (s. unten), erbot sie sich in liebenswürdigster Weise, bei ihrem geplanten Gastspiel in Königsberg die Krimhild in diesem Stück zu spielen. Wie freute ich mich, die Jugendfreundin wieder zu sehen! Und nun vollends in einem für mich so ehrenden Anlaß! Sie spielte die Rolle großartig und trug das Meiste bei zu dem gewaltigen Erfolge des Stückes. Und wahrhaft als Heldin bewährte sie sich, als am Schlusse des IV. Actes im Augenblick der höchsten Spannung, da sie mit dem Ruf:

„Brich aus denn, Weltenbrand, in Etzels Sal“

die Fackel in die Halle schleuderte, ihr lang nachschleppender Königsmantel, wie sie die Vorstufen des Sales hinauf stürmte, in Brand gerieth. Unbesorgt um die Gefahr warf sie kühn die lodernde Fackel und, erst als der Vorhang gefallen war, trat sie die brennende Schleppe aus. Eine echte Krimhild!

Einige Jahre darauf spielte sie bei einem abermaligen Besuch in Königsberg die Priesterin in

meinem Schauspiel „Sühne“ (s. unten) und führte auch dieses Stück zum Sieg (1879)[1]).

Ich wiederhole der treuen, so vielfach und so hart im Leben geprüften Freundin hier nochmals meinen innigen Dank.

Bei dem ersten Besuch ergab sich ein Drolliges. Es war einer der allerkältesten Winter, die wir dort erlebten (1876/77); geraume Zeit über 20 Grad Reaumur: wir suchten die wärmenden Betten, den nicht warm zu bringenden Zimmern zu entrinnen, früh am Abend auf. Zwischen 2 und 3 Uhr in der Januarnacht reißt es wie rasend an der Hausglocke: „Es muß brennen im Hause,“ ruf' ich, sehr widerwillig aus den warmen Kissen fahrend und zur Gangthür eilend, „sonst kann kein Mensch um diese Zeit (und

[1]) Übrigens trefflich unterstützt von dem ausgezeichneten „Samo“ des Herrn Neumann und dem ebenso hochstehenden „Sigo“ des Herrn L'Allemand (der schon den Pelayo in „König Roderich“ und den Giselher im Markgrafen vortrefflich gespielt hatte) und durch die „Albheid“ des reich begabten Fräulein Weigel.

bei der Kälte! grolle ich frierend) einen solchen Lärm aufschlagen." Aber es brennt offenbar nicht. Auf der Treppe stapft es mir schwer entgegen, scheltend über den Frost und den Unsinn der Nachtbestellung: es ist der Telegraphenbote: im Pelz steckend bis über die Ohren, durch reiches Trinkgeld nur wenig beschwichtet enteilt er: ich besorge eine Todesnachricht — etwa von meinen alten Aeltern — ich reiße auf: „Es bleibt Alles wie verabredet bei'm Alten. Uebermorgen komme ich. Deine Marie Seebach."

O Maria! — Nicht ganz ohne ein sanftes Brummwort über allzu viel frauenzimmerlichen Eifer huschte ich damals — ach nur kärglich bekleidet wie ich war! — wieder in die rettenden Federn.

Wie die alte Freundin Seebach erwiesen mir auch keine geringeren Künstler als Josef Lewinsky und Ludwig Barnay (der in Hamburg mit allerglänzendstem Erfolge meinen „König Roderich" etwa 30 Male gespielt hatte) die Ehre und Freude, bei ihren Gastspielen am Pregel Stücke von mir zu krönen:

Barnay spielte in „Skaldenkunst", die Hauptrolle: den Skalden Swan, und Lewinsky in dem „Markgrafen" den Hagen: beide brachten darin Opfer: denn der pathetisch-idealistische Skalde liegt jenem, die auch körperlich übermenschlich zu denkende Hünengestalt des Troujers diesem fern ab, und nur aus Freundschaft für mich übernahmen sie Aufgaben, die sie sonst gewiß abgelehnt hätten. Aber sie lösten sie beide meisterhaft und es freute sie dann doch auch, auf nie betretenen Gebieten Lorber gepflückt zu haben. Freund Lewinsky[1]) und seine hochbegabte Gattin haben dann auch Balladen von mir in Königsberg, Wien und Breslau wunderschön vorgetragen.

Zu den erfreulichsten Königsberger Erinnerungen zählt ein Fest, das zu seinen Ehren veranstaltet wurde von dem wirthlichen Hause Feinberg, in welchem

---

[1]) Ich habe ihn zu würdigen versucht in seiner alle Manier und alle Uebertreibung und alle Mätzchen-Macherei des Virtuosenthums verschmähenden schlichten Wahrhaftigkeit als Mensch wie als Künstler. Gedichte IV. S. 504.

Vater, Mutter, zwei Töchter und ein Knabe um den Weitpreis der Schönheit stritten (s. Gedichte IV. S. 504): feine, liebenswürdige Menschen, mit denen ein Band edler Freundschaft — nicht blos in fröhlichen Stunden geflochten! — uns zusammengehalten hat auch über die Trennung von Königsberg hinaus bis heute.

Auch Ernst Possart kehrte wiederholt bei uns ein am Pregel, zuerst noch in der „Lehmhütte", wie wir die feuchten Wände der Königsstraße 22 später nannten, „im Zustande unsrer Niedrigkeit". Ich kannte ihn längst von München her, wo er, wie ich dankbar selbst geschaut, aus dem „Etzel" in meinem „Markgrafen" eine staunenswerthe, auch ethnographisch trefflich gezeichnete Charaktergestalt geschaffen und, wie ich nur von Zeugen vernahm, durch seine meisterhafte Darstellung des Herzogs Arnulf in meiner „Deutschen Treue" (1875) dieses Stück zum glänzendsten (leider nur kurzlebigen; s. unten) Erfolg verholfen hatte: ich greife aus eitel Dankbarkeit über den sonst einge-

haltenen Rahmen der Königsberger Zeit hinaus nach Breslau über, um rühmen und danken zu können, daß ich hier vor zwei Jahren dieselbe Leistung Possart's bewundernd kennen lernen durfte: nicht nur nach meinem, nach allgemeinem Urtheil war diese Rolle unter den hier gespielten ernsten nnd hohen Stils die ausgezeichnetste, wahrste: vielleicht, weil sie am einfachsten gespielt ward.

Wir hatten in Breslau die Freude, seinen wackern Sohn Hermann, der mehrere Halbjahre hier die Rechte studirte, viel in unsrem Hause zu sehen: eine frische, fröhliche und andere erfreuende Natur sonder Falsch. Das juristische Hochtalent in ihm habe aber nicht ich, hat Freund Schott — mein romanistischer Amts- und häufiger Prüfungsleidgenosse dahier — entdeckt in der Fülle von gesundem Menschenverstand, den freilich auch ich in diesem überhaupt „gesunden Jungen“ wahrnahm. Wie viele Freude habe ich nun nicht schon von Max Haushofer und Julius von Gosen in München (III. S. 374) angefangen durch Würzburg,

Königsberg und Breslau hindurch erlebt an tüchtigen und begabten jungen Leuten, die ich näher an mich heran ziehen durfte: es gehört zu dem Allerschönsten und der Wirkung nach Dauerndsten, was ich überhaupt zu meinen Erinnerungen zähle.

Ein hübscher Scherz knüpfte sich an das Gastspiel der reizenden Ernestine Wegner in Königsberg, die, so früh verstorben, ebenso rein wie schalkhaft war. Wir bewunderten sie in einer ihrer Glanzrollen, dem ostpreußischen Dienstmädchen (in dem Lustspiel „Doctor Klaus?"), in der sie die Mundart zum Entzücken zur Geltung brachte (die Königsberger meinten freilich, sie übertreibe: aber wir meinten das nicht!). Im Zwischenact hatte ich auf der Bühne etwas zu bestellen, da ein Stück von mir in Vorbereitung war. Ich wollte den gewohnten Weg durch ein kleines Stüblein im ersten Rang nehmen: — [wie oft bin ich durchgehuscht, riefen mich die gegen mich so warmen Königsberger „heraus!"] — aber es war versperrt. Auf wiederholtes Pochen antwortete die

Stimme offenbar einer Zofe: „Hier kann Niemand herein: denn hier zieht sich Fräulein Wegner um.“

„Ach,“ bat ich, „ich will gar nicht hinsehen. Lassen Sie mich nur geschwind durch. Verbinden Sie mir meinetwegen die Augen.“

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte eine viel lieblichere Stimme.

Ich nannte meinen Namen.

„Der sind Sie? Den lassen wir herein! Aber artig sein!“

Nun ward aufgeriegelt: ich trat ein: da stand hinter einer brusthohen spanischen Wand Ernestine, von der aber nur das Köpflein herüber ragte und unten zwei kleine Füße hervorspitzten.

Sie reichte mir über die Wand hoch oben die Hand: „So,“ sagte sie, „das war für den „Kampf um Rom“. Nun machen Sie aber nur ganz fix, daß Sie weiter kommen. Und der Rückweg führt nicht mehr hier durch.“ —

Den natürlichen Uebergang von den Künstler-

besuchen in Königsberg zu den rein menschlichen bildet Claire Hausmann, Frau Marien's (III. S. 144, 558) Schwester, also meine „Stieftante", die aber, erheblich jünger als ich, mir nie den Eindruck der Ehrwürdigkeit zu machen vermochte: dazu war sie schon viel zu liebenswürdig. Diese hochbegabte und unermüdlich fleißige Künstlerin hat nur kurze Zeit die günstigen Stellungen gefunden, die sie so reichlich verdiente: Kränklichkeit und jenes Gewirre von unverdientem, aber immer wiederkehrendem Unglück, das man „Pech" nennt, veranlaßten sie, früh von der Bühne zu scheiden. Aber in dem Jahre, da sie dem Königsberger Theater angehörte, war sie dessen werthvollster Schmuck, und ich habe ihr ganz besonders zu danken für die köstliche Gestalt, die sie aus meiner „Friederike von Friesen" im „Kurier nach Paris" (s. unten) geschaffen hat: der schöne Erfolg des Lustspiels war vor Allem ihr Verdienst. Doch auch außerhalb des Theaters haben wir und haben unsere vielen Freunde zu Königsberg gar oft im „thulitischen Nebel" Erheiterung

und Scherz gefunden an dem Humor dieses tapferen sprudelnden Geschöpfes, auf dessen oft dornigen Pfaden mir z. B. der Humor längst vergangen wäre.

Nur sehr, sehr wenige waren es — im Ganzen in 16 Jahren fünf! — von unsern Freunden im Südwesten, die, den weiten Weg nach der Pregelstadt nicht scheuend, sich zu uns wagten: Dr. Toeche[1], dann kam Gareis aus Gießen als Reichsbote im Jahre 1878 (?) bei gräulichem Novemberwetter: so daß er von ganz Königsberg bei seinem kurzen Verweilen nicht viel mehr als Freund Zorn's[2]) und unsere Wohnung erschaute; wenig ahnte er, während er über diesen Fimbulwinter und die grund- und furtlosen „Schneewasser-Canäle" (d. h. Straßen) der kategorischen Stadt staunte und schalt, daß er einige Jahre später als mein Nachfolger dort einziehen sollte, sich selbst und den Königsbergern zu hoher wechselseitiger Befriedigung. (S. unten den Schluß des Bandes.)

---

[1]) Oben S. 29. Balladen und Lieder S. 308. Gedichte IV. S. 214, 497, 534.

[2]) Oben S. 129.

Sonst kamen zum Besuch vom Süden her nur noch Frau Rath Anna von Doß (oben S. 25, 90), die allzeit getreue, und deren Eidam und Tochter, Freund Ludwig und Frau Chridy Mayer aus Mannheim (IV. 1, S. 206).

Eine eigenartige Erscheinung war der Philosoph Bahnsen, der plötzlich einmal zu einem Pfingstbesuch auftauchte, aus einer kleinen pommerschen Stadt (Stolp?), in der er — höchlich gegen seinen Willen! — Gymnasiallehrer war. Die Weltanschauung in meinen Dichtungen, — zumal „Odhins Trost" — hatte ihn zuerst angezogen: dann hatte er auch meine philosophischen Schriften durchgearbeitet und glaubte nun, mich zu seinen pessimistischen Anschauungen — von meinen tragischen hinweg — herüberziehen zu können. Daß ihm dies nicht im Mindesten gelang, regte ihn hitzig auf. Doch schieden wir in gutem Einvernehmen; er starb früh: ungewöhnliche Begabung eignete ihm, allein diese ruh- und rast- und friedlose unharmonische Natur war nicht glücklich angelegt.

XII.

Richten wir nun aber den Blick von den so zahlreichen Einzelerscheinungen, die von jenem Septembermorgen 1872 (oben S. 34) an gar bald den Ankömmling umdrängten, auf den Gesammtverband, in den er eintrat.

Es ist hohe Zeit: denn, um es kurz zu sagen: was dem Fremden den unvergleichbar stärksten Eindruck machte, da im fernen Nordosten, das waren nicht die Einzelnen, das war auch nicht die so ungewohnte Natur des Himmels und der Landschaft, ja nicht einmal das majestätische Meer[1]: — das war der preußische Stat.

Wir sahen: bis zu den Jahren 1864, 1866, 1870

[1]) Balladen und Lieder S. 256—258.



hatte ich mich in Baiern um das politische Leben nur sehr wenig gekümmert (IV. 1, S. 120, 123), aus Gründen, die in mir lagen; aber auch wohl zum Theil deßhalb, weil das Leben dieses States — abgesehen von den Kämpfen gegen den Ultramontanismus — mich nicht sehr lebhaft anzog: begeistert war ich auch nicht für die Partei, der ich — unter Pözl's und Edel's Führung — zugehörte: der großdeutschen und gemäßigt (allerdings recht gemäßigt!) liberalen: nur die Gegnerschaft wider die „Schwarzen" einerseits, die „Gothaer" (v. Sybel, Bluntschli, Brater) andrerseits, vorübergehend auch gegen unconstitutionelle Anläufe (Ministerium Graf Reigersberg, III. S. 74) hielt mich — abgesehen von der hohen persönlichen Verehrung für meinen Lehrer Pözl und die andern Säulen der Dienstagsgesellschaft (IV. S. 122) — unter jenen Fahnen.

Schon vor 1870 hatte ich — wie Pözl selbst und alle Nicht-Schwarzen und Nicht-Ultra-Blauweißen — in das Bismarck'sche Lager abgeschwenkt: ja, seit

1867 schon waren die Geschehnisse in Berlin unter Bismarck's genialer Leitung viel wichtiger — fast auch für Baiern — als die Stürme in dem kleinen Glase Wasser (oder Bier) zu München. Und wir sahen (oben S. 6 f.), wie nach der Rückkehr aus Frankreich und nach dem Frieden von Frankfurt die Leitung des Reiches und Preußens durch Bismarck mich auf das Eindringlichste beschäftigte.

Nun ward ich plötzlich selbst in diesen führenden preußischen Stat versetzt, dessen Verfassungsrecht wie das des Reiches ich auf das Eifrigste zu erforschen, bald zu lehren hatte; (oben S. 45).

So ergriff mich denn das Statliche mit aller Macht.

Und in welchem Augenblick gerade trat ich in das Leben dieses States!

Es galt, die kaum fertig gestellte Verfassung des Reiches auszubauen, die zahlreichen in ihrem Artikel 4 in Aussicht gestellten Gesetze vorzubereiten, wobei die alten Parteien und neu erwachsene sich bekämpften. Was wogte damals doch durch das deutsche Volk,

durch den jungen Reichstag für eine Hochfluth schaffenfreudigen Lebens — wie anders heute[1])!

Unter diesen Parteien tauchte aber als eine neue, starke das Centrum auf, das sofort von dem jungen Kaiserreich das Unmögliche verlangte: die Herstellung des Kirchenstats durch Krieg mit Italien und nach Ablehnung dieser unsinnigen Forderung jenem Reich und dem führenden Preußen seinerseits den Krieg erklärte, der, schlecht verhüllt durch vorübergehende — äußerliche — Waffenruhe, innerlich mit den bekannten Waffen ununterbrochen fortgeführt wird bis heute[2]):

---

[1]) Heute, 6. December 1894, da die Einweihung des neuen Reichstagsgebäudes in nüchternster, begeisterungsbarer Geschäftsmäßigkeit in einer farblosen Rede abgethan und gleich die erste Sitzung des Hauses durch frechste socialdemokratische Rüpelhaftigkeit geschändet wird: die Herren verweigern dem deutschen Kaiser den Hochruf und der jüdische Socialdemokrat Herr Singer rechtfertigt das mit der Rede des Kaisers, nach der die Soldaten auch auf Aufrührer schießen müssen: als ob Mißvergnügen über Reden des Kaisers ein Grund sei, seine verfassungsmäßige Stellung im Reiche zu verleugnen!

[2]) Ganz buchstäblich: soeben wird der Antrag auf Wiederzulassung der Jesuiten erneuert „und der Bundesrath um die Gründe seiner Ablehnung befragt": — etwas ganz neues! Hoffentlich erfolgt die richtige Antwort d. h. Schweigen.

denn auch die Fülle der im Kulturkampf erfochtenen Siege befriedigt die Sieger nicht: „die Kirche ist nicht frei, wenn sie nicht herrscht,“ sagt Sindreb, Bischof von Toledo.

So begann denn gerade mit meinem Eintritt in den preußischen Stat jener sogenannte „Culturkampf,“ der so viele Jahre hindurch mir deutlich vor Augen stellen sollte, was das Wort bedeutet: in Preußen wird „regiert“ — gut oder schlecht, aber „regiert“ ward damals: und man spürte überall das scharfe, „schneidige“ Eingreifen dieser gewaltigen, zwar nicht tadelfrei, aber großartig arbeitenden Maschine.

Davon hatte man — oder wenigstens ich — im lieben Baiernland nichts vermerkt.

Aber — glücklicherweise! — nicht nur im Culturkampf, — auch auf allen andern Gebieten des States, in Verwaltung und Gesetzgebung und Verhältniß zu den politischen Parteien, zu den wirthschaftlichen Forderungen, „war immer was los“ in diesem Preußen: jeder Tag, jede Zeitung (die ich freilich jetzt auch mit

viel regerem Eifer verfolgte als weiland an Isar und Main) brachte eine Frage, eine Aufgabe, zu der man Stellung nehmen mußte, zu der auch die Regierung, die Parteien Stellung nahmen.

Das preußische Statsleben machte mir also allerstärksten Eindruck: es zog unwiderstehlich meine Gedanken, meine Begeisterung, meine Liebe und meinen Haß — und meine bange Sorge! — in sein Getriebe, es machte mich aus einem bisher nur nationalen, patriotischen Wesen, zu einem *ζῶον πολιτικόν*, das sich jeden Morgen und Abend heißgierig auf die Zeitung stürzte: — nicht wahrlich, um irgend selbst ehrgeizige Ziele auf politischem Boden zu verfolgen oder um irgend als praktischer Politiker hervor zu treten, nein, aus innerster sittlicher und geistiger Nothwendigkeit.

Denn war mir längst klar:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk“[1])

---

[1]) Deutsche Treue II. Aufzug 4. Auftritt. S. oben S. 205.

so hatte mich doch erst Bismarcks großes Werk und sein ganzes Wesen gelehrt, daß es mit diesem Volk allein nicht gethan ist, daß das Volk ohne Stat eine dem Fremden preisgegebene schutzlose Masse ist, daß man also mit gleichem Rechte sagen kann:

„Das höchste Gut des Volkes ist sein Stat."

Und diesem State dienen, in ihm aufgehen, heißt eben der nothwendigen Form und der alleinigen Sicherung des Volksthums dienen; nicht nur in Liedern und Reden und Schützen- und Turnerfesten, nicht blos in Augenblicken begeisterter Wallung, da dieser Dienst ein Genuß ist, nein, Tag für Tag, in trockner, oft prosaischer Arbeit, im Sichherumschlagen mit Gegnern, in deren dumpfe Niederungen der Gesinnung man nicht ohne Selbstüberwindung zum Kampfe herabsteigt: — das ist wahre Volks- und Vaterlandsliebe.

Welche Thorheit daher, und welche Trägheit zugleich liegt in dem Vorwurf: „So! Nun haben wir das vielersehnte Reich und nun ist doch noch immer

nicht Alles erreicht.“ Als ob nicht jeder Tag jedem State neue Aufgaben stellte.

So lebte und webte ich denn von dem Eintreffen in Königsberg an bis heute in den Kämpfen, den Siegen und ach! den schweren Niederlagen dieses preußischen States und des Reichs, ohne jedes Hervortreten in die Oeffentlichkeit: die Aufstellung als nationalliberaler Candidat in einem mitteldeutschen Wahlkreis lehnte ich ab: nur gegen das Schulgesetz des Grafen Zedlitz habe ich mich (ziemlich lebhaft) geäußert [1]) und meine unaussprechlichen, aus Wuth und Weh gemischten Empfindungen bei dem Sturze Bismarck's deutlich bis dicht an die Gränze des Möglichen hin zu erkennen gegeben [2]): die verantwortlichen Räthe der Krone haben dieses Nationalunglück

[1]) Flugschrift von 1891, Breslau, Schottländer.

[2]) Vgl. Rede zu Bismarcks Geburtstag, gehalten zu Frankfurt am Main und zu Mannheim 1. und 2. April 1892, Breitkopf und Härtel, Leipzig 1892, Moltke als Erzieher, Breslau 1891, Schottländers Verlag; Festschrift zu Bismarcks 80. Geburtstag 1. April 1895; ebenda 1895.

vor dem deutschen Volke zu .. nun, eben zu „verantworten“. Man muß ja schamroth werden, muß man den deutschen Knaben erzählen, wie nicht nur Miltiades und Themistokles und Armin, wie auch Bismarck gedankt worden ist, ihm, der sein Volk aus schmachvoller Ohnmacht errettet und aus dem Preußenkönig von 1863 — der kaum als Herrscher einer Großmacht galt — den deutschen Kaiser gemacht hat.

Dabei vollzog sich nun aber allmälig und mir selbst ganz unbewußt in mir eine erhebliche Verschiebung nach Rechts.

Ich war nach Preußen gekommen in der politischen Stellung, die etwa dem damaligen alleräußersten linken Flügel der Nationalliberalen entsprach: in den letzten Jahren zu Würzburg waren mir meine bisherigen Führer, — von Pözl, Lauck und Andere (oben S. 239) — allzuweit rechts gerückt oder stehen geblieben, seit die Partei das reactionäre Ministerium Reigersberg (III. S. 74) gestürzt hatte und selbst

Regierungspartei geworden war: — das soll ja öfter vorkommen in der Welt. Ich dagegen war weiter links gezogen. Nun traf ich aber in Preußen meinen Helden Bismarck tagtäglich im erbittertsten Kampfe mit der Fortschrittspartei, die von 1864 an jedem seiner Schritte den Knüppel ihres Nein in den Weg geworfen hatte: — hat sie doch „unentwegt, voll und ganz" gegen Alles gestimmt, was uns Stufe für Stufe von dem Elend von 1863 zu dem Frankfurter Frieden von 1871 getragen hatte: — das allein schon mußte mich weit ab von ihrer Seite nach rechts drängen.

Dazu kam nun aber die Form, in der die Herren gerade auch in Ostpreußen („Jung-Litthauen") diesen Kampf zu führen für geschmackvoll erachteten. Es ist vielleicht das romanische Blut in mir, das gegen Rohheit der Form, gegen klobige Rüpelhaftigkeit empfindlicher ist, als rein teutonisches Geäder. Mich empörte, mich erfüllte mit leiblichem Ekel nicht nur die mir schon von früher her bekannte Redeweise

mancher der Herren Nörgler und Thersiten im fernen Berlin, — ebenso, was ich nun aus nächster Nähe täglich in Königsberg zu hören und in der Hartung-schen Zeitung[1]) sowie den anderen Fortschrittsblättern an Rohheiten gegen den weltgeschichtlichen Mann zu lesen bekam. Und dabei neben der Wüstheit der Form diese bettelhafte Armuth, diese trostlose Gedankenöde des Inhalts, immer wieder die alten abgedroschenen doctrinären Redensarten von 1847, diese Reiterei auf den dürrsten Steckenpferden: z. B. die blödsinnige Verwerfung aller Ausnahmegesetze: „extraordinaria mala extraordinaria poscunt remedia", — außerordentliche Gefahren heischen außerordenliche Abwehr — dieses Abc der Gesetzgebung ist jenen alten Abc-Schützen unverständlich. Diese Herren und ihre Manieren — der Unflath von Anarchisten, Nihilisten und Ultra-Socialdemokraten war damals noch nicht

[1]) Ausdrücklich bemerke ich: später, seit Ferdinand Michels, ein gebildeter Rheinländer, deren Leitung übernahm, verschwanden jene Rohheiten und ward die Sprache anständig.

auf der Welt — haben mich allmälig aus meiner ursprünglichen Stellung von 1872 ab glücklich immer weiter nach rechts geschoben, so daß ich jetzt an der Gränzscheide zwischen Nationalliberalen und Frei- conservativen angelangt bin (aber weiter nach rechts gehe ich nun gewiß nicht mehr, mein lieber Graf von ....-.......!).

Stieß mich nun jener Widerspruchgeist, die Verranntheit und die Rohheit auf der (damals!) äußersten Linken ab, so war ich doch sehr, sehr weit entfernt davon, alle Schritte Bismarcks in der inneren Politik, alle seine Mittel hierin, ja auch nur alle seine Zwecke hiebei zu billigen: es ward früher angeführt, daß ich manche seiner Maßregeln und seiner statsrechtlichen Aufstellungen (z. B. daß der Zollverein neben der Reichsverfassung fortbestehe, daß die 22 Fürsten und 3 Städte des Reichs das Reich durch Vertrag — allein — aufheben könnten, wie sie es — allein — d. h. ohne Reichstag — gegründet hatten, um dann ein neues mit einer

anderen Verfassung zu schaffen und dergleichen mehr) auf das Schärfste bestritt und zwar wie im Gespräch so vom Lehrstuhl herab: ich war also nichts weniger als „gouvernemental" und gegen die Weise, wie Herr von Puttkamer durch Schlieckmann die Wahlen betreiben ließ (oben S. 165), sprach ich mich diesem Oberpräsidenten selbst gegenüber auf das Deutlichste aus.

Ganz besonders schwer ward mir nun aber durch zahlreiche und schlimme Fehler der Regierung meine Stellung in dem sogenannten Culturkampfe gemacht.

Es ist überflüssig, zu sagen, daß ich, ein leidenschaftlicher „Ghibelline", der schon mit 18 Jahren für die Freiheit der Wissenschaft gegen Uebergriffe der Ultramontanen seine erste Lanze gebrochen, der von je in dem Sieg der jesuitischen Gegenreformation in Baiern und Oesterreich die Ursache schwerster Schädigung des bajuvarischen Stammes erblickt hatte, mit freudiger Begeisterung es begrüßt haben würde, hätten der neu errichtete deutsche Stat und sein mächtigster

Träger, dies Preußen, dessen stolzes Statsleben mir soeben den gewaltigsten Eindruck machte (oben S. 238 f.), in einem großen Kampf grundsätzlich die Uebergriffe der (von den Jesuiten beherrschten) römischen Kirche überwunden, in später Rache für die Hohenstaufen, die in dem um drei Jahrhunderte verfrühten Ringen nach dem gleichen Ziel tragisch untergehen mußten. Das wäre ein Sieg des deutschen Geistes, des deutschen States nicht nur, nein, ein Sieg des Statsgedankens an sich von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung geworden, noch viel großartiger als Sedan: denn Frankreich ist wiederholt besiegt worden, der Ultramontanismus — auf die Dauer und grundsätzlich — noch nie.

Also auf welcher Seite meine Wünsche standen, das war klar.

Aber freilich: von Anfang an war mir sehr, sehr bang um den Ausgang: ich glaubte, die großartige Macht der katholischen Kirche aus der Geschichte und zumal aus einem 38jährigen Leben in Baiern

— in München und in Würzburg! — genauer zu kennen als die preußischen Protestanten im Ministerium, die diesen Kampf zu leiten hatten: — Verlauf und Ausgang haben mir nur zu sehr recht gegeben.

War es überhaupt nothwendig, diesen furchtbaren Kampf zu beginnen?

Ich beschied mich, das nicht beurtheilen zu können, vertraute aber hierin unbedenklich dem Fürsten Bismarck, von dem ein nicht voll begründetes Vorgehen um so weniger zu befürchten war, als er ja zwei Jahre zuvor die Anregung des baierischen Ministerpräsidenten, unseres heutigen (geschrieben 9. Decbr. 1894: wer weiß wie lange noch?) Reichskanzlers, des Fürsten Hohenlohe, zu gemeinsamen Schritten gegenüber dem herandrohenden Unfehlbarkeitslehrsatz abgelehnt hatte: griff er nun zu den Waffen, mußte es wohl nothwendig sein.

Ueber die Gründe und die Ziele seines damaligen Vorschreitens hat mich Fürst Bismarck selbst belehrt, in dem nur durch eine Ruhestunde unterbrochenen

9stündigen Gespräch, durch das er mich am 20. April 1892 zu Friedrichsruhe ehrte.

„Drei Ziele hatte ich," sagte er, „die Aufhebung der besonderen katholischen Abtheilung im Cultusministerium, die Zurückgewinnung der statlichen Aufsicht über die Schule, die Friedrich Wilhelm IV. der Kirche überlassen und — die Hauptsache — die Bekämpfung des mit dem Ultramontanismus verbündeten Polenthums: dies Bündniß, das gleich im ersten Reichstag des neuen Reiches hervortrat, bedrohte Preußen und das Reich in seinen Grundlagen. Die ersten Zwecke waren bald erreicht, der dritte konnte je nach Umständen eifriger oder minder eifrig angestrebt, aufgegeben kann er ohne Schädigung des Reiches nicht werden, so lang jenes Bündniß besteht.

Uebrigens erkrankte ich bald nach Ausbruch des Streites so schwer und auf so lange Zeit, daß ich, fern von allen Geschäften, zu Varzin lag und mich um die zahlreichen juristischen Waffen, Mittel und

Werkzeuge nicht kümmern konnte, die nach und nach behufs dieses Kampfes geschmiedet wurden."

Damit lehnte er die Verantwortung für so Manches ab, was ich als schwere Fehler ansehe.

Damals nun aber, schon im Herbste 1872 und in jedem folgenden Jahr bis 1878, verfehlte ich nicht in Berlin — kam ich doch jedes Jahr zweimal durch — recht einflußreichen Männern, die bei jener Waffenschmiede mit Hammer und Zange auf dem Amboß am Eifrigsten zu hantieren hatten, meine Bedenken, meine dringenden Warnungen vor manchen der vorbereiteten — und dann ausgeführten — Schritte an's Herz zu legen.

Schon im Juni 1872 hatte ich Minister Falk selbst über die altkatholische Bewegung in Baiern eingehende Mittheilungen gemacht (oben S. 17) und ihn von dem Glauben abzubringen versucht, daß diese Gruppe jemals in Baiern, in ganz Deutschland eine erhebliche Zahl von Gliedern zählen werde. Ich berichtete ihm das wahrhaft rührende Erlebniß mit

dem frommen und charaktertüchtigen Greis, dem Hofrath Albrecht (IV. 1. S. 27): dasselbe war geradezu vorbildlich: gewiß waren die Führer im höchsten Grad achtungswerthe Männer (fehlte auch Döllinger zu einem Reformator in der Weise Luthers alles Wesentlichste!): aber diese Officiere konnten niemals starke Mannschaften um sich sammeln. Warum? Die treffend sogenannten „Auch-Katholiken", d. h. jene vielen Millionen, die, zufällig katholisch getauft, katholisch geblieben sind, aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Bequemlichkeit, aus Gleichgültigkeit gegen alle Religion und alle Philosophie (wie es ganz ebenso „Auch-Protestanten" giebt), fuhren in gleicher Theilnahmlosigkeit fort, römische Katholiken zu heißen, ohne sich um den neuen Lehrsatz irgend zu kümmern.

Die noch zahlreicheren Millionen von gläubigen und frommen Katholiken, die von Kindesbeinen an gewohnt waren, ihren Geistlichen in allen Stücken — nicht nur in kirchlichen, in diesen aber zumeist

und ohne den Gedanken, daß es irgend anders sein könnte — blindlings vertrauten und folgten, vertrauten und folgten ihnen mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes auch jetzt, da der Geistliche nicht etwa sie aufforderte, den neuen Lehrsatz anzunehmen — das war ganz überflüssig! — nur ihnen mittheilte, was der heilige Vater zu Rom (— des Concils ward kaum erwähnt! —) beschlossen und verkündet habe, ganz wie wenn er etwa für den Gottesdienst irgend eine kleine Aenderung vorgeschrieben hätte.

Wie konnte es anders sein? Und auch die weiteren Millionen, denen vielleicht ein leises Staunen über die Neuerung erwachte, mußten sich doch sehr bald sagen: „wenn du, von Kindheit an, von jeher so viele die Vernunft übersteigende Dinge geglaubt, ja noch vor wenigen Jahren den neuen Lehrsatz angenommen hast, daß die Jungfrau Maria selbst auch schon ohne Sünde empfangen ist — nicht blos selbstverständlich ohne Sünde Christus empfangen

hat — warum sollst du nicht auch den neuesten Lehrsatz glauben?" In der That: ist es dem heiligen Geiste möglich 50 auf einem Concil versammelte Männer mirakelhaft zu erfüllen, so ist es ihm doch 50mal leichter, dies an Einem Manne zu leisten. Auch muß man sagen, daß in jenem Lehrsatz die ganze großartige Entwickelung der katholischen Kirche ihren folgestrengen, krönenden Abschluß findet: ob diese Entwickelung der Menschheit, ja auch dem Christenthum selbst zum Segen gedieh, — das ist eine andere Frage. Hat doch ein so geistvoller, gelehrter und dabei zugleich so tief fromm christlicher Mann wie Rudolf Sohm in einem genialen Werke (ein Buch von beneidenswerth kühnem Schwung des Idealismus!) das ganze Kirchen r e c h t als dem Wesen des Christenthums widerstreitend bezeichnet. Am Wenigsten schwer wog was im Janus Döllinger, Huber und Friedrich gegen die Freiheit des Concils vorbrachten. Es ist richtig, die Fieber und die Hitze des Sommers am Tiber sind lästig und die Geschäftsordnung des

Concils war der freien Erörterung wenig günstig: genügen aber solche Dinge, eine Versammlung von Trägern der Kirche „unfrei" zu machen, so hat es in aller Kirchengeschichte kaum ein freies Concil gegeben!

Man hat viel davon geredet, daß die Verkündung der neuen Lehre und die französische Kriegserklärung auf Einen Tag fielen. Ach so plump treiben's die Jesuiten nicht, dergleichen absichtlich zu veranstalten! Das war Zufall: haben auch die Jesuiten die Kaiserin Eugenie zu ihrem kleinen Lieblingskrieg („ma petite guerre à moi") gehetzt, — der Krieg ward von dem widerstrebenden Kaiser als ein höchst bedenkliches Mittel, das wankende „Prestige" in Frankreich und Europa herzustellen, ergriffen.

Was nun den Lehrsatz selbst anlangt, so steckt das für die Staten Gefährliche — wie Fürst Hohenlohe richtig erkannt hatte — in der unfehlbaren Entscheidung nicht blos „de fide", auch „de moribus". Alles mögliche kann man in die „Mores" legen, die der Pabst den Stat lehren will: insbesondere

auch das Verhältniß der Kirche zum State selbst: jene Lehre Gregors VII. und Bonifatius VIII. von der höchsten, auch weltlichen Gewalt des Pabstes auf Erden, von seinem Recht, Könige ab- und ein-zu-setzen, Unterthanen vom Eid der Treue zu entbinden, statliche Gesetze für nichtig zu erklären (s. unten, 1875): kurz, die volle weltliche Souverainität des Pabstes über den ganzen Erdkreis ist nie zurückgenommen worden — vermuthlich gelten auch diese „Mores“ als de cathedra verkündet, also unfehlbar! — Zur Zeit macht Rom von diesen in seiner gewaltigen Rüstkammer liegenden Waffen keinen Gebrauch — nur 1875 hat Pio Nono wieder einmal das Schwert der Nichtigerklärung geschwungen: — gegebnen Falles jedoch wird man sie hervorholen.

In Berlin nun aber glaubte man, der Altkatholicismus werde eine große, von Rom gelöste deutsche (katholische) Nationalkirche werden: ich warnte umsonst.

In den folgenden Jahren mahnte ich: „setzt keine

Bischöfe ab, denn sie bleiben den Katholiken Bischöfe: — hier geht die Kirchenverfassung in das Dogma über — setzt keine Statspfarrer ein, denn sie werden den Katholiken nicht Pfarrer: (zumal vor jener „urchristlich" gedachten Wahl durch die Gemeinde im Gesetz vom 20. Mai 1875 warnte ich) vermeidet die häßlichen, kleinlichen, erbitternden Geldstrafen und Pfändungen: — muß durchaus gestraft werden, so vermeidet auch die Gefängnißstrafen — timeo martyres! — und greift lieber zur Entziehung der Statsangehörigkeit und dann zur Ausweisung: (das geschah dann in dem Gesetz vom 4. Mai 1874).

Ferner warnte ich, gestützt auf die Geschichte des Mittelalters, eindringlich vor dem Wahne, der Pabst, der ja nachgeben könne, werde nachgeben, um der Verwaisung der Katholiken, dem Mangel an Seelsorgern abzuhelfen, wenn nun viele Bischöfe und andre Geistliche vom Stat abgesetzt und nicht ersetzt sein würden! Wie schlecht kannte man bei solcher Annahme die großartige Härte und steinerne Unerbittlichkeit,

die grandiose Rücksichtslosigkeit des Felsens Petri! Als ob nicht im Mittelalter, um den Widerstand eines Fürsten zu brechen, das Interdict unbegränzte Zeit hindurch auf ganze Länder und Reiche und Hunderttausende von Katholiken gelegt worden wäre, denen damit die Spendung aller Sacramente entzogen ward.

Aber Alles, was ich zu vermeiden bat, geschah; und noch gar Manches andere Verfehlte.

Ich gerieth nun in eine wahrhaft tragische Lage!

Meine heißesten Wünsche galten dem Sieg des States, ich sah aber nicht nur die Niederlage voraus, — ich war ja auch durch mein Amt gezwungen, all' die neuen Gesetze vorzutragen: und mich der Beurtheilung zu enthalten, — das brachte meine Lebhaftigkeit, meine Erregung, meine ganze Eigenart nicht fertig. So mußte ich denn — schweren Herzens! — tadeln, wo ich so viel lieber gelobt hätte. Mit gewaltigster Aufregung hielt ich damals sechs Jahre lang die beiden statsrechtlichen Vorlesungen vor einer dicht gedrängten

Menge: denn außer meinen Juristen füllten (protestantische) Theologen, andere Studenten, dann zahlreiche Nichtstudenten, auch Katholiken, — wie ja auch manche Studenten, obzwar nicht Viele, katholisch waren — in jenen Stunden die Bänke des weiten Sales XVI. bis auf den letzten Platz! Mir ward der Kopf oft so heiß, daß ich fürchtete, der Schlag werde mich treffen. Welche Aufregung, kam so ein neues Gesetz und ich mußte es wieder beklagen! Welche Widerstreite, welche Gewissenspein auf dem Lehrstuhl, welche Abwägung der Ausdrücke, um einerseits dem geliebten Stat ja nicht den leisesten Vorwurf unbegründet zu machen, andrerseits die Katholiken nicht in ihrem berechtigten Gefühl zu verletzen. Gerade weil meine Liebe dem State galt, nahm ich es besonders gerecht mit dem Rechte der Kirche. Dieser Eifer nach Gerechtigkeit blieb nicht unbelohnt: der würdige Probst Dinder, der durch meine katholischen Studenten recht regelmäßig unterrichtet ward von Allem, was ich vortrug, drückte mir wiederholt, auf der Straße an mich

herantretend, die Hand. (Aber freilich nicht lange!) Und dabei stand ich zugleich sehr nahe dem alten Horn (oben S. 163), der, in schroff dramatischer Zuspitzung des Streites, zuletzt gegen die Verwahrung eben dieses Mannes, mit Gewalt vom Schlosser die Thüre der katholischen Kirche erbrechen lassen mußte, deren Schlüssel Dinder nicht herausgab, da er nicht den Altkatholiken die Mitbenutzung verstatten wollte. Als die Thür erbrochen und der altkatholische Gottesdienst gehalten war, da erklärten die Katholiken, in dem „entweihten" Raum nicht mehr Gottesdienst halten zu können, was übrigens auch vom kanonischen Standpunkt aus durchaus nicht begründet war.

Da machte es mir denn — wohl begreiflich! — eine Art grimmer Freude, gingen in dem nun immer heftiger entbrennenden Streite hin und wieder auch die Katholiken, vorab in ihrer zügellosen Presse, dann auf der Kanzel, in Versammlungen, im Reichstag und in der preußischen Volksvertretung zu weit.

Ich suchte, verfehlte Gesetze gerecht zu beurtheilen, zu verurtheilen, aber abgesehen hiervon ward ich nun ein recht lauter Rufer im Streite gegen jene Uebergriffe. Damals ward der schon 1869—71 geplante (IV. 1. S. 104) „König Roderich“ vollendet und es versteht sich, daß die heiße Leidenschaft jener Tage sich lodernd darin ergoß, wie denn ja gewiß auch der ganz unerhörte Erfolg des Stückes (s. unten), das in Königsberg, Berlin, Hamburg allein je über 30 mal hinter einander gegeben wurde, wesentlich durch die Stimmung jener Tage getragen wurde.

Nun aber geschah ein Schritt in Rom, der mich auf das Aeußerste empörte. Eine päbstliche Encyclica vom 5. Februar 1875 erklärte die preußischen Kirchengesetze der zwei Vorjahre geradezu für nichtig!

„Denuntiantes omnibus ad quos ea res pertinet et universo catholico orbi, leges illas iritas esse.“ Das war ganz der Standpunkt von Gregor VII. und Bonifaz VIII., mit

welchem kein Statsbegriff vereinbar ist. Wohl verstanden: schalt der Pabst jene Gesetze ruchlos, gottlos, frevelhaft (pravas, impias, scelestas), so war nichts dagegen einzuwenden: das war sein Recht, denn sie waren zum Theil wirklich mit den kirchlichen Lehren unvereinbar und an die ... nun sagen wir: lebhafte Sprache Roms haben uns die vielen Hundert Flüche seit dem XI. Jahrhundert gewöhnt: auch das war sein Recht, die Katholiken aufzufordern, jenen (einzelnen) Gesetzen passiven Widerstand zu leisten und das Martyrium auf sich zu nehmen, das die Nichtbefolgung von Statsgesetzen zur Folge haben müsse: — wie weiland die ersten Christen.

Aber niemals haben die ersten Christen gewagt, formal gültig ergangene Gesetze für nichtig, für rechtsunwirksam zu erklären: sie erkannten sie als Gesetze an, gingen aber freudig in den Tod, weil sie das — gültige — Rechts-Gesetz für unsittlich, glaubenswidrig ansahen: sie bestritten auch nicht dem Stat sein gesetzliches Recht, den Ungehorsam zu strafen.

Hier aber wagte ein auswärtiger Prälat, zweifellos gültig ergangene preußische Gesetze für ungültig zu erklären; — das ist die alte Lehre von der über aller Statsgewalt stehenden Macht des Nachfolgers Sanct Peters, zu binden und zu lösen, von der auch weltlichen Ueberordnung des päbstlichen Stuhles über alle Statsgewalt.

Danach war es noch als schonende Milde dem heiligen Vater zu danken, machte er nicht von dem ihm eben so unbezweifelt zustehenden Rechte Gebrauch, wie ähnlich Gregor VII., Innocenz III., Alexander III., Bonifaz VIII., die Unterthanen des Königs von Preußen vom Eide der Treue zu entbinden und ihn des Throns zu entsetzen, wie jene Päbste deutschen Königen und römischen Kaisern gethan.

Die Steigerung solcher Ueberhebung sollte aber noch kommen.

Der Pabst ist schließlich nicht Unterthan des Königs von Preußen und die großartige Geschichte des Pabstthums, seine Stellung als Haupt der über-

nationalen katholischen Kirche erklärt Vieles: aber auch ein preußischer Unterthan wiederholte jene Worte des Pabstes, jene Gesetze nicht nur rechtlos und unsittlich, nein: nichtig nennend: es war der Abgeordnete Windthorst in öffentlicher Sitzung des Abgeordnetenhauses.

Solche Dinge erhitzten nun auch mich gewaltig: in der von Scherenberg herausgegebenen Sammlung von Gedichten „Gegen Rom" fehlte meine Stimme nicht.

Gleichwohl würde ich die Beilegung der grimmen Fehde mit ungemischter Freude begrüßt haben, hätten sich die Zurücknahmen des States auf das nach meiner Meinung Unberechtigte in seinen Gesetzen beschränkt; daß aber der Stat der Hohenzollern in allen Stücken, auch wo seine Forderungen vollberechtigt waren, zurückwich, so daß die Niederlage des Statsgedankens eine so vollständige ward, wie in dem Wormser Concordat von 1122, — das bleibt auf das Tiefste zu beklagen.

Die Gründe der plötzlichen und unbegränzten Nachgiebigkeit entziehen sich der Erörterung.

Der „Culturkampf“ (ein recht ungeschickter Name! Als ob die katholische Kirche nicht auch „Cultur“ bedeute) hat meine Zeit und Kraft so lang beschäftigt, meinen Namen so vielfach in der Leute Mund gebracht, daß es mir feig erschiene, wollte ich mit meinem Urtheil über die einzelnen Zwecke und die einzelnen gewählten gesetzlichen Mittel des States hinter dem Berge halten.

Gewiß war Bismarck im besten Recht, als er, in Verfolgung der von ihm selbst mir mitgetheilten Ziele, die unter dem romantischen König Friedrich Wilhelm IV. ohne jede Noth der Kirche eingeräumten wichtigen Stellungen wieder zu entziehen trachtete, wozu theilweise bloße Verordnungen genügten (Cabinetsordre vom 8. Juli 1871 betreffend die Aufhebung der besonderen katholischen Abtheilung im Cultusministerium, Gesetz vom 11. März 1872 betreffend die Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungs-Wesens).

Daß man ferner nicht Ausländern, nur Deutschen, die eine wissenschaftliche Vorbildung im Sinne deutscher Wissenschaft genossen, geistliche Aemter anvertrauen wollte (Gesetz vom 11. Mai 1873), daß man die jungen Theologen, wie künftige Gymnasiallehrer, Aerzte, Anwälte, nicht in Knaben-Seminarien und Convicten erziehen, sondern — wie ihre weltlichen Studiengenossen und mit diesen zusammen — nicht in klosterhafter Absperrung von deutschem Jugendleben heranbilden, daher geistliche Vorbildungsanstalten wenigstens statlich beaufsichtigen wollte, war löblich: bei dem Einspruch gegen die Anstellung in dem Gesetz über die kirchliche Disciplinargewalt und die Errichtung des (so tödtlich gehaßten) königlichen Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten (Gesetz vom 11. Mai 1873) sind aber Härten und Fehler nicht vermieden worden [1]).

[1]) Geradezu drollig wirkte § 5 des Gesetzes, wonach die Vollstreckung der Freiheitsstrafe aufhören mußte, wenn der Häftling erklärte, nun habe er genug!

Die Aenderung und Aufhebung der Art. 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde (Gesetz vom 5. April 1873 und vom 18. Juni 1875) war eine (übrigens überflüssige) Beseitigung des (unbegründeten) Einwands, jene Gesetze verstießen wider die Verfassung. Das Reichsgesetz, betr. die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern vom 5. Mai 1874 enthielt in der Entziehung der Statsangehörigkeit und Ausweisung eine scharfe, aber doch die Massen minder aufreizende Strafe als in den Geldbußen und Pfändungen lag. Nun wurden immer weitere, zum Theil harte Kampfgesetze erforderlich (20. Mai 1874, Gesetz betreffend die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer). Ganz verfehlt war der Versuch, durch Gemeindewahl (Stats-) Pfarrer zu bestellen (zehn Volljährige genügen zum Antrag, die Hälfte der Erschienenen — also 2, wenn nur 4 erschienen — zur Vornahme der Wahl!) (vgl. Gesetz vom 20. Juli 1875 und 7. Juni 1876). Auf die Encyclica vom 5. Februar folgte die Einstellung der Leistungen aus

Statsmitteln für die Bisthümer und Geistlichen; die Hoffnung, die niedren Geistlichen hiebei von ihren Bischöfen sich scheiden zu sehen, war, wie ich voraussagte, durchaus eitel; man kannte die granitne Festigkeit des Gefüges der Hierarchie nicht!

Daß, wer die Geschichte der mittelalterlichen Cultur kennt wie ich, ein Feind der Orden und Klöster nicht sein kann, versteht sich und auch für die Gegenwart will ich durchaus nicht die Ueberflüssigkeit dieser Verbände behaupten: — wer die Leistungen der katholischen wie protestantischen Schwestern in den Spitälern von Weißenburg bis Sedan gesehen, (IV. 1. S. 258 f.) muß sie bewundern. Allein das lawinenhafte Anschwellen[1]) der Orden in Preußen seit damals etwa 20 Jahren mußte bedenklich

[1]) | | |
---|---|---|---
Männliche Stationen: | Männliche Glieder: | Weibliche Glieder: | Weibliche Stationen:
1806: 15 | 1855: 334 | 1855: 579 | 1853: 125
1848: 57 | 1867: 1074(!) | 1867: 4803 | 1873: 686(!)
1856: 101(!) | 1872: fehlt. | 1872: 7086(!) |

machen und gewisse Orden hätte man nie zulassen sollen: nicht der Katholicismus, der Jesuitismus ist es, den ich von jeher bekämpft habe: ich war daher mit dem Jesuitengesetz freudig einverstanden [1]) und bei der Kampfstellung, die auch gar manche andre Orden einnahmen, war das Gesetz vom 31. Mai 1875 betreffend die Orden und ordensähnlichen Congregationen nicht unberechtigt.

Dagegen war es ein Fehler, daß der Stat in dem Gesetz vom 4. Juni 1875 aussprach, die Altkatholiken seien auch fernerhin als Glieder der katholischen Kirche zu betrachten: das hat der Stat gar nicht zu entscheiden, nur die Kirche, geht auch den Stat gar nichts an, der nur den zweiten Satz des Gesetzes hätte aufstellen sollen: die Altkatholiken haben dem Stat gegenüber und an dem auch durch ihre

[1]) Daß zwar nicht der Orden als solcher, aber zahlreiche hervorragende Jesuiten den Mord ketzerischer Könige für erlaubt erklärt haben, sollte man doch nicht bestreiten: vgl. meinen Abriß der Geschichte der Rechtsphilosophie Bausteine IV. 2. 1883. S. 97.

Beiträge gebildeten Kirchen-Vermögen dieselben Rechte wie die Vaticanischen.

Im Uebrigen wiederhole ich: gewiß war die Herstellung des Friedens zwischen Stat und Kirche wünschenswerth, daß sie aber durch völlige Unterwerfung des States herbeigeführt wurde, bleibt recht traurig.

Abgesehen von diesem großen Kampfe trat ich in den damaligen politischen Bewegungen nicht hervor, fehlte ich auch selbstverständlich nie an der Wahlurne. Die beiden Mordversuche gegen den Kaiser machten mir selbstverständlich schmerzlichsten Eindruck (vgl. Gedichte III. S. 362) und nach dem zweiten arbeitete ich mit Freund Zorn zusammen einen Gesetzentwurf gegen die Umsturz-Bestrebungen aus, den wir Bismarck einsandten: es war mein erster Schritt an den Gewaltigen heran und blieb mein letzter bis nach seinem Sturz; erst als die Annäherung an ihn mit

Ungnade bedroht schien und gewisse Parteien den größten Deutschen mit niederträchtigem Undank behandelten, den wehrlos gemachten Löwen, habe ich mich öffentlich als seinen begeistertsten Bewunderer bekannt[1]). Damals schrieb er uns sehr freundlich, er habe den Entwurf der Reichsjustizcommission überwiesen. Seltsam war's, daß der so viel Beschäftigte sich die Zeit nahm, mir in mehreren Sätzen zu verkünden, er hätte meine Vorschläge noch viel lieber gelesen, wären sie mit deutschen Buchstaben geschrieben gewesen: deutsche Wörter mit lateinischen Buchstaben schreiben, komme ihm vor, wie wenn man französische Wörter mit deutschen Buchstaben schreiben wollte. Das ist nun ein kleiner Irrthum des großen Mannes, da ja die sogenannten deutschen Buchstaben nichts weniger als deutsch, sondern erst seit dem XVI. Jahrhundert aus den rundzügigen lateinischen

[1]) Die „Bataver" sind 1891 „Otto dem Großen" zugeeignet. Vgl. die oben S. 245 angeführten Reden und die vom 1. April 1895 (Breslau 1895).

in spitzige verunstaltet worden sind: deutsche d. h. germanische Buchstaben hat es nie gegeben: denn sogar die Runen sind aus den lateinischen Buchstaben gebildet.

Ueber den erschütternden Eindruck des Untergangs des unglücklichen Baiernkönigs s. unten Reisen S. 326 f.

Reich auch an politischen Erfahrungen für mich war die erste — und einzige — Unterredung, die ich mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm hatte. Es war in den Osterferien des Jahres 1881, als ich in der Humboldt-Akademie zu Berlin einen Vortrag hielt (über das Weib im altgermanischen Recht und Leben), dem auch die Kaiserin anwohnte. Am andern Tag erhielt ich vom Kronprinzen die Aufforderung zu einer Audienz in seinem Palais. Er empfing mich mit jener überwältigenden Liebenswürdigkeit, mit der er die Herzen zu gewinnen verstand: mir beide Hände entgegenstreckend, eilte er mir bis an die Thüre entgegen und rief, ohne jede andere Begrüßung: „Na, nu sagen Sie nur, wo haben Sie all' die

Quellen hergekriegt? Na, zum Kampf um Rom mein' ich, natürlich. Da haben Sie was Famoses gemacht. Uebrigens hat mich meine Mutter Ihretwegen gescholten, daß ich gestern nicht Ihren Vortrag hörte: er hat ihr so sehr gefallen. Aber ich konnte doch nicht: ich reise ja heute Nacht nach Rußland, den ermordeten Zar bestatten zu helfen" (es war der 14. März). Sofort wandte sich das Gespräch der Politik, dem Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland, zu.

Mit verblüffender Offenheit sprach sich der Kronprinz aus. Auf meine Bemerkung, der so eben den Thron Besteigende, Alexander III. (— nun ist er auch schon Kaiser Friedrich gefolgt! —) gelte für einen Feind der Deutschen, erwiderte er: „Hm! Ja! 's ist wohl was dran. Denken Sie, was er mir in's Gesicht gesagt hat. Bei unserer letzten Begegnung erklärte ich ihm, ich könne nicht an seine Abneigung glauben, da ja die beiden Reiche nicht widerstreitende Ziele verfolgten. Er erwiderte:

„Vous avez raison. — Il n'y a qu'une seule question qui nous sépare."

„Et quelle est cette question?"

„C'est la question de la Vistule. Il nous faut la frontière de la Vistule."

Ich antwortete: „Rien que ça? Nous venons de fortifier Kœnigsberg: allez le prendre."

Ich aber (d. h. F. D.) dachte: wenn so unverhüllt der russische Thronfolger dem deutschen solche Strebungen aufdeckt, so läßt dies die Gewalt der panslavistischen Strömung an jenem Hof ermessen: denn solche Herrschaften pflegen in ihrem mündlichen Verkehr alles irgend Verletzende mit sorgfältiger Höflichkeit zu meiden.

Ich bemerkte, man dürfe einen Hohenzoller nicht vom Aufsuchen von Gefahren abmahnen, aber der Kronprinz sei sich doch klar darüber, daß er sich auf einen höchst bedenklichen Weg begebe, da den Anarchisten und Nihilisten gar keine schönere Gelegenheit geboten werden könne, ein ganzes Rudel von Thron-

folgern und andern Prinzen in die Luft zu sprengen? (ähnlich dem scheußlichen Plan, der an die Einweihung des Nationaldenkmals geknüpft ward).

Er meinte achselzuckend, o ja, das sei ihm ganz klar. „Aber," lachte er, „das bringt das Geschäft mit sich."

In liebenswürdigster Weise entließ er mich; ich sollte ihn nicht wieder sehen!

Alexander III. hat ja dann in der That die Weichselgränze nicht gefordert; daß aber bei seinem Tode nicht nur russische und französische, auch deutsche Zeitungen diesen Zaren allein als den Erhalter des Weltfriedens verherrlicht haben, — als ob der alte Kaiser Wilhelm und Bismarck nur aus Furcht vor den Kosaken sich des Angriffs auf Frankreich enthalten hätten! — das ist eine Würdelosigkeit, der man leider in Deutschland immer noch häufiger als in anderen Reichen begegnet.

XIII.

Betrachten wir nun die manchfaltigen Reisen, — manchfaltig nach den aufgesuchten Gegenden und den verfolgten Zwecken, — die uns in den Jahren 1873—1888 aus Thuleland zu andern Bildern und Eindrücken führten: das Aufsuchen solcher war bei der Abgeschlossenheit der Provinz, in die sich, wie wir sahen, nur selten Besucher verloren, recht wünschenswerth, ja nothwendig, sollte man nicht allmälig in zu engen Gesichtskreis, in stets gleiche Vorstellungsrahmen eingebannt werden.

Die erste gemeinschaftliche Reise im Herbst 1873 (3. August) führte uns über München nach Partenkirchen, wo wir Frau Rath von Doß, die vielgetreue, als Wittwe vorfanden: mein edler Freund war nach langen schweren Leiden im Laufe des Jahres

gestorben. Herzliche Liebe verknüpfte alsbald dortselbst Therese mit Frau Anna, deren Schwester Frau Dr. Emma Bodenmüller und meiner Jugendfreundin Frau Johanna Stuttgardter. Mir aber ward damals in einer etwa sechsstündigen Unterredung mit König Ludwig II. von Baiern eines der denkwürdigsten Geschehnisse meines Lebens.

Ich war dem 18jährigen mit dem großen Haufen der Würzburger Professoren im Jahre 1864 rasch vorübergetrieben worden und nur ich, gewiß nicht er, hatte einen dauernden Eindruck davon getragen: ich den seiner lohengrinhaften Jünglingsschöne (IV. 1. S. 131). In der Folge hatte er wohl ein par vaterländisch begeisterte Gedichte von mir (Gedichte II. Sammlung S. 549, III. S. 320) kennen gelernt, dann aber auch durch meinen lieben Vater und meine Stiefmutter, Marie Dahn-Hausmann, die er beide als Künstler und Menschen hochverehrte und vielfach auszeichnete, manches von mir gehört und gelesen, so daß er, als er auf seinem Bergschloß Schachen bei

Partenkirchen von meiner Anwesenheit erfuhr, mich zu sich beschied. Das galt als ein Ungeheuerliches, noch nie Dagewesenes! Denn obzwar damals (1873) die Menschenmeidung und Einsamkeitsucht des Königs noch ungleich weniger als später hervortrat, ließ er doch, in München zur Noth noch zugänglich, seine Bergburgen nicht leicht einen Sterblichen betreten. Daher großes Staunen unter Eingebornen und Gästen an der Partnach, als mich eines Tages nach Mittag 3 Uhr ein Hofwagen in jene Bergeinsamkeit abholte. Es war einer der von dem Lügengerücht so viel genannten, die — wie die Bergschlitten — ungeheure Summen sollten gekostet haben. Alles erlogen. Es war ein Einspänner wie ein andrer, nur gezogen von einem starken Percheron und der Enge der schmalen Gebirgspfade angepaßt. Auf die Frage an meinen freundlichen und reich belehrenden Geleiter Herrn Hornstein (Oberstallmeister? den Titel habe ich vergessen), bis wann ich zurück sein werde, hieß es lang vor 8 Uhr. Ich kam aber erst am andern

Mittag zurück: und („ist dies“ würde man nun in der in Norddeutschland [auch bei den Hohenzollern und Bismarck!] beliebten falschen Umstellung sagen: es muß aber heißen:) dies ist der einzige Fall, in dem in einer nun 22jährigen Ehe Therese und ich länger als ein par Stunden, fast einen Tag getrennt verlebt haben.

Nach wunderschöner Bergfahrt hielt der Wagen an dem Stallgebäude (?), von dem aus nur ein schmalster Wiesensteig den steilen Bühl hinauf führte zu dem Wohnhaus, das in schmuckem, aber höchst einfachem Gebirgsstil — viel Holzbau, „Lauben“, d. h. Gallerien — ausgeführt ist.

Erwartung-gespannt stieg ich hinauf: wie viel Seltsames ward damals schon von dem Königlichen Einsiedler geschwatzt! Mich hatte er ganz gewonnen durch sein deutsches Handeln von 1870. Und daß er für deutsches Mittelalter, deutsche Sage, germanische Götter, für Richard Wagners geniale Kunst, dessen Nibelungenring zu den Kronschätzen deutschen Geistes

zählt, (wenn er auch nicht gerade die „Krone deutschen Dramas" ist!) begeistert war, das that mir auch gar wohl [1]).

Beinahe hätte mich aber ein seltsam Abenteuer verhindert, den kurzen Weg von etwa 8 Minuten zu dem Königshause zurückzulegen. Die Bergwiesen

[1]) In Preußen hat es den Herrschern (mit Ausnahme des politisch so unseligen Friedrich Wilhelm IV.) an solchem Sinn für deutsche Dichtung von jeher recht bedauersam gefehlt: nicht nur „von des großen Friedrich Throne" u. s. w. Es ist erfreulich, daß König Wilhelm II. den Hohenzollerndichtungen Wildenbruchs und Wicherts gerne lauscht: nur verstimmt dabei ein wenig die „gemerkte Absicht", so überzeugungstreu sie gewiß auf Seite des Gönners und der Begünstigten ist. Ganz abscheulich ist, daß man Wicherts Kurfürstenstück als durch den neuen Kurs („regis voluntas suprema lex") hervorgerufen bezeichnet: ich lege Zeugniß dafür ab, daß es schon in den siebziger Jahren geplant und angefangen war. Der „Sang an Aegir" hat in einem „Sang an Thor" einen unerfreulichen, aber nicht geistlosen socialdemokratischen Widerhall geweckt. Ich bleibe gegenüber beiden Göttern bei meinem Sang an Odhin („Odhins Trost" s. S. 454), der zwar der Gott des Sieges, der Kriegsweisheit (Moltkes), aber zugleich der des Geistes, auch der geistüberlegenen Statskunst (Bismarcks, nicht Caprivis!), des Wissens, der Kunst, der tiefsinnigen Gedanken und der freien Begeisterung ist.

waren durch mehrtägigen Regen in Bergsümpfe verwandelt und obendrein waren sie von den Erinnerungen an die zahlreichen Rinder bedeckt, die hier — auch gerade damals — weideten: wer je im Regen eine Almwiese und ihren gelblichen Vieh-Unrath durchstapft hat, weiß, daß er nach solcher Wanderung vor keinen König treten kann. Deßhalb war vom Stall bis zum Wohnhaus eine lange Reihe von schmalen Brettern gelegt, die über diese grün-gelbe Mischung hinweg half. Als ich etwa den halben Weg zurückgelegt hatte, trat mir ein Hemmniß entgegen in Gestalt eines jungen Stieres, dessen Merksamkeit ich mir gewonnen hatte. Er verließ seine weiter oben weidenden Gespielinnen, trat auf die schmale Brettreihe und ließ mich an sich heran kommen: als ich mich näherte, begann er jenes anmuthige Spiel, das ich aus früheren Bergwanderungen (II. S. 181 f.) nur zu gut kannte[1]): er fing an, die Flanken mit dem Schweife

[1]) Auf der Gindelalm bei Tegernsee schwang ich mich einmal gerade noch im letzten Augenblick über einen Plankenzaun,

zu peitschen — erst langsam, dann immer lebhafter — und schon senkte er nun den dicken Kopf und machte Miene, mir entgegen zu trollen.

Es war kein starkes Thier, aber ich trug nur einen Regenschirm und weit und breit war kein Hirt oder Helfer zu sehen: vor Allem jedoch mußte jeder „Schritt vom Wege“, — d. h. zur Seite von dem schmalen Brettlein — freiwillig oder unfreiwillig gethan, mein Erscheinen vor dem mich erwartenden König unmöglich machen. Was thun? Die Lage war komisch, aber doch noch mehr unangenehm. Ich werde in solchen Augenblicken (IV. 1. S. 294) so ruhig, als ob mich die Sache gar nicht angehe: ich blieb also stehen und als das Stierlein ganz nahe heran war, spannte ich plötzlich so geräuschvoll wie möglich meinen schwarzen

an den gleich darauf die Hörner der verfolgenden bösen Kuh krachten und ein andermal bei Miesbach hielt Piloty (I. S. 102, II. S. 344 f.), der unvorsichtig im Vorübergehen das Stöcklein wider einen ruhig weidenden Stier erhoben hatte, und mich der Gereizte in einem Heuschober, auf den wir mit Mühe geklettert waren, geraume Zeit belagert.

Regenschirm auf und hielt ihn wie einen Schild wagerecht vor mich: der Bergbewohner hatte das offenbar noch nie erlebt: erschrocken sprang er zur Seite — hoch auf platschte der Schmutz und das Regenwasser — und floh, so rasch er laufen konnte. Ich aber verfolgte „unentwegt“ (hier paßt es nun einmal, das viel gequälte Wort!) meinen schmalen Pfad zu dem König hinan. An der Thür von einem Diener empfangen, ward ich sofort an eine schmale, dunkle Wendeltreppe geführt: die Räume unten waren ganz schlicht in der Art eines Gebirgshauses gehalten: desto stärker war der Eindruck, als ich nun plötzlich, wie aus einer Versenkung auftauchend, in dem Wohngemach des Königs und hart vor ihm stand, der mich hoch überragenden und breitbrustigen, fast riesenhaften Gestalt.

Das Zimmer, achteckig (glaub' ich), war mit überwältigender Pracht in orientalischem Stil eingerichtet und geschmückt: obwohl draußen heller Tag leuchtete — Mitte August, 4 Uhr Nachmittag —

waren doch alle Läden geschlossen und eine geradezu blendende Fülle von Licht strömte aus zahlreichen Wand-Lampen in weißen geschliffnen Kugeln auf mich ein.

Ich will durchaus nicht behaupten, daß diese ganze Veranstaltung — das Emporsteigen aus der dunkeln Treppe, das unvermittelte, plötzliche vor den König Gepflanztsein, dessen eigne gewaltige Gestalt und die phantastische Märchen-Pracht — absichtlich mit theatralischer Berechnung darauf angelegt war, den überraschten Besucher zu verblüffen: — es kamen ja nie Besucher und die Neigungen des königlichen Einsiedlers selbst waren phantastisch — aber jedesfalles hätten die Mittel zu einem solchen Zweck nicht geschickter gewählt werden mögen.

Ich hatte den König seit 1864 (IV. 1. S. 131) nicht mehr in der Nähe (nur von Weitem 1872 oben S. 22) gesehen: in diesen 9 Jahren war recht viel verschwunden von jener Jünglingsschönheit, die damals von ihm ausgestrahlt hatte. Er war zu

dick geworden, die fahle Gesichtsfarbe war nicht hübsch, das Fehlen mehrerer Zähne entstellte ihn bei'm Sprechen und machte das Verstehen der hastig hervorgesprudelten Worte noch schwieriger: dieses stoßweise Sprechen gemahnte lebhaft an seinen Großvater Ludwig I.

Der König empfing mich auf das Huldvollste: er begann das Gespräch mit dem Lobe meiner — Tapferkeit, Unerschrockenheit, Geistesgegenwart! Ich war sehr erstaunt, bis er mir erzählte, er habe, ungeduldig mein Kommen erwartend, durch eine Laden-Oeffnung hinausgespäht und mein Abenteuer mit dem Stiere beobachtet. „Hat mir sehr, hat mir sehr, hat mir sehr gefallen von Ihnen."

Wir nahmen nun Platz auf einem der Divane, die in türkischer Weise alle Wände des kioskähnlichen Achteckes umzogen. Nachdem er sich über meinen Vater und meine Stiefmutter höchst lobend ausgesprochen und nach deren Befinden erkundigt hatte, — er hat beide auf das damals noch nicht umge-

baute Schloß auf Herrenchiemsee eingeladen, wo sie über einen Monat weilten — mußte ich ihm mehrere Gedichte vorlesen, zumal Balladen. Bald aber begann er nun ein politisches Gespräch, das mit seinen Erörterungen über eine große Zahl von Persönlichkeiten, über seinen eignen Entwicklungsgang und seine leidenschaftlichen Zu- und besonders aber Ab-Neigungen im höchsten Grade spannend, aber auch bei der Hitze, in die wir uns beide hineinredeten, ebenso aufregend war: und zwar währte diese in raschester, feurigster Weise von beiden geführte Unterredung über fünf, fast sechs Stunden: von 4 Uhr bis gegen 10 Uhr!

Der König begann plötzlich: „Ich weiß von Ihnen, daß Sie, obwohl nach Preußen übergesiedelt, sich die Liebe zu Baiern erhalten haben. Nun setzen Sie mir sofort auseinander, in welchen Stücken Baiern nach der Reichsverfassung Preußen schon zu viel Zugeständnisse gemacht hat, in welchen Dingen wir noch jetzt etwa Gegenleistungen mit Aussicht auf Erfolg verlangen könnten. Kurz, beurtheilen Sie

mir die Stellung Baierns im Reiche vom Standpunkt eines baierischen Patrioten aus, für den ich Sie wie für einen deutschen Patrioten halte."

Da war es nun ein Glück, daß ich die deutsche Reichsverfassung im Laufe des letzten Jahres so gründlich studirt und so ausführlich vorgetragen hatte. Denn mit ganz überraschender Sachkenntniß stellte der König die eingehendsten Fragen oft über die kleinsten Einzelheiten der Versailler Verträge!

Er zeigte sich ebenso genau unterrichtet wie grundgescheut, scharf, ja sogar ein wenig rabulistisch, dialektisch, spitzfindig in seinen Erwiderungen: es ergetzte ihn offenbar, sich im Streite gewandt und glatt zu erweisen: dergleichen hatte ich von diesem schwärmerischen Wagnerverehrer nicht erwartet.

Ich war so gut beschlagen, daß ich auf all' seine vielen Fragen keine Antwort schuldig blieb.

Aber bald kam doch zu Tage, daß mein baierischer Patriotismus nicht im Entferntesten so weit ging wie der des Königs von Baiern: wir geriethen,

da ich mit meinen abweichenden Ansichten nicht im Mindesten zurückhielt, geschwind in einen von beiden Seiten mit hitzigster Leidenschaft geführten Streit, der, wie gesagt, fast 6 Stunden währte und alle Fragen der deutschen, baierischen, österreichischen, französischen Politik, und die Herrscher, Herrscherinnen, Prinzen, Statsmänner dieser Reiche allmälig fast Alle zum Gegenstand erhielt.

Sehr bald sprang der König auf und begann in schnellster Gangart in dem Gemach auf und nieder zu schreiten: ich folgte ihm selbstverständlich darin: oft blieb er plötzlich hart vor mir stehen, sprach dann sehr laut und schrill und während ihm das Blut die anfangs fahlen Wangen dunkelroth färbte und ihm die Stirnadern anschwollen, blitzten die seltsamen Augen in unheimlicher Erregung. Gleichwohl hätte ich nicht geahnt, daß dieser scharfe, helle, wie gesagt: spitzfindig denkende Geist in die Nacht des Wahnsinns versinken werde. Da der König fortwährend, von dem angeregten Gegenstand abspringend, alle möglichen

Kreuz- und Querfragen einstreute, dann über Menschen und seine Erlebnisse reichste Mittheilungen machte, hält es sehr schwer, die so überaus reiche und denkwürdige Unterredung erschöpfend wiederzugeben und zumal im Zusammenhang: sie hatte keinen.

In der ersten Viertelstunde schon gerieth ich durch die höchst ungerechten Urtheile, vor Allem über den Kronprinzen, auch — obwohl im mindern Maß — über den alten Kaiser, dann durch zahlreiche Aeußerungen, die mich durch ihre schrankenlose Leidenschaftlichkeit zugleich erschreckten und erbitterten, selbst in solche Aufregung, daß ich ganz vergaß, mit wem ich stritt. Ich ertappte mich dabei, daß ich schon lange nicht mehr sagte „Euer Majestät," sondern frischweg: „Sie irren! Sie sind falsch unterrichtet. Sie täuschen sich selbst in Ihrem blinden Haß" (wörtlich). Gleich zu Beginn hatte ich gesagt: „Majestät müssen verstatten, wenn ich über diese Dinge sprechen soll, daß ich spreche wie Mann zu Mann, nicht wie Unterthan zum König."

„Versteht sich, versteht sich!“ hatte er erwidert.

Und ich machte von dieser Verstattung gehörigen Gebrauch, so freimüthig, daß ich mir alsbald sagte: „jetzt hast du's gründlich mit dem „König Sonne II.“ verdorben und wirst wohl recht ungnädig entlassen.“ Auch wollte ich wiederholt aufbrechen, denn mein Gegner wurde immer aufgeregter, sein Gesicht ganz blutroth: ich hielt einen Gehirnschlag für nicht ausgeschlossen: aber immer wieder hielt er mich fest: „wir sind noch lang' nicht fertig!“ rief er wiederholt. Beim Abschied sollte sich dann zeigen, daß er meinen verwegnen Freimuth in wahrhaft königlicher Großheit aufgenommen hatte.

Ich begann meine Beantwortung seiner ersten Frage mit der Erklärung, daß jetzt, nach Vereinbarung der Verfassung, noch nachträglich weitere Zugeständnisse von Preußen (d. h. nun vom Reich) für Baiern zu erlangen eine bare Unmöglichkeit sei, daß in Norddeutschland die immer wiederkehrende „clausula bavarica“ schon übel vermerkt werde, daß ich selbst

einzelne der Reservatrechte (— so das Post- und Telegraphen- und Eisenbahnreservat —) für zu weit gehend, überflüssig und deßhalb geradezu schädlich halte (da fuhr er heftig auf!), daß Baiern durch seine verfassungsmäßige Stellung im Bundesrath, wo es zwei Stimmen mehr erhalten habe, als ihm nach dem sonst angelegten Maßstab (der Stimmenzahl im Bundestag zu Frankfurt am Main) zukamen, völlig befähigt sei, alle seine Rechte und berechtigten Wünsche, den ihm als zweitgrößtem Gliedstate gebührenden Einfluß im Reiche genügend zu wahren, freilich nur dann, wenn es seine verfassungsmäßigen Pflichten unverbrüchlich erfülle.

Wieder fuhr er auf: „Zweifelt man an mir? Wie denkt man in Norddeutschland über mich?“

„Man denkt alles Beste: man dankt Ihnen auf das Wärmste für Ihre Haltung 1870. Aber ...!“

„Nun, was aber?“

„Majestät sind nicht vermählt ...“

„Ich kann jeden Tag heirathen.“

„Man besorgt im Fall eines Thronwechsels ... Prinz Otto ...“

Da verfinsterten sich seine Züge: es zog wie eine dunkle Wolke über ihn: „Mein Bruder kann nie regieren.“

Hoch erregt durchmaß er das Zimmer[1]. Plötzlich sprang er von diesem Gegenstand, wie peinlich berührt, ab und kehrte zu seiner Haltung bei Ausbruch des Kriegs von 1870 zurück: er erzählte mir, wie er von Anfang an entschlossen gewesen sei, den Krieg an der Seite Preußens zu führen, nöthigenfalls auch gegen den Willen der zweiten Kammer: „Das Geld, das sie mir verweigert hatten, hätte ich mir von Bismarck geben lassen. Denn ich bin ein deutscher Fürst.“

Ich sagte ihm, ich habe ihn in einem Gedicht Ludwig „den Deutschen“ genannt. Das schien ihm zu gefallen.

[1] Später, nach des Königs Untergang, kam mir der (wohl unbegründete) Gedanke: sollte er damals schon an die Möglichkeit eigner Erkrankung gedacht haben?

Nun erzählte er mir, die Worte stoßweise heraussprudelnd, — er selbst — daß keineswegs von ihm der Gedanke ausgegangen sei, dem König von Preußen den Kaisertitel anzutragen, daß vielmehr Bismarck ihn dazu gebracht habe, und zwar berichtete er mit edelster Offenheit die Vorgänge genau ebenso, wie sie mir später (1891) Bismarck in Friedrichsruhe — nur ausführlicher — mitgetheilt hat.

Ich füge die Erzählung jener Vorgänge nach den übereinstimmenden Berichten des Königs und Bismarcks bei.

Mit seiner hohen, auf Seelenkunde aufgebauten Meisterschaft der Seelenbeherrschung hatte Bismarck in jenen ersten Januartagen von 1871 eine höchst schwierige, statsmännische Aufgabe gelöst: es galt, den König, diese eigenartige, schwer zu berechnende und zu fassende seelische Gestalt, dafür zu gewinnen, daß er dem König von Preußen den Kaisernamen antrug. Daß dieser Gedanke zuerst und freiwillig von dem jugendlichen Herrscher ausgegangen sei, hat nie ein

Mensch, der ihn kannte, geglaubt. Vielmehr wehrte er sich gewaltig dagegen, was Niemand Wunder nehmen mag, der erwägt, daß die Wittelsbacher über 200 Jahre (von 1180 ab) lang bereits den Hut der deutschen Reichsfürsten trugen, bevor die Hohenzollern mit der Mark Brandenburg (1415) in diesen Stand aufstiegen, und der ferner weiß, welch hohe Bedeutung in jenen Familien solchem Vorsprung der Zeit beigemessen wird.

Die Verhandlungen zogen sich aussichtlos in die Länge; die Zeit drängte, der längst für jene Verkündung ausersehene Tag, der 18. Januar, nahte heran. Da griff Bismarck, der den König und dessen hohe Verehrung für ihn genau kannte, zu einem kühnen Mittel: der Erfolg hat den außerordentlichen Schritt gerechtfertigt: er schickte dem Wittelsbacher durch einen gewonnenen Vertrauten, den Grafen Holnstein[1], der in Versailles verhandelt hatte, ein eigenhändiges Schreiben und verstattete sich, — ein

[1]) Vor Kurzem gestorben; Februar 1895.

glänzend Wagniß! — zugleich die Antwort mitzuschicken, die er sich vom König für den Fall der Einwilligung erbat. Ludwig II. lag wirklich, — nicht „schulkrank“ — sondern an einer Zahnfistel leidend, zu Hohenschwangau darnieder und ließ in all' diesen Tagen keinen Menschen ohne Ausnahme vor: weder Familienglieder, noch Minister, noch Gesandte.

Aber auf die Meldung, Graf Holnstein bringe einen Brief Bismarcks, empfing er den Ueberbringer und das Schreiben, las es, und — schrieb seinen Namen unter die ihm von Bismarck in die Feder dictirte Antwort! — Für Jeden, der den genialen, aber von dem vollsten Selbstbewußtsein bis zur Sonne („Roi Soleil“) getragenen Jüngling näher kannte, eine im höchsten Maß erstaunsame Gefügigkeit! Und wodurch hatte der große Zauberer von Varzin dies nahezu Wunderhafte erreicht?

Er hatte im Eingang betheuert, daß er sich und sein Geschlecht als zu reinster Treugesinnung gegenüber dem Hause Wittelsbach verpflichtet erachte: habe

doch sein Ahn weiland die wichtigsten Lehen in Brandenburg von einem Wittelsbacher — dem Sohne Ludwigs von Baiern — empfangen.

Er werde also gewiß keinen Rath ertheilen, der dem Enkel des Lehnsherrn der Bismarck zum Nachtheil gereiche. Nach dieser auf den romantischen und ritterlichen Sinn des „lohengrinhaften" Jünglings meisterhaft berechneten, dabei aber zugleich gewiß vollaufrichtig gemeinten „captatio benevolentiae" folgte dann eine Ausführung, getragen von der allüberwindenden Wucht Bismarckscher Logik[1]): „die Einführung des Namens „Reich" für den bereits unter Zustimmung Baierns am 1. Januar errichteten Bundesstat und des deutschen Kaisertitels für dessen Präsidenten ist beschlossene Sache, ist unabwendbar: es handelt sich nur darum, ob Eure Majestät, der als dem Monarchen des größten der Gliedstaten der Ehrenvorzug dieses Antrags gebührt, von demselben

[1]) Siehe meinen Aufsatz zu Fürst Bismarcks 80. Geburtstag, Breslau 1895.

Gebrauch machen oder ihn einem andern der Bundesfürsten — von Sachsen oder von Baden — überlassen will und damit bei Mit- und Nachwelt den hohen Ruhm einer weltgeschichtlichen Großthat und nationaler Wohlthat für das deutsche Volk. Sachlich ändert jener Ehrentitel an der Machtstellung — der auch von Baiern bereits anerkannten — des Bundespräsidenten nicht das Mindeste und" — nun ein Grund, der durchschlagend wirkte auf das reizbare, und auf seine Souveränität eifersüchtige Wesen des Wittelsbachers — „es ist doch für den Nachkommen eines deutschen Kaisers leichter zu tragen, daß ein deutscher Kaiser — also als Deutscher in Baiern ein Landsmann — denn daß ein König von Preußen — also ein bloßer Nachbar, jene wichtigen Rechte in Baiern übe."

Das wirkte entscheidend!

Muß nun also zwar die angebliche Anregung der Anbietung des Kaisernamens durch Ludwig II. als widergeschichtlich bezeichnet werden, so bleibt doch

ein anderes, viel schwerer wiegendes Verdienst des so ideal angelegten und so furchtbar endenden Königs um das deutsche Volk bestehen: sein entschiedenes, deutsch-begeistertes Auftreten bei Ausbruch des Krieges, seine Erklärung, er werde an der Seite Preußens kämpfen, mit oder ohne Geldbewilligung von Seite der Volksvertretung, hat die bedenklich schwankende Stimmung in der zweiten Kammer fortgerissen zu einer Entscheidung in deutschem Sinn und eine Neutralität verhütet, die Baiern nicht nur für alle Zukunft geschändet, auch ganz gewiß den Fortbestand eines baierischen States und eines baierischen Herrscherhauses nach dem Siege Preußens undenkbar gemacht haben würde. Dankbar sollen die Deutschen, sollen also die Baiern zumal des Herrschers denken, der in schön auflodernder jugendlicher Begeisterung für Deutschland seine Pflicht that und Andere so zur Pflicht anhielt.

XIV.

„Und nach all' dem was ich gethan," brauste er am Schlusse seines Berichtes auf, „sagt man von mir [1]), ich werde mich den Schwarzen" (das war sein Wort) „in die Arme werfen, mit ihnen zusammen Preußen und dem Reich Schwierigkeiten machen? Das thu' ich nie! Niemals! Die Herren kenn' ich."

Und nun erzählte er mir die Gründe, die ihn in jungen Jahren schon mit Mißtrauen gegen die Ultramontanen erfüllt hatten. Schwer fiel dabei offenbar in's Gewicht, daß sie sich bei den übeln Ränken betheiligt hatten, die den Jüngling zu der Entfernung Richard Wagners aus seiner Nähe gezwungen hatten. In dieser abscheulichen Verschwörung

[1]) Es ging allerdings damals solches Gerede in den norddeutschen Zeitungen.

lag offenbar der Hauptgrund der den freilich von der Geburt, von Natur aus krankhaften Geist des jungen Herrschers so früh verbitterte, ihn zur Menschenscheu brachte, zum Mißtrauen gegen fast Alle, zu der Abneigung insbesondere gegen die Residenz und den Hof in München, was ihn die Einsamkeit, die Absperrung von der Menschenwelt lieben und suchen machte.

Abermals gerieth er in leidenschaftliche Wallung, als er mir jene Listen und Lügen erzählte. „Es waren,“ grollte er, „allerlei Hofschranzen, allerlei Höflinge und Adlige und Hofbeamte, die es mit bittrem Neid erfüllte, daß ich lieber mit dem genialen Meister verkehrte, als mit ihnen in jenen öden Hofgesellschaften. Zum Vorwand nahmen sie, Wagner übe gefährlichen politischen Einfluß auf mich, er „verpreuße“ mich: damit hetzten sie — mit den Schwarzen im Bund! — die dummen Münchener Bierphilister auf gegen Wagner und gegen mich. Elende Lüge! Ist ihm nie eingefallen, solchen Einfluß zu suchen, wie ich ihn

nicht verstattet hätte. Und mir machten sie weiß, — ich war noch gar zu jung! — bleibe Wagner in meiner Nähe, breche in München ein Aufstand los. Ah, die Elenden!" Er knirschte mit den Zähnen. „Sie sagten mir, er sei dem Volke so verhaßt wie weiland Lola Montez! Man nenne ihn meine Lola. So gab ich, arg getäuscht, nach![1]) Und das Aergste dabei: — sie — sie half mit."

[1]) Besonders hatte ihn offenbar gegen die Münchener „Bierphilister" empört, daß der Magistrat den wahrhaft genialen Plan Wagners und Gottfried Sempers verwarf, ein Festspielhaus für die Wagner'schen Tonwerke auf dem hiefür prachtvoll geeigneten Gasteiger Höhenzug, gerade gegenüber dem Eingangsthor in den Hofgarten (in Verlängerung der Briennerstraße) zu errichten: der Entwurf Sempers war großartig! Die damalige ultramontan-partikularistisch-spießbürgerliche Stadtverwaltung lehnte ab, angeblich auch aus Finanzgründen; mag sein, daß auch solche Thorheit nicht fehlte neben dem Haß dieses dreiköpfigen Cerberus gegen Wagner. Und nun baute der Meister aus eigner Kraft die Bretterbude zu Bayreuth! Viele Millionen flossen in jene abgelegene Kleinstadt und abgesehen von dem Geldgewinn, den jene Finanzweisen ihrer Stadt entzogen, wandten sie den in der Geschichte dreier Künste in Deutschland unsterblichen Ruhmes-Namen der „Stadt des Nibelungenringes" Bayreuth zu und von München ab! Das kann ein Münchner Herz nie vergessen. „Verhaßt" ward dem König gerade auch deßhalb seine Hauptstadt.

„Wer?"

Ich erschrak, als er nun den Namen einer Dame nannte und in den bittersten Worten sich äußerte: dabei kam ein Haß, eine Vergiftung der Seele gegen nahezu alle Menschen seiner Umgebung zu Tage, die mich — damals schon — mit Entsetzen und mit tiefstem Mitleid erfüllten: hier liegt keine Selbsttäuschung vor, nicht eine Zurückschraubung des Urtheils aus der Erfahrung seines unseligen Untergangs: ich weiß bestimmt, daß ich gleich nach meiner Heimkunft in Partenkirchen Theresen und Frau von Doß meinen Schmerz darüber ausdrückte, daß der junge Mann von fast allen Männern seiner Umgebung, seines Vertrauens — wie man doch nach ihrer Stellung annehmen mußte — in solchen Worten heißen Hasses sprach.

Ich wollte Professor Steininger loben, einen ganz ausgezeichneten Mann, meinen ehemaligen Lehrer (I. S. 172) und später des Königs: da kam ich schön an! „Ich habe ihn gehaßt, ihn, — wie alle meine Lehrer." Folgten Aeußerungen über seine

Aeltern, die nicht wiederzugeben sind. Immer mehr erfaßte mich Mitleid mit diesem jungen, haßvergifteten Herzen: „Aber Euer Majestät Berather und Minister, X und Y, die ja doch Ihr Vertrauen haben müssen?“ Ich fuhr zusammen, als er auch über die zwei von mir genannten in den härtesten Ausdrücken, wie ich überzeugt bin, völlig unverdient urtheilte. Von dem Einen sagte er mir sogar: „Der? Er hat stets gegen Sie bei mir gehetzt.“ (Ich glaube heute noch, hier lag eine Selbsttäuschung des Königs vor.)

Ich athmete auf, — freilich ohne den traurigen Eindruck krankhafter Verbitterung des Einsiedlers los zu werden — als er plötzlich wieder zu ganz andern Dingen absprang, eine Art der Gesprächführung, die er übrigens wie Manches in seiner Redeweise (oben S. 288) von dem Großvater Ludwig I. geerbt hatte.

„Ja, ich war zu jung damals, solche Lügen zu durchschauen, solchen Drohungen zu trotzen. Ich bin überhaupt,“ seufzte er mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit

der Selbstbeurtheilung, „viel zu früh König geworden. Ich habe nicht genug gelernt. Ich hatte so schön angefangen, bei Pözl (II. S. 567) Statsrecht zu lernen. Plötzlich ward ich herausgerissen und auf den Thron gesetzt. Nun, ich suche noch zu lernen."

„Ist es wahr, daß Majestät die ganzen Nächte hindurch lesen?"

Er nickte: „Ja, ich mache die Nacht zum Tage. Die Stille, die Einsamkeit!"

„Ist es wahr, daß Majestät besonders französische Geschichte studiren?" Ich hatte gehört, daß ganze Kisten voll Bücher über Louis XIV. aus der Hof- und Stats-Bücherei zu München in die Königsschlösser wanderten.

„Ja wohl," rief er leuchtenden Blickes. „Louis Quatorze! Le Roi Soleil! Er ist mein Ideal."

„Wirklich? Das beklage ich auf das Tiefste?"

„Wie so?" Er blieb hart vor mir stehen. „Sie sind doch Monarchist?"

„Aber durchaus nicht absoluter. Und die frevel-

hafteste Selbstsucht liegt in jenem Wort: „l'état c'est moi."

Ziemlich unwillig unterbrach er: „Ich weiß! Ich weiß! Heutzutage geht das nicht mehr. Aber Sie" — rief er nun wieder mit jenem Aufschlag des Auges, der ihm so gut ließ — „Sie, der Poet, müssen mich darin verstehen: ich liebe in dem König Sonne die Poesie des Königthums."

„Das kann ich wohl verstehen. Aber doch: wohin hat jene Selbstvergötterung geführt? In die Revolution. Und wo hat der Nachfolger dieses absolutesten Königs geendet? Auf dem Schaffot[1])."

Schweigend, sichtlich verstimmt, durchmaß er das Zimmer.

„Waren Sie in Paris . . . Versailles?" hob er wieder an.

„Noch nicht."

---

[1]) Alle diese in Anführungszeichen gegebenen Aeußerungen beider Unterredner sind wörtlich so gefallen.

„Ah, ich auch nicht. Es ist mein glühendster Wunsch, dorthin zu gehen[1]).“

„O Majestät, gehen Sie doch lieber nach Berlin! Hätten Sie doch den Einzug der Truppen dort begleitet! Sie wären neben dem Kaiser vor Allen Andern gefeiert worden.“

Finster, herb, verächtlich erwiderte er: „Ich verschmähe das Beifallsgeschrei der Menge.“

„Auch wenn es der aufrichtig gemeinte Jubel echten Dankes ist?“

Er machte eine lebhaft abwehrende Armbewegung.

Bald nach unserer Unterredung[2]) ist er dann wirklich — ich glaube, ganz heimlich — nach Paris (oder nur nach Versailles?) gegangen und hat sich dort dermaßen in Erinnerung an den „Roi Soleil“ berauscht, daß er später auf Herrenchiemsee jene

---

[1]) Hier verläßt mich mein — ausgezeichnetes! — Gedächtniß: ich glaube, es war so, daß er Versailles als erst ersehnt bezeichnete: vielleicht aber ging aus seinen Worten hervor, daß er es schon kannte.

[2]) S. aber Anmerkung 1.

glänzende Nachbildung des dortigen Schlosses herstellte. Meine warme, dankbare Verehrung des ideal angelegten unglücklichen Mannes, der zu den Erfolgen von 1870 sein redlich Theil beigetragen hat, dessen von echtem Künstlergeist, von feinstem Geschmack und von edlem dichterischen Schwung getragene Herstellung von Neu-Schwanstein ich bewundern lernte, hat doch niemals in mir den deutschen Widerwillen überwinden können gegen jene Nachahmung von Versailles (mit seinen unaufhörlichen Triumphen der französischen über die deutschen Waffen!) auf einem bajuvarischen Gebirgssee, auf meinem lieben Chiemsee, auf jenem mir von der Knabenzeit her altvertrauten (II. S. 217) Eiland, auf dem sich der bereits recht Kranke durch hohe Tapetengestelle den Ausblick auf das Schönste — die Berge — verhüllen ließ, um nicht aus der Versailler Stimmung gerissen zu werden! Ich habe, obwohl ich etwa zehnmal in den folgenden Jahren in dem nahen Prien mehrere Tage weilte, nie mehr den Fuß auf jene Insel der Jagd- und Fischerei-

Fahrten meiner Knabenzeit gesetzt und werde niemals das „Versailles“ jenes Königs anschauen, dem ich den Ehren-Namen „Ludwig der Deutsche“ gegeben habe. Jedoch das sollen keine Vorwürfe sein für einen schon damals (1873) kranken und bald immer hoffnungsloser verfinsterten Geist.

Von meinem kühnen Wort an, das da rieth, doch lieber nach Berlin als nach Paris zu gehen, steigerte sich nun unsere Unterredung in echt dramatischer Zuspitzung: immer heftiger, leidenschaftlicher ward der König, seinem krankhaften Hasse folgend immer zorniger gereizt: so forderten denn seine ungerechten Angriffe auf hoch von mir verehrte Menschen, Einrichtungen, Erinnerungen meine begeisterte, ja entrüstete Abwehr heraus: wir geriethen nun so scharf aneinander, daß ich jeden Augenblick eine höchst ungnädige Entlassung gewärtigte.

Ich weiß nicht mehr genau, wie wir von dem Vergleich zwischen seinem Besuch in Versailles oder in Berlin plötzlich wieder auf die hochpolitischen

Fragen des Beginnes unserer Unterredung geriethen. Ich glaube, weil ich gesagt hatte, der König würde bei dem Einzug der Truppen 1871 in Berlin der Erste neben dem Kaiser, noch vor dem Kronprinzen, Bismarck und Moltke gewesen sein.

Nun sprach er von Bismarck — auch von Moltke, aber zumal von Bismarck! — in Worten der wärmsten Anerkennung, die meinem Herzen so tief wohl thaten. Unter all' den vielen Persönlichkeiten, die er beurtheilte, hat er gelobt nur meinen Vater, dessen Frau, Richard Wagner und Bismarck.

Vom Kaiser sagte er ungefähr: „Wohlmeinend, ja wohl! Aber geistig? So etwa ein guter . . . . ." er nannte nun eine höchst niedrige Militärcharge unterhalb der Offiziere.

„Nein," rief ich entrüstet, „Majestät, durchaus nicht. Ganz und gar nicht! Unabhängige — nicht-preußische — Offiziere haben mir versichert, König Wilhelm ist ein vortrefflicher Infanterie-General."

„Das ist auch was rechtes."

Das ergrimmte mich. Schon vorher hatte mich bitter geärgert, daß der König bei meinem begeisterten Lobe der Tapferkeit seiner Baiern im Jahre 1870 gar nicht zu hören schien: „Roh ist mein Volk," sagte er dabei einmal achselzuckend — er verglich sie offenbar im Stillen mit den Franzosen. „Aber gesund," hatte ich gerufen, „und stark und treu!" [1])

Ich erwiderte nun scharf: „Ein Feldherr, ja schon ein guter Soldat ist für sein Volk von unschätzbarem Werth."

Höchst unwillig, — sehr andrer Ansicht offenbar! — sah er mich an: „Ich hasse, ich verachte den Militarismus."

„Und ich wäre viel lieber Officier denn Professor und Dichter."

„Pah, ganz unbegreiflich!"

---

[1]) Wahrlich: des Bergvolks Treue gegen ihn sollte sich erweisen, das bei seiner Entmündigung beinah in schöner Uebertreibung losgeschlagen hätte zu seiner Befreiung. Freilich hat er nie davon erfahren.

Vom Kaiser glitt nun das Gespräch von selbst auf den Kronprinzen hinüber.

Und war ich früher schon erschrocken über den widernatürlichen Haß gegen Familienglieder, Lehrer, nächste Umgebung, „Vertraute"(1), verdienstreiche Statsmänner, den der Unglückliche an den Tag gelegt, so ergriff mich jetzt wahrhaftes Entsetzen, als mir die Flammen furchtbaren, tödtlichen, abgrundtiefen Hasses gegen den Kronprinzen aus diesem kranken Gemüth entgegen loderten.

Man erwäge: ich ahnte ja damals nichts von Geisteskrankheit an dem Manne.

Sonst hätte ich ihn eben als einen Kranken behandelt und nicht durch meinen schroffen, schonungslosen Widerspruch immer heftiger gereizt.

Gleich bei der ersten Nennung des Kronprinzen schüttelte er eine Fluth härtester Ausdrücke über ihn aus und da ich, tief erschrocken, schwieg, fragte er, was mich bewege?

„Ich bin bis in's Herz hinein erschüttert."

„Das seh' ich! Aber warum?“

„Sie, Majestät, und der Kronprinz sind die beiden Männer, die berufen sind, nach dem Tod des Kaisers und Bismarcks unser Reich zu tragen. Sie beide müssen zusammenarbeiten — und nun dieser Haß ....“

„Ich werde ihn nie mehr sehen,“ rief er grell.

Er hat dies Wort gehalten: Bismarck sah er noch wiederholt, auch den Kaiser einmal zu Kissingen: aber nicht mehr den Kronprinzen. Und wenig ahnte dieser, da er unter Thränen hinter dem Sarge seines unglücklichen Hassers einherging, daß er ihm so bald nachfolgen sollte.

„Und, Majestät, die Gründe dieses Hasses?“

„Oh, es giebt deren viele, viele.“ Er beschleunigte seine Schritte. „Hören Sie nur ...“

„Majestät erdrücken mich durch so unbegränztes Vertrauen. Das sind Geheimnisse, die ...“

„Nein, nein! Sagen Sie's, wem Sie wollen. Es soll bekannt werden! Der Kronprinz — er ist

das Haupt der Militärpartei in Preußen. Diese Partei erstrebt die Einverleibung von ganz Baiern."

„Durchaus nicht!"

„Doch, doch! Und ich stehe dem schutzlos gegenüber. Baiern allein ist zu schwach. Und wir haben keine Bundesgenossen. Sonst wollte ich . . .!"

„Majestät, das sind ganz grundlose Besorgnisse. Es giebt in Preußen gar keine Partei, welche die Einverleibung Baierns will."

„Doch! Doch!"

„Und wäre es so — heutzutage können die Fürsten gar nicht mehr beliebig ihren Gelüsten — oder ihrem Hasse — folgend, Krieg anfangen: die Volksvertretung muß das Geld dazu bewilligen. Und das — diese Schranken für persönliche Leidenschaften sind sehr erfreulich."

Da machte er wieder kurz Halt vor mir und sah mich durchdringend an: „Sie denken in diesem Augenblick: es ist erfreulich, daß auch Ludwig II. nicht kann, wie ihn gelüstet."

„Ja, Majestät, das denke ich, nachdem Sie soeben in Ihrem Haß sogar Krieg gegen den Kronprinzen angedeutet haben.“

„Mit allem Grund! Zur Abwehr! Zur Erhaltung Baierns, meiner Dynastie.“

„Majestät, Ihre Dynastie hat von Preußen nur in Einem Fall etwas zu besorgen.“

„In welchem?“

„Wenn sie bei einem Kriege nicht ihre Pflicht gemäß der Reichsverfassung genau erfüllte: dann freilich würde sie nach dem Siege Deutschlands verschwinden.“

„Nein, nein. Schon jetzt. Hören Sie nur. Der Kronprinz hat — nach jenem Einzug mit meinen — **meinen!**“ — wiederholte er grimmig — „Truppen in m e i n e r Hauptstadt: ah, die Stunde vergeß ich ihm nie! (— da erkannte ich, daß sich an diesen Vorgang ein besonderer Grund jenes Hasses knüpfen mußte —) auf dem Bahnhof zu Augsburg zu seinen Officieren gesagt: Sehen Sie meine Herren, ein

schönes Land. In ein par Jahren werde ich das Alles annectirt haben."

„Das ist nicht wahr," fuhr ich heraus.

Er stampfte heftig mit dem Fuß. „Glauben Sie, mein Oheim, Prinz Karl, lügt?"

„Hat Seine Königliche Hoheit diese Worte selbst gehört?"

„Nein! Aber sie wurden ihm hinterbracht."

„Ich wiederhole: ich setze Haupt und Leben und Ehre dafür ein: das hat der Kronprinz nie gesagt. Erstens denkt er es ganz gewiß nicht. Und zweitens, dächte er's, würde er's nicht sagen. Wie können Majestät solch' bösartigem Gerede glauben!"

Nun sah er mich freundlich an: „Ich fühle wohl: — Sie wollen mich durchaus mit Preußen — mit ihm — versöhnen."

„Ja, Majestät! Das wäre das schönste Werk meines Lebens! Denn auf Preußens und Baierns Eintracht vor Allem ruht das Reich."

„Sie scheinen es sehr zu lieben, dieses Reich."

„Ja, mehr als Alles. Es ist das höchste Gut des Deutschen.“

Lang, ernst, ruhte sein Blick auf mir: ich dachte still: „So! Jetzt hast du's gründlich verschüttet bei diesem stolzen König.“

Da auf einmal fragte er: „Würden Sie nicht nach Baiern zurückkehren.“

„O ja.“

„In eine Professur — nach München?“

„Es ist keine frei.“

„Vielleicht .... Erlangen?“

„Ist auch nicht frei. Auch würde ich dabei einen schlechten Tausch machen.“

Nun fragte er dringender, mich eigenthümlich warm anblickend, „Würden Sie denn nur als Professor in München leben wollen?“

Mir kamen seltsame Gedanken: er hatte vorhin über seine ganze Civilumgebung, ohne Ausnahme so hart gesprochen ... sollte er?

Rasch erwiderte ich: „Nur als Professor.“

Da reichte er mir die Hand, mich — endlich! — verabschiedend. Es war $9^1/_2$ Uhr vorbei. „Es ist spät geworden," sagte er. „Sie können nicht mehr hinunter. Sie sind mein Gast für die Nacht. So wie Sie hat noch kein Mann zu mir gesprochen. Ich danke Ihnen. Ich werde Ihnen das nie vergessen. Leben Sie glücklich."

Ich ging, in heißer Erregung. So hatte er meinen schroffen Widerspruch gegen seine Lieblingsgedanken echt königlich aufgenommen. —

Ich verbrachte noch ein par Stunden in anregendem und lehrreichem Gespräch mit dem Herrn, der mich abgeholt hatte. „Das ist noch nicht vorgekommen," meinte er, „daß er einen Gast so lange bei sich behalten." —

Am andern Morgen früh brachte mich der Bergwagen wieder zu Therese und den Freunden. Viel hatte ich zu erzählen. —

In München erfuhr ich dann später — von Augen- und Ohrenzeugen — einen weiteren Grund

jenes Hasses gegen den Kronprinzen: er knüpfte an dessen Einzug an der Spitze der baierischen Truppen: — ich hatte das also richtig herausgefühlt.

Man muß einräumen: die Stimmung auch eines nicht krankhaft angelegten Wittelsbachers an jenem Tage mußte eine gereizte, der zartesten Schonung dringend bedürftige sein. Der junge Fürst hatte sich im Felde nicht gezeigt, höchst erfreulicher und vernünftiger Weise: sonst hätte man noch einen hohen Herrn mehr, der nicht, wie der Kronprinz von Sachsen that, als Führer etwas leistete, mit großem Gefolge, (auch „Chefs" IV. 1. S. 426) vor der Gefangennehmung zu hüten gehabt.

Aber nun war seine Lage peinlich. Schließlich waren es doch seine Truppen gewesen, die vermöge seines schönen, feurigen Entschlusses ausgezogen waren und sich von Weißenburg bis Orléans mit Ruhm bedeckt hatten. Nun zogen sie siegreich in seine Hauptstadt ein — unter der Führung eines Andern! Eines preußischen Prinzen! Und diesen

umloderten nun alle Flammen der dankenden, jauchzenden Begeisterung jenes Tages. Und wie ausgezeichnet, wie beflissen verstand diese männlich schöne Kriegergestalt die ihm freiwillig zuströmende Liebe durch die herzgewinnendste Leutseligkeit zu steigern!

Darin erreichte den Kronprinzen niemand: Temperament, angeborne Wärme, lange Uebung und kluge Berechnung vereinten sich in ihm zu wahrer Meisterschaft in der Gewinnung der Menschen.

Auch einen ganz gesunden Mann konnte an jenem Tag Eifersucht und Neid anwandeln gegenüber dem brausend umjubelten Triumphator, der da durch das baierische Siegesthor Einzug hielt wie durch das brandenburgische. Und nun dieser zweite „König Sonne“, der, ein Wittelsbacher, von dem Selbstgefühl der Majestät und Souveränität ähnlich durchdrungen war wie etwa heute Kaiser Wilhelm II., — dazu nun aber von Natur krankhaft angelegt, reizbar bis zur Unberechenbarkeit —: man hätte ihn an jenem Tage behandeln müssen so zart und schonend wie das Häutchen im Ei.

Das Gegentheil geschah.

Mit welchen Gefühlen und welch' schwer niedergekämpfter Erbitterung mag Ludwig II., in seinem Thronsal stehend, den Sieger von Wörth und Sedan erwartet haben, als er nun endlich sich dem Jubel der Münchener entrissen und die Wittelsbachische Hausschwelle überschritten hatte! Damals nun nahm der Kronprinz, gewiß in herzlich bester Meinung, in schöner, warmer Wallung, aber auch in jener flotten Formlosigkeit, die ihm so gut ließ und ihm so viele Anderer Herzen gewann, nach der ersten Begrüßung den König an einem Knopf seiner Uniform, zog den Erstaunten an ein Fenster und sprach zu ihm zwar leise, aber doch so, daß es Umstehende vernahmen[1]: „So, na, das ist ja Alles schön und gut. Aber nu˜ muß noch gar Manches anders werden bei Dir in Baiern."

Das traf den Wittelsbacher wie ein vergifteter

[1]) Das kann ich aber nicht beschwören: es ist möglich, daß der König selbst meinen Gewährsmännern den Vorfall erzählte: mir machte er nur die oben mitgetheilte kurze Andeutung.

Pfeil: nie ist er dieser Wunde genesen: sein Haß gegen den Unvorsichtigen ward unauslöschlich[1]), ward eines der „Leitmotive" seiner Wahnvorstellungen! Bekanntlich hat sich der Ausbruch des vollen Wahnsinns im Jahre 1886 ganz besonders entladen in jenen fürchterlichen Befehlen des Unseligen an baierische Gensd'armen gegen den Kronprinzen.

Und nach dem — und Andrem! — giebt es immer noch Leute, die behaupten, der König sei gar nicht geisteskrank gewesen, sondern durch Ränke Bismarcks (!)

---

[1]) Es ist nur Wenigen bekannt geworden, wie häufig, wie gewaltig an jenem Tage die Entschlüsse des Königs über die Frage schwankten, ob er bei dem dem Kronprinzen von der Stadt gegebenen Abendfest, wie er zugesagt hatte, erscheinen solle. Seine ganze Umgebung bestürmte ihn, es zu thun, sich so den Löwenantheil des Tages wenigstens hiebei zu sichern und den Kronprinzen nicht zu kränken: vier oder gar fünfmal ergingen widersprechende Befehle, bald Zusagen, bald Absagen: wie grausam mögen den Unglücklichen widerstreitende Gefühle zerfleischt haben, bis endlich der Groll, die Eifersucht, der Haß, die Menschenverachtung, der Drang nach Einsamkeit es über die Klugheit und Berechnung davontrugen und er unter dem Vorwand der Unpäßlichkeit von dem Feste fern blieb, um gleichzeitig in der Nacht in seine geliebten Berge davon zu fahren!

entmündigt und ermordet worden. Bismarck konnte sich auf dem Throne Baierns keinen Andern denken, der ihm verehrungsvoller befreundet war als dieser König.

Die Empfindung, die diese meine erste und letzte Begegnung mit Ludwig II. mir erregte, war eine so tiefe, daß ich nur die Zusammenkunft mit Bismarck höher werthe. „O what a noble mind was here o'erthrown!" Das war eine der edelst angelegten Naturen, die ich in Geschichte und Dichtung kenne. Ich plante eine Zeit lang, ihm mit Richard Wagner zusammen eine kleine Freude zu bereiten, was nach kurzem Briefwechsel mit dem Meister an allerlei Zufälligkeiten scheiterte.

Bezeichnend für den Eindruck, den dieser phantastische König auf das Landvolk seiner Berge machte, ist, daß ja bei seiner Entmündigung die Bauern weithin im Gebirge die alten Stutzen von den Wänden nahmen und den Gefangnen befreien wollten: dem Bezirksamtmann zu Füßen glaubte ein alter Bergbauer nur widerstrebend, als er ihm die Ent-

mündigungs-Urkunde vorlas und ging, drohend auf seine Büchse deutend: „Du freu' Di, bal's g'logen hast."

Ich hab ihn lieb gehabt, diesen armen König[1])!

Wie mächtig mich im fernen Königsberg an jenem Pfingstsonntag nach Mittag die Kunde erschütterte von dem Untergang des „Königs Sonne" in den Fluthen, mag man ermessen nach der edeln Größe, mit der er meinen Freimuth aufgenommen.

Wir drei Baiern in Königsberg: Zorn (oben S. 129), Professor Fleischmann und ich, eilten unwillkürlich zu einander, gemeinsam zu klagen.

Damals entstanden die wehmuthsvollen Verse:

Schloß Hohenschwanstein.

Es ragt ein Schloß auf stillen Berges-Höhn,
Wie Dichtertraum, wie Königsthat so schön.

Ein Schlafgemach wie für Held Lohengrin,
Ein Lehensal, drin könnte Roland knie'n.

---

[1]) Daran ward auch nichts geändert durch die Trübung, die mein Verhältniß zu ihm ein par Jahre später durch die häßliche Anschwärzung eines — nun sagen wir „Wettbewerbers" erfuhr aus Anlaß der „Deutschen Treue", s. unten.

Wie für Tannhäusers Lied ein Sängersal,
Ein Trinksal wie für Rodensteins Pocal.

Doch in dem Schlafgemach warb Minne nie,
Im Lehensal bog kein Vasall das Knie,

Im Sängersal scholl keine Harfe je,
Im Trinksal saß zu Tisch ein einsam Weh.

Zugbrück und Graben schloß die Felsburg ein
Und dennoch drang ein stummer Gast herein:

Der Wahnsinn drang in den umthürmten Ort
Und trug den königlichen Burgherrn fort! —

In meinem „Macte Imperator“ hatte dem König folgende Strophe gegolten:

Primus vocat Bajuvaros,
Venatores teli gnaros
Pulcher rex ac juvenis,
Memor foederis recentis
Et honoris priscae gentis
Et Germani sanguinis.

„Du zuerst riefst Deine Scharen,
Flinke Jäger, schußerfahren,
Baiernfürst im Jugendschwung:
Treu dem neuen Bund und alten
Folgt Dein deutsches Herz dem Walten
Edelster Begeisterung.“

Daran knüpfend schrieb ich nun bei seinem Tode:

Primus et „Imperatorem“
Vocat Galliae victorem
Antevertens aliis:
O quam „Hludovici“[1] nomen
„Gloriosi“ — verum omen! —
Sonuit Versaliis!
Sors prostravit te crudelis,
Eques! Nobilis! Fidelis!
Sola sunt solatia:
Ingens gloria manebit
Et in anima fovebit
Grata te Germania.

„Einst des Sieges Lorberreiser
Wölbtest Du zuerst dem Kaiser
Um die Schläfe, Kronengleich:
Und durch Deutschland ging ein Schallen.
„Heil dem Baier: er vor Allen
Hat erfüllt den Traum vom Reich.“
Grausem Los bist Du erlegen,
O Du königlicher Degen
Edel, treu und ritterlich:
Doch Dein Ruhm wird nicht vergehen
Und in Deutschlands Herzen stehen
Wird ein ew'ger Dank für Dich.“

[1]) Hludo-vic bedeutet „Ruhm-Kampf“.

Aber die Unterredung in dem einsamen Bergschloß auf dem Schachen sollte noch bis Berlin und Königsberg nachwirken.

Als ich in Berlin auf der Rückreise den Referenten im Cultusministerium aufsuchte (ich meine es war noch Olshausen (†), nicht schon Göppert (†)), empfing mich der mit den Worten: „Also wir verlieren Sie an München?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Na, sagen Sie's nur: Sie werden ja Cabinetssecretair des Königs."

„Gott soll mich bewahren!" rief ich so aus tiefstem Herzen, daß mir sofort geglaubt ward.

Nicht so leicht erzielte ich das in Königsberg, wo mich Freund Schipper (oben S. 136) und Andere durchaus als baierischen Cultus-Minister („oh heiliger Jörg!") feiern wollten: sie hätten's in München und Berlin verbürgt erhalten.

Ich habe niemals ein derartig Wort gesagt, sagen können, wenn auch jene Fragen des Königs darauf

zielen mochten, mich in irgend einer Stellung in seine Nähe zu ziehen: aber nicht als Cabinetssecretair, als der ich ja den letzten Augenblick der freien, selbständigen Arbeit gelebt hätte. Doch hat sich der König selbst damals in ähnlichem Sinne zu seiner Umgebung geäußert und von da aus drang das Gerede bis Berlin und Königsberg. Lange hätte der Selbstherrliche meinen häufigen Widerspruch wohl nicht ertragen: — nicht so viele Wochen als damals Stunden.

Die letzte, aber große königliche Freundlichkeit, die ich von ihm erfuhr, bestand in seiner gütigen Einladung für Therese und mich zu der ersten Aufführung des Rings des Nibelungen zu Bayreuth, der ich den großartigsten Kunstgenuß meines Lebens verdanke (s. unten Reisen): bald darauf vergiftete das Ohr des Königs jene bösartige Angeberei: daß er damals (1875) schon sehr, sehr krank war, geht aus seinem Selbstwiderspruch bei diesem Anlaß hervor. Später — hör' ich, soll er wieder ganz freundlich

von mir gesprochen haben. Vielleicht hatte er seinen Groll — und dessen Grund — einfach vergessen!

Zu dem siebenhundertjährigen Regierungsjubileum des Hauses Wittelsbach richtete ich an den König die folgenden Verse:

Wo sich des Etschthals Schroffen thürmen,
Da hat in todeskühnem Stürmen
Zuerst sich Wittelsbach bewährt:
Voran, voran dem ganzen Heere
Für deutsches Recht und deutsche Ehre
Brach Bahn das scharfe Baiernschwert.

Und an der raschen Isar Hängen
Der Bildkunst schuf und den Gesängen
Haus Wittelsbach ein prachtvoll Heim:
In Alpenerde ließ es senken
Hellenen-Kunst und deutsches Denken
Und — München sproßte aus dem Keim.

Und, wölbt ob allen deutschen Stämmen,
Gefügt auf blutgeweihten Dämmen,
Nunmehr das deutsche Reich sein Dach, —
Vor Allem brachte Schutz dem Rheine,
Vor Allem zu dem Bau die Steine
Der König Ludwig Wittelsbach! —

An die schönen, ob auch ernsten, ja traurigen Erinnerungen an diesen König mag sich, wie an die Tragödie das Satyrspiel, das alberne Geschwätz reihen, das jenen meinen Besuch in's Lächerliche zu verdrehen versuchte.

Denn es ist unglaublich, wie müßige und flache Menschen, die selbst nichts erleben und nichts denken, an Erlebnisse Anderer, auch an ein so einfaches wie jenes war, die dümmsten Erfindungen, lediglich aus der Luft gegriffen, knüpften. So ward in Königsberg nach meiner Rückkehr allgemein erzählt und geglaubt! — ein Freund, Dr. Simon[1]), brachte es schließlich mir zu Ohren — folgende rein erlogene Geschichte: der König habe mich telegraphisch aus Königsberg in sein Schloß Berg am Würmsee einge-

[1]) Er war der erste Königsberger gewesen, den ich kennen lernte und wie günstig wirkte gleich dieser erste Eindruck auf meine besorgte Stimmung (S. oben S. 33). Wie viele frohe Stunden hatten wir später ihm und seiner engelhaft guten Frau (oben S. 33) zu danken. Und in diesen Tagen (Februar 1895) ward er in der Blüthe der Kraft den Seinen und seinen Freunden entrissen! Ehre und Liebe bleibt seinem Andenken!

laden, ihm Gedichte vorzulesen: aber spornstreichs müsse ich kommen. Spornstreichs sei ich denn auch sofort von Königsberg in Einem Saus nach Berg gefahren und dort (ich war nie im Leben in Berg!), da ich unterwegs weder geschlafen noch gegessen habe, sehr erschöpft angekommen, so daß ich, als mich bei dem Aussteigen aus dem Hofwagen, der mich an der Station Starnberg abgeholt habe, der Adjutant sofort vor den König führen wollte, der mich schon bei den auf dem Lesepult brennenden Wachslichtern erwarte, erklärt habe, ich bedürfe wenigstens einer Viertelstunde Erholung. Sofort sei — auf Befehl des Königs — mir ein königliches Mahl aufgetragen worden: als ich nun aber, nach Ablauf der Viertelstunde, mich bereit erklärt habe, zu lesen, da habe mir der König in höchster Ungnade sagen lassen: er sei nicht gewohnt zu warten: nun passe es ihm nicht mehr und ich möge sofort sein Schloß und sein Land verlassen, worauf ich ebenso geschwind nach Königsberg zurückgedampft sei. Zu dumm!

XV.

Die weitere Darstellung unserer Reisen soll nach den Reisezielen, den Landschaften, nicht nach der Zeitfolge geordnet werden: letzteres würde zu eintönig ausfallen, da wir bei meiner Neigung, in gemüthvoller Anhänglichkeit liebgewordene Stätten immer wieder aufzusuchen, in einer ganzen Anzahl von Orten Jahr für Jahr so regelmäßig wie die Zugvögel erschienen.

Eine kurze Zusammenstellung nach der Zeitfolge verdanke ich der liebevollen Sorgfalt unserer Freundin, Frau Rath von Doß (oben S. 280) die unsere, von den verschiedensten Aufenthalten aus an sie gerichteten Briefe säuberlich aufbewahrt hat: viele Jahre hindurch suchten wir im August die Vielgetreue in dem Schneiderhäusel am Kankerbach in Partenkirchen auf,

um dann im Oktober nochmal bei ihr einzusprechen in dem echt altmünchnerischen Hause Dienerstraße 16, wo uns vom Erker des III. Stockes die gastfreundliche Lampe schon bei der Anfahrt wirthlich entgegen strahlte. Wie viel Glück und Poesie und Scherz hat sie beleuchtet! —

Vorgezeichnet war auch die Straße von Königsberg hinweg und dorthin zurück: sie führte über Berlin [1]).

Dort weilten wir meist mehrere Tage; so lang es bestand in dem Hôtel Schmelzer in der Jägerstraße, später aber stets, und zwar mit hoher Zufriedenheit, im Kaiserhof: bei der Ausfahrt mit noch gefülltem Beutel im II., bei der Rückreise mit erschöpften Mitteln im III. Stocke wohnend.

Nicht gar zu viele Berliner Freunde konnten bei so kurzem Verweilen aufgesucht werden: vor Allem Haus Toeche (II. S. 28, 236), das mir sogar mit

[1]) Nur einmal reisten wir von Vorträgen, die ich in Thorn und Posen gehalten, über Graudenz und Korschen nach Hause.

Frack und Cylinder oft aushalf, Herbigs (II. S. 365), Hinschius (II. S. 416, III. S. 539).

Fester knüpften sich die frühgeschlungenen Bande, die mich mit „Mariechen Böckh“ (II. S. 375), d. h. nun der wirklichen geheimen Frau Oberregierungsrath Professorin Rudolf von Gneist, Excellenz, verbunden hatten, und wiederholtes Zusammentreffen (von Breslau aus) in Gastein brachte mich auch ihrem Gemahl, dem berühmten Statsrechtslehrer, recht erfreulich nahe. Sonst aber mieden wir die geheimen Räthe und Professoren: spät erst (leider!) lernte ich die Amtsgenossen Brunner und (schon früher bei einem Vortrag in Breslau) Gierke kennen. Ich bin, und noch mehr Frau Therese, dem Aufsuchen von Menschen — verkehrterweise und bis zur Thorheit — abgeneigt.

So verwandten wir ungleich mehr Zeit in Berlin auf den zoologischen Garten — zumal seine Vogelsammlung — und die zahlreichen Vogelhandlungen, als auf die „maßgebenden“ Geheimräthe Berlins.

Es ist verkehrt, dies den entscheidenden Leuten und

ihrer Gunst geflissentlich aus dem Wege gehen: denn spät, nach bitteren Erfahrungen hab' ich gelernt, daß auf solchen persönlichen Eindrücken — ohne jeden Mißbrauch — das Vorwärtskommen in der Welt beruht. Bei mir geht das Ausweichen vor dem bloßen Schein und Verdacht des Gunstsuchens bis zu krankhafter Thorheit: ich fürchte, in diesem übertriebenen Zurückhalten liegt neben berechtigtem Stolz ein Stück Eitelkeit: nicht blos Nicht-suchen, sich Suchen-lassen-Wollen. Ich bin von Königsberg aus 16 Jahre lang allen einflußreichen Leuten „aus dem Wege gegangen": und in Königsberg liegt man allen Leuten aus dem Wege, die uns nicht geflissentlich aufsuchen.

In den Osterferien verließen wir nur einmal Königsberg, da ich den oben (S. 275) erwähnten Vortrag in Berlin übernommen hatte: durch zweimaliges Verreisen im Jahre wäre das Leben zu unruhig, das Heimathgefühl geschwächt und die für meine gewaltige Arbeitslast erforderliche Freizeit all zu stark verkürzt worden: denn an meinen wissen-

schaftlichen Werken kann ich nur zu Haus oder doch nur in einer Stadt mit einer großen Bücherei arbeiten.

Unsere regelmäßigen Herbstfahrten von Anfang August bis Ende October hatten gewisse selbstverständliche Ziele. So lange meine Aeltern in München lebten[1]) und meine Geschwister sowie zahlreiche Freunde aus alter und neuer Zeit dort leben, bildete (und wird bilden) München die letzte Haltestätte vor der Rückfahrt nach Nordosten.

Abgesehen von Berlin und München gliedern sich nun unsere Fahrten folgendermaßen.

Weiter nach Norden und Osten als Königsberg bin ich nie gekommen: es war mir wahrlich nordöstlich genug! Die Freunde wundern sich, daß ich nicht das von dort aus so leicht zu erreichende Nordgermanien aufgesucht habe, das so manche meiner dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten zum Gegenstande hat. Im Anfang hinderte Mangel an Geld,

[1]) Mein Vater starb am 9. December 1890, meine Mutter am 26. März 1894.

immer an Zeit (auch die Abscheu gegen die See-krankheit wirkte mit). Ich muß auch meine Herbst-reisen so einrichten, daß ich täglich etwa sechs Stunden arbeiten kann: das wäre bei solchen Fahrten mit fast täglich wechselndem Aufenthalt unmöglich. Die gleichen Gründe hielten mich von einem Besuch Eng-lands ab, das (d. h. Old-England, nicht das Neueste!) ich so herzlich liebe, dessen Literatur ich neben der Deutschen die höchsten Genüsse verdanke. Uebrigens verzeichne ich hier — nicht ohne Eitelkeit, wahrscheinlich! — daß meine Schilderungen Scandi-naviens, seiner Fjorde und Eilande, nach dem Urtheil von Landkundigen nicht erkennen lassen, daß ich sie nur aus Büchern kenne: — wie mir Aehnliches mit Rom und ganz Italien südlich von Ravenna gelungen ist (s. unten Kampf um Rom): — vielmehr sagten sie mir: „Man sieht, daß hier Alles aus Anschauung geschildert wird!" —

Nach Nordosten, nach Sanct Petersburg, sollte mich einmal von Königsberg aus ein Ruf ziehen,

dem wohl die Meisten gefolgt wären (Spielhagen, einem ähnlichen Rufe nachgehend, erlebte dort bis an die Sterne rührende Triumphe!). Nachdem mein Name ein klein wenig bekannt geworden — etwa 1886, zehn Jahre nach dem „Kampf um Rom" — und ebenso die Thatsache, daß ich in Deutschland in vielen Städten volksthümliche Vorträge — auch für Damen — hielt, erhielt ich durch Vermittlung Freund Kißner's (oben S. 137), der Jahre lang an der Newa gelebt hatte, von dortigen Deutschen die Aufforderung, in ihrer Mitte eine Reihe von 6—12 Vorträgen über altgermanische Geschichte zu halten. Die Geldfrage war in wahrhaft verblüffender Weise gelöst und sicher gestellt und gewaltige Ehrungen wurden mir zugesichert. Ich konnte mich aber nicht entschließen, die russische Gränze zu überschreiten. Ich hegte von jeher gegenüber dieser Vor- und Zukunfts-Macht des Slaventhums ein ahnungsdüsteres, aus Grauen und Bangen — und nicht gerade aus Liebe! — gemischtes Gefühl: — lange bevor die unheimliche Aussicht auf

das Bündniß von Kosaken und Turcos sich aufthat. Und dann —: ich bilde mir gewiß nicht ein, daß mir in Rußland um meiner durchaus unpolitischen Person willen Gefahr drohen könnte: aber es ist mir so zu sagen um des Grundsatzes willen unleidlich, ein Land zu betreten, in dem mich jeder Gemeindevorsteher ohne Richterspruch „administrativ" irgendwohin verschicken kann, wo ich erfroren und verrottet sein kann, bevor Bismarck (ach so! Nicht mehr Er! Hohenlohe!) erfährt, wo ich stecke, und mich herausholen kann. Es ist thörig, ich weiß es: aber ich komme nicht darüber hinweg.

Nun sagen die Freunde, neue Landschaften, Städte, Volksarten, würden mir neue dichterische Anregungen, weitere Stoffe zuführen. Lieber Gott, ich habe schon gesagt: ich kann gar keine neuen Stoffe brauchen und unterbringen in meinen Gedanken: ich habe deren so viele, ganz fertig und halb fertig gedacht, auf Vorrath aufgespeichert liegen, daß meine noch übrigen Tage entfernt nicht ausreichen, sie nieder-

zuschreiben: nur Zeit, Zeit, Muße brauchte ich. Denn in den neun Monaten der Vorlesungen komme ich nicht zur Dichterei und zu mir selbst.

Daher eifern sogar meine Nächsten sehr mit Unrecht auch dagegen, daß ich so beharrlich immer wieder ein par Lieblingsorte: Scheveningen, Friedrichshafen, Meran, die Mendel aufsuche, was mir doch ein Bedürfniß meines treu anhänglichen Gemüthes ist; schon der Anblick eines Ortes, wo ich früher glücklich war, beglückt mich.

Abgesehen aber vom Nordosten sind wir von Königsberg aus nach allen Himmelsgegenden eifrig ausgezogen: nach Westen bis Scheveningen und Le Havre, nach Süden bis Neapel und Amalfi, gen Südwesten gar häufig an den Bodensee, oft in die Schweiz gen Südosten nach Tirol.

Beginnen wir mit dem mir ganz besonders an's Herz gewachsenen Idyll von Friedrichshafen!

XVI.

Als ich im August 1866 nach jenen aufregenden Wochen (IV. 1. S. 147 f.) das von den Preußen besetzte Würzburg verließ, eilte ich an den mir seit lange theueren blauen See, jenen köstlichen Saphir, den Alamannen und Bajuvaren gemeinsam hegen; ich weilte mehrere Wochen zu Ueberlingen (IV. 1. S. 178).

Aber schon auf der Hinfahrt — von Lindau her — war mir, trotz nur kurzen Verweilens des Dampfschiffes in dem Hafen, ein mir völlig unbekanntes, freundliches Städtlein aufgefallen, das so lieblich aus seinen vorgelagerten grünbuschigen Gärten lugte. Auf der Rückfahrt, bei etwas längerem Aufenthalt des Schiffes, wiederholte und verstärkte sich dieser Eindruck, und ich sprach zu meinem Herzen: „Wahrlich, o Herz, wann du wieder einmal nach dem

Frieden verlangest, such' ihn dir hier: denn der Ort scheint mir ein Friedens-Idyll."

Jedoch Jahre — neun Jahre — vergingen, bis ich die nie aus Gedanken und Wunsch verlorne Stätte wieder aufsuchen konnte.

In den Herbstferien (August 1874) führte ich meine liebe Frau Therese von der fernen Bernsteinküste an den Bodensee, nun zu erfahren, ob die Lieblichkeit jenes Städtleins der Ahnung, der Hoffnung entspreche: ähnlich wie echte Liebe in der Ehe noch über die Erwartung hinaus Beseligung findet, während eingebildete Neigung an dem ersehnten Ziel erlischt. — — —

Nun, seit dem Jahre 1874 sind wir — mit Ausnahme eines einzigen Jahres, da das Befinden meiner Frau die Reise dorthin ausschloß — bis zu diesem Jahre (1894/95) jeden Herbst wieder nach unserem geliebten Friedrichshafen gepilgert, also waren wir im Ganzen sechzehn Male dort, und gedenken das bis an unser Ende fortzuführen; ja, wäre es mir

möglich, die Professur aufzugeben und die letzten Jahre, die ich etwa noch zu leben habe, in Ruhestand zu verbringen, — keinen anderen Ort würde ich mir zum „buen retiro“ küren, als jenes liebe Gartenstädtlein. Leider ist es mir nicht möglich. Auch unser gemeinschaftliches Grab hatten wir uns schon einmal ausgesucht in einer stillen Ecke des hoch poetischen Friedhofes dort: allein entscheidende Gründe sprachen schließlich für München als Stätte meiner Ruhe, die ich erst im Grabe finden werde. — Dieses Zeugniß für die Wirkung jenes Idylls mag stärker als alle Schilderung die Reize des Ortes darthun: etwa wie Homer nicht Helena im Einzelnen beschreibt, nur die Wirkung ihrer Schönheit angiebt.

Damals nun aber, an einem wunderherrlichen August-Nachmittag, gingen meine Frau und ich von dem Hafen, wo uns das Dampfschiff aus Lindau gelandet, gen Westen die breite Hauptstraße des sauberen Ortes entlang auf die Suche und Spähe aus: denn ich war ja nur zwei Mal vorbeigefahren

und kannte blos, was man vom Schiff aus sieht. Wie das Innere beschaffen, ob es zu längerem Verweilen einladend, ob zumal ein wirthlich, wohnlich Gasthaus vorhanden sei — nicht etwa eines der mir unleidlichen „hochmodernen“ Hôtels, die mit ihrer Prosa, Geldgier, Oberkellnerei im Frack und aufgetünchten „Eleganz“ so viele Gegenden der Schweiz aller Stimmung, aller Poesie entkleiden: — das mußte doch Alles erst noch ausgefunden werden!

Aber mir gefiel gleich von Anfang die Mischung des Freundlich-Sauberen der kleinen Landstadt mit ihren schmucken Häuslein und ihren sorgfältig gepflegten, blumenbunten Vorgärtlein, die durch die breite Landstraße von den Hausthüren und meist durch einen zweiten schmalen Weg von dem Seeufer geschieden werden: — dieses kleinstädtische Wesen also, das mit seinen zahlreichen Kaufläden von allerlei Waren mehr Behagen verhieß, als ein oberbaierisches Bauerndorf, wie etwa Seebruck, unter dessen vollkommener Culturlosigkeit ich früher gelitten (II. S. 302)

und das doch durchaus nicht den vollen Reiz des Ländlichen ausschloß, wie die durch die Hauptstraße uns freudig brüllend entgegenwandernden Kühe darwiesen — nebst Spuren ihrer Vorgängerinnen! — und der Blick durch die Quergassen dazwischen, der alle landwirthschaftliche Hantierung auf Wiese und Acker in vollem Betriebe zeigte.

So kamen wir, lieblich angemuthet, die Reiseränzlein an der Seite, im Wanderschritt an ein weißes Haus mit dem Schilde: „Gasthaus zur Krone am See“. Freundlich einladend sah es aus und verlockend mit seinem kühlen Schatten des auf der Südseite der Straße nach dem See hin gelegenen grünlaubigen Wirthsgartens . . .

Vor seines Hauses Thüre aber stand „mine host“, wie es in alterthümlichem Englisch heißt (nicht: my host), dessen tadellos weiße Weste weithin leuchtete, noch bevor man des stattlichen Mannes, des schönen, klugen Gesichtes näher ansichtig ward: es war Herr Deeg, der Eigenthümer des Gasthofes,

mit dem und mit dessen ganzem Haus uns im Laufe der Jahre eine schöne, gemüthvolle Freundschaft verknüpfen sollte; daß er meinem Vater ähnlich sah, nahm uns gleich von Anfang für ihn ein.

Auf unsere Frage, ob wir hier für längere Zeit Wohnung finden könnten, führte uns der Freundliche in ein gar schönes, großes, dreifenstriges Zimmer im ersten Stock (Nr. 19 ist es), wo uns sofort die schöne Aussicht über die blumenreichen Vorgärten, auf den See und über dessen blauen Spiegel, hinüber in die Schweizer Berge — zumal auf die Krone dieser Rundschau, den von Freund Scheffel geweihten Säntis — entzückte.

Sogleich schlossen wir den Vertrag ab, der Wohnung und (wie sich alsbald herausstellte) ganz ausgezeichnete — für mein Bedürfniß, das nicht „nach Spîse gêrt“ — nur allzureichliche Verpflegung für einen unwahrscheinlich geringen Preis zusicherte.

Die ersten Jahre bewohnten wir stets das Zimmer Nr. 19 im ersten Stock; später ward hier die

Aussicht durch die hoch aufgeschossenen Eschen des Gartens und der Landstraße beeinträchtigt; wir zogen deshalb in den entsprechenden Raum eine Treppe höher, wo ein luftiger Balkon und ein an das salähnliche Wohnzimmer stoßendes Schlafzimmer den Aufenthalt noch erheblich angenehmer machten.

Herr Deeg ließ in dem Sale seine ganz vortrefflich gewählte Bücherei (zumal reich an Werken über Natur und Geschichte des Bodensees und der umgebenden Landschaften, z. B. Tschudi's „Thiere der Alpenwelt" darbietend) zu unserem Gebrauche stehen, und manche verregnete Stunde, manchen kühlen Herbstabend haben wir uns dieser Bücher erfreut.

Mich argen Gewohnheitsmenschen heimelt es nun jedes Mal so wohlthuend an im Gemüth, wann ich das Zimmer wieder betrete und an dem altgewohnten Ort am Südfenster den altgewohnten (höchst einfachen!) Holztisch und den Strohstuhl schon bereitgestellt finde von der fleißigen Hand der unvergleichlichen „schwarzen

Franzi", auf welchem Tische schreibend und in welchem Stuhle sitzend ich seit 1874 so viele, viele Dichtungen und wissenschaftliche Werke verfaßt oder doch corrigirt habe: so von der „Statskunst der Frauen" an die meisten Dramen, von den Romanen „Die Kreuzfahrer", „Bis zum Tode getreu", „Was ist die Liebe?", „Frigga's Ja" und noch manche andere; corrigirt aber habe ich dort großentheils die vier Bände „Urgeschichte" und die zwei Bände „Deutsche Geschichte". Auch die Erinnerung an diese schönen Stunden des Schaffens oder doch fleißiger Arbeit erhöht meine Liebe zu diesem traulichen Raum, in welchen wir auch schon manchen lieben Freund, manche holde Freundin zu Gast geladen haben.

Alsbald gestaltete sich, wie gesagt, das Verhältniß zu dem vortrefflichen Wirth, dessen rastlos ämsiger Frau, dem Töchterlein, den allmälig heranwachsenden drei Buben zu einem wahrhaft freundschaftlichen, und wahrlich nicht minder das zu der Schwester der Frau Deeg, dem immer fröhlichen

Fräulein Sonntag, dem heiteren Kobold des Hauses; ach allzu früh, liebenswürdige Caroline, ist Deine wohllautreiche Stimme verstummt, und hat Dich der Hügel in jenem poesiereichen Friedhof überwölbt!

Uebrigens sind wir nicht die Einzigen, die, wie man zu sagen pflegt, „einen Narren gefressen haben“ an Friedrichshafen. Mein lieber Freund Dohrn, der Professor der Frauenheilkunde zu Königsberg (oben S. 132) richtet seit vielen Jahren ebenfalls die erste Fahrt in der herbstlichen Freizeit in die „Krone“ nach Friedrichshafen, die ich mit folgenden Versen angedichtet habe:

An den Wanderer.

In der Krone zu Friedrichshafen
Ist gut essen und trinken und schlafen,
In der Friedrichshafener Kronen
Ist gut essen und trinken und wohnen;
Auch die Muse verfehlt nicht des Weg's
Zu den wirthlichen Wohnungen Deeg's.
Verdirb Du nicht der Einsamkeit Reiz,
Und erscheine, wann ich in der Schweiz.

Ein Hauptreiz des Aufenthaltes liegt in der hervorgehobenen Verschmelzung kleinlandstädtischer, netter, freundlich gebotener Cultur und einer theils wunderlieblichen, theils großartig malerischen Natur.

Der Blick auf See und Gebirg ist von dem Norduſer aus unvergleichlich schöner als auf dem südlichen, wo die hohen Berge von den reizlosen grasgrünen Vorhügeln verdeckt werden: aber auch schöner als in Lindau, wo sie nur die linke Flanke füllen, während gerade in Friedrichshafen — etwa in der Mitte des Sees — die blauen Fluthen den Vordergrund und die ganze Bergkette, von den Allgäuern im Nordosten bis zu den Bernern im Südwesten, majestätisch abschließend den großartigen Hintergrund bilden. Beleuchtungen von Vordergrund, See und Gebirge, wie wir sie von dem hoch gelegenen Kirchplatze zu Berg bei Sonnenuntergang geschaut haben, zählen zu dem Allerschönsten, das ich diesseit der Alpen kenne. Und nicht minder schön ist der Blick von der königlichen Meierei aus, westlich von dem

Weiler Marzell, wohin ein höchst malerischer Fußweg dicht am Seeufer durch Schilficht, Wiesen und Felder führt. Aber auch die hochgelegene Landstraße nach Meersburg hin gewährt einen prachtvollen Ueberblick. Dort, auf der Bank vor der Meierei, haben wir gar oft die Sonne wundervoll im Untersee versinken sehen, den ganzen See mit Purpur und Gold überstrahlend, und das (freilich seltene) Alpenglühen des Säntis und der Churfirsten ist von unerreichter Herrlichkeit.

Welche Stimmung, wann der Westwind die letzten kaum gekräuselten Wellen leise anrauschend an das sandige Ufer spült, indeß fern draußen im Untersee ein Paar Taucherenten sich von der Fluth abheben oder der scheue graue Reiher aufgeschreckt aus dem Schilf abstreicht, mit melancholischem Ruf und langsam feierlichem Flügelschlag.

Der Roman „Bissula“ spielt in dieser Gegend, zwischen Berg (auf dessen Hochfläche ich das Römerlager verlegt habe) im Norden, Erichskirch im Osten

und Marzell im Westen. Wenn an den Naturschilderungen etwas gelungen ist, — ich hab's nur abgeschrieben hier. Die Auffindung der Grundmauern eines römischen Hauses — in Raumeintheilung und Farbe der Wände genau den pompejanischen entsprechend — in Jettenhausen, links am Weg nach Berg, gab mir einen weiteren Anstoß, den Schauplatz jener Erzählung gerade hieher zu verlegen.

Aber auch der Weg in der entgegengesetzten Richtung, gen Osten, nach Erichskirch, entweder entlang dem schilfigen Ufer hart am See — wo Bissulas Hütte zu denken ist — oder weiter landeinwärts durch den Stadtwald, ist gar reizvoll. In diesem Stadtwald haben wir uns einmal von einem Gewitter spät am Abend überraschen lassen, so daß wir, in pechschwarzer Dunkelheit, mehrmals gegen Bäume anrennend und in den Sumpf gerathend, stark erschöpft und völlig durchnäßt, erst gegen 11 Uhr nach Hause kamen. Und zahlreiche andere Ausflüge

zu Fuß, zu Wagen, zu Dampfschiff nach Meersburg, nach dem so überaus lieblichen Constanz mit seinem trefflichen Inselgasthof bieten sich bei schönem Wetter verlockend dar. Jedoch auch bei minder schönem Wetter — der Regen verläuft und trocknet rasch auf den trefflich gehaltenen Landstraßen, so daß man selbst nach heftigen Güssen bald wieder ausgehen kann — sind die Rundgänge um das Städtlein, in dem „Riedle", endlich das Lustwandeln auf dem Hafendamm, wann bei Sonnenuntergang die Dampfer von allen Seiten her einlaufen, höchst angenehm. Auch vom Hafen aus, wie im „Olga-Hafen", stellen sich die Berge und der See im Abendgold unvergleichbar schön zur Schau.

Dieser Olga-Hafen ist eine kleine, für die königlichen Nachen bestimmte Bucht vor dem Garten des Königschlosses, in welchem aber auch Dampfer die Gäste des Schloßherrn landen und abholen können.

Das Königsschloß ist ein altes Kloster, Hofen genannt: denn das heutige Friedrichshafen ist entstanden

aus dem Zusammenwachsen der kleinen Reichsstadt Buchhorn im Osten und jenes Klosters nebst sonstigen Gebäuden und Grundstücken im Westen. Das Schönste an dem geschmackvoll, aber einfach gehaltenen Sitz ist der große, herrliche Garten mit seinem dicht verwachsenen Rebengang, der die hohe Klostermauer entlang von Ost nach West sich hinzieht, die entzückendsten Ausblicke gewährt aus kleinen Lug-in's-Land-Löchern (hier freilich zunächst Lug-in-den-See) über den See hin und auf die Bergkette drüben.

An Schloß und Garten knüpfen sich mir höchst werthvolle Erinnerungen: ich durfte mich hier gar oft der gütigen Wirthlichkeit des königlichen Schloßherrn erfreuen.

Im Jahre 1877 hatte ich, damals Rector der Universität Königsberg, die Hochschule bei dem Jubileum der Tübinger Universität zu vertreten[1]); ich

[1]) Vgl. mein Festgedicht, Balladen und Lieder, Leipzig 1878 S. 350.

ward dabei (wie alle Vertreter) dem Königspare dortselbst vorgestellt, und als ich von da nach Friedrichshafen ging, ließ mich die Königin Olga wissen, mein Besuch im Schlosse werde nicht unwillkommen sein. Ihr Bote war ein ganz ausgezeichneter Mann, mit dem mich und meine Frau alsbald innige Freundschaft verbinden sollte: der damalige protestantische Stadtpfarrer Rudolf Schmidt. Dieser vortreffliche Geistliche vereint in sich die hohe Bildung, die das Tübinger Stift als gar feinen Ruhm seinen Schülern mitgiebt, mit den zahlreichen und glänzenden Vorzügen der geistigen, seelischen und Gemüthsbegabung, durch die der Alamannen-Stamm aus allen westgermanischen hervorleuchtet [1]).

Der durch Charakter und Kenntnisse und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnete Mann — er war der Erzieher des Herzogs von Argyle gewesen und hatte durch langen Aufenthalt in England und durch das

---

1) Vgl. das Gedicht „Schwaben-Lob", ebenda 335.

Leben in den höchsten Kreisen der Gesellschaft dort seine Anschauungen erweitert — hat unter Anderem ein ganz vorzügliches Werk über Darwin geschrieben, in welchem er die volle Vereinbarkeit des Darwinismus († † †) mit dem Christenthum überzeugend dargewiesen hat. Du lieber Gott! Und mich haben die preußischen Pfaffen beider Bekenntnisse (1892) in die heißeste Hölle hinein verflucht, weil ich bei Bekämpfung des Schulgesetzentwurfs mich zum Darwinismus bekannte, und obenein haben sie mir den Unsinn auferlogen, ich wolle Darwin in die Volksschule einführen. Aber die Bildung des Tübinger Stifts fehlt eben vielfach den protestantischen wie den katholischen Fanatikern anderer deutscher Staten. Gar freundschaftlich und mit reichster Anregung für uns verkehrten wir nun mit dem Pfarrer und seinem Hause, bis er leider Friedrichshafen verließ, um rasch von Stufe zu Stufe in der würtembergischen Kirche empor zu steigen: jetzt ist er als Nachfolger Geroks „Prälat“.

Das Königspar hatte die Huld, mich fast jeden Herbst einmal zu der Tafel zu ziehen, an der es durchaus nicht steif herging; vielmehr glaubte man, bei einem, freilich sehr reichen Landedelmann zu Gast zu sein: das Gespräch war ungezwungen, heiter, an guten Witzen reich. Der König[1]) hatte Wohlgefallen an meinen Versuchen, zu schwäbeln, manch' froher Scherz knüpfte sich hieran. Aber auch ernste Erörterungen fehlten nicht: der Herrscher zeigte sich dabei, war einmal eine gewisse, durch seine Erziehung verschuldete Schüchternheit im Ausdruck überwunden, als wohlunterrichtet und von gutem, verständigem Urtheil: — sehr mit Unrecht ist eine entgegengesetzte Meinung über den Verewigten weit verbreitet; in den Zeiten des heißesten Culturkampfes in Preußen sprach er die einzelnen Streitfragen eingehend und

[1]) Als es hieß, er sei von jenem vielbesprochenen Amerikaner zum Katholicismus bekehrt worden, rief er mir lachend zu: „Haben Sie gehört, daß ich katholisch worden bin? Warten's nur, nächstens werd' ich Jud'."

umsichtig mit mir durch und rühmte sich freudig und selbstbewußt, im Einvernehmen mit dem trefflichen Bischof Hefele von Rothenburg seinem Lande die schlimmen Folgen des Vaticanums abgewehrt zu haben.

Jene ungünstige Beurtheilung beruht meist auf einem Vergleich mit seiner Gemahlin, der Königin Olga, die denn freilich neben der Königin von Rumänien (aber in sehr anderer Weise!) die geistig bedeutendste Frau war, die ich in meinem Leben gesprochen habe. Schon bei der kurzen Begegnung zu Tübingen begann sie feine, zierliche Fäden geistvollen Scherzes im Gespräch mit mir zu knüpfen, indem sie mich plötzlich scharf darüber verhörte, wann, wo, warum, gegenüber wem ich das Gedicht „Der Glaube der Freundschaft" (Gedichte I., 2. Aufl., Leipzig 1891 S. 190) verfaßt habe? Anfangs recht verblüfft, zog ich mich zuletzt doch leidlich aus dem Wortgefecht; sie entließ mich lächelnd und erwies sich später in Friedrichshafen stets sehr huldvoll. Sie muß eine

Schönheit ersten Ranges gewesen sein, und noch in ihrem hohen Alter und unter quälenden Leiden bewahrte sie echt königliche Haltung. Am Stärksten bewunderte ich sie während der Tage von Plewna (1878), da ich sie häufig sprach; oft kamen Depeschen vom Kriegsschauplatze, fast alle berichteten Schlimmes über die russischen Waffen, ihr ganzes Herz war bei diesen Fahnen, sie litt auf das Schwerste dabei, und unerschüttert — ob unter Thränen, die auf das Gelesene rollten, — sprach sie weiter von ganz anderen Dingen.

Auch die reich begabte lebhafte Herzogin Wera, die so früh verwitwete, lernte ich an jener Tafel kennen; hoch erfreute mich, daß sie auf meine Bemerkung: bei einem Besuche in Paris sei sie wohl schon als Russin gut aufgenommen worden, eifrig erwiderte: „O nein, ich fühle mich als Deutsche und habe das den Parisern deutlich gezeigt."

Von den zahlreichen Beziehungen, die mir der Verkehr an dem Hofe von Friedrichshafen gewann,

hebe ich hier nur die mir werthvollste hervor: die zu dem Cabinetschef des Königs, Staatsrath Dr. von Griesinger, dem ich unverhüllt die Hoffnungen und Freuden und später auch (seit 1889) die bitteren Schmerzen eines deutsch schlagenden Herzens anvertrauen konnte. Aber auch gar manchen hervorragenden Gelehrten lernte ich in jener gastlichen Gartenhalle kennen: den greisen Adalbert von Keller, den Classiker unter den deutschen Philosophen Eduard Zeller, den so höchst eigenartigen Orientalisten Euting, der den ganzen Hof und alle Gäste der (andern!) Krone Stunden lang durch seine fesselnden Reiseerzählungen unterhielt. Einmal, als er nach deutscher Professoren-Art auf eine Frage der Königin gar zu ausführlich antwortete, und die feine Frau sich, während seines längeren „Vortrages", auch den andren Gästen etwas widmen wollte, „forcht sich der kühne Schwabe nit", sondern rief ihr zu, sogar ihren Aermel leise berührend: „Passen's auf, Majestät!" worauf die Tochter des Czaren Nikolaus ganz bestürzt und

gehorsam sich ihm wieder zuwandte. Das „Aräbli“ nannten seine Landsleute den kundigen Erforscher jener Wüsten, das kleine, kurze Männlein, mit dem klugen, großen Kopf und noch viel größeren Schlapphut, unter dem er nahezu verschwand.

Unter den Stammgästen der „Krone“ hebe ich hervor den würtembergischen Major a. D. Freiherrn von Tröltsch, den ausgezeichneten Kenner und unermüdlichen Durchforscher der vorgeschichtlichen Funde seiner Heimat und deren Nachbargebiete; ferner den Stuttgarter Arzt Dr. Härlin, dessen Tochter Anna wir (III. S. 541) schon früher als die feinstsinnige Beurtheilerin meiner Dichtungen kennen gelernt haben. Auch die Familie Käsenheimer darf hier nicht fehlen, in deren Wirthsgärtlein nahe dem See wir manchen guten Abendtrunk Ravensburger Räuberhöhlen-Bieres gethan und manch verständiges, oft auch recht heiteres Wort über Land und Leute vernommen haben.

Aber auch du darfst nicht übergangen werden, wo ich Friedrichshafens gedenke, unsträflicher, ehe-

maliger, leider jetzt „zur Ruhe gesetzter" Apotheker, der du durch deinen kernigen, echt alamannischen Humor uns manche Freude bereitet hast. Gedenkst du noch unserer ersten Begegnung? Du bist ein Feind der kalten Bäder im See, die ich ja wohl zuweilen all zukalt nahm. Noch hatten wir nie im Leben ein Wort gewechselt. Ich kam aus dem See, das triefende Har verrieth es und über der Schulter das Handtuch. Du stelltest mich vor deiner Schwelle und sprachst die geflügelten Worte: „Der Mensch is kei˜ Fisch." Mir versagte im Munde die Rede. Denn nicht also gewandt war ich im Gegenstoß wie jenes Bäuerlein aus Marzell, dem du verwiesest, daß es in deiner Apotheke die Tabakspfeife nicht ablege, die da stinke. Zornig aber entgegnete der Alamanne: „Dei˜ ganzes Loch hier is nur zum Stinke˜ da." —

Innige, schöne Freundschaft verband und verbindet uns mit einem andern Hause, das vor ein par Jahren (September 1892) sein unvergeßbar Haupt verlor: mit der Familie des Hofrathes von Bühler.

Dieser nach jeder Richtung ausgezeichnete Mann hat sich gerade gegenüber der „Krone" hart am See eine Villa gebaut, die unvergleichbar das schönste Haus im ganzen Städtlein ist. Mit dem feinsten Geschmack für Kunst und Kunsthandwerk hat seine liebevoll pflegende und schaffende Hand alle Räume zu Schmuckkästlein ausgestaltet, indem er unablässig, in der Nähe und in der Ferne, altes, werthvolles Geräth jeder Art in wunderbarem Spürsinn aufstöberte, und, vom Glück begünstigt, an sich zu bringen wußte. Hier verbrachte der noch gar rüstige Greis in den letzten Jahren die Monate der milderen Jahreszeit, und wir waren ein- für allemal zu jeder Stunde des Tages und des Abends in das gastliche Haus mit dem herrlichen Garten geladen. In gleicher Herzlichkeit hat das Haupt wie die anderen Glieder der Familie, vor Allen die prächtige Hausfrau, uns ihre schöne Freundschaft geschenkt; noch vor zwei Jahren scheute das betagte Ehepaar nicht die Mühe, uns bis auf die Mendel bei Bozen nachzureisen:

— und wir hofften, der Mann, der sein Leben über so rastlos und mit so reichem Erfolg gearbeitet hatte — er war Jahrzehnte lang Verwalter der fürstlich hohenlohe'schen Güter in Russisch-Polen gewesen — werde sich noch viele Jahre des wohlverdienten Ausruhens in dem von ihm geschaffenen und so reizvoll geschmückten Heim erfreuen dürfen, — da entriß ihn rasch ein Schlaganfall den Seinen und uns.

Er war ein ganz hervorragend begabter und rastlos bis in sein hohes Alter an seiner geistigen Weiterbildung arbeitender Mann. Ein Abendgang mit ihm war ein geistiger Genuß; sein Wissen, seine Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten, — zumal auch des praktischen, des wirthschaftlichen Lebens — waren erstaunlich. Oft war ich freilich genöthigt, seinen politischen Neigungen, zumal Abneigungen zu widersprechen: — war er doch ein bitterer Feind des Krieges und aller mit ihm zusammenhängenden Einrichtungen. Sein Briefverkehr mit Moltke und Bismarck über die Abrüstung hat ja seinen Namen weithin

bekannt gemacht. Den „Friedensbühler" nannten ihn seine Genossen im Reichstag. Aber mit liebenswürdigster Laune nahm er meine, des so viel jüngeren Mannes, nicht immer sehr sanften Erwiderungen hin und meine scherzhaften Angriffe schlug er mit jenem weit überlegenen Humor zurück, der ihn zu einem der begehrenswerthesten Gesellschafter machte. Es war echt schwäbischer, kerniger, urwüchsiger Humor, der trotz aller Wucht der damit geführten Schläge so grundgutmüthig war, daß der Getroffene selbst am herzlichsten mitlachen mußte.

Wie warmen Dank schulden wir dem prächtigen Mann und den Seinen für so viele Stunden fröhlichsten und gemüthvollsten Verkehrs! Es war mir eine Herzensfreude, einen Enkel des Pares im Sommerhalbjahr 1893 zum Studium nach Breslau rufen zu können und den in ernster, musterhaft fleißiger Arbeit, wie in echt bühlerischem Humor gleich bewährten jungen Schwaben, der sich Aller Herzen gewann, in meinen Vorlesungen und Uebungen und in meinem Hause zu sehen.

Was ich in solcher Weise an idealem Einfluß und an Durchdringung mit geschichtlicher Methode an einer jetzt schon starken Anzahl reich begabter junger Leute gewirkt habe, ist, wie oft gesagt, wohl das Werthvollste, was ich im Leben geleistet habe, und wird noch günstig nachwirken, wann meine Leistungen in der Dichtung nur noch der Geschichte angehören werden.

Das Idyll von Friedrichshafen aber hat für uns seinen schönsten Abschluß in dem Bühlerschen Hause. Möge über 'den noch darin Waltenden ein guter Stern leuchten für und für! —

XVII.

Am Meisten ergetzte mich bei diesen Reisen [1]) und Landaufenthalten, die Eindrücke zu beobachten, die Natur, Kunst und Menschen auf die so empfängliche Seele meiner Therese machten, die als Mädchen recht wenig von der Welt — auch von Deutschland nicht eben viel — gesehen hatte und deren ungemein lebhafte Einbildungskraft, ungleich reger noch und rascher als die meine, das im Fluge Aufgenommene auch sofort im Fluge verarbeitete, oft auch durch drolligen Humor überraschend. Berge hatte das Kind der rothen Erde, das „Haidekind" (Gedichte II. S. 262) nie geschaut:

---

[1]) Selbstverständlich können sie — auch die an Eindrücken reichsten in Italien, Frankreich, Holland, Belgien, Graubünden, Südtirol — nicht so ausführlich geschildert werden, wie etwa jene erste Fahrt nach Ravenna (III. S. 400 f.): viele Bände würden sonst noch erforderlich.

gleich bei unserer ersten Fahrt von München über Kochel und Walchensee nach Partenkirchen nahm nun ihr Staunen kein Ende: dabei hatte sie das unerhörte Glück, hart an der Straße bei Urfeld eine blühende Alpenrose zu pflücken — nie hatte ich bei häufigem Verweilen hier die Bergblume so tief im Thale getroffen — und in der folgenden Nacht eines der großartigsten Gewitter zu schauen und zu hören, die ich in den Alpen erlebt habe. Freilich hatte sie recht kindliche Vorstellungen über die Ersteigbarkeit der Höhen und meinte, in einer Stunde müsse man doch leichtlich auch die steilsten Gipfel erreichen, „da man sie ja so deutlich sehe!“ In Nassereut fürchtete sie, die stark umwölkten Berghäupter würden nächstens über uns sich zusammenwölben und enge Bergkessel blieben unheimlich ihrem Auge, das gewohnt war, über die weite Haide hin ohne Schranke zu schweifen und erst am fernsten Horizont, am Ende der Bahn der Sehkraft, Halt zu machen.

Wiederholt besuchten wir Italien, meist über das

freundliche Innsbruck, das wie eine besonders von einem Alpenverein errichtete Vorhalle für Bergfahrten erscheint. Wie ergriffen gedachte ich — nun in Glück und Gesundheit — der bangen, geldsorgenumdrängten Fahrt, die ich, vielleicht unrettbar brustkrank, im Jahre 1862 auf dieser Straße gethan (III. S. 399 f.)!

Das erste Mal (1873) wanderten wir von Partenkirchen über den Finstermünzpaß und die stimmungsvolle Malser Haide, wo wir in dem trefflichen Wirthshause zu Sanct Valentin übernachteten und am folgenden Morgen die Ortlerkette in prachtvollem Sonnenaufgangsgolde leuchten sahen, nach Meran, wo wir das „Trinele von Goyen," damals noch im väterlichen Hof, aufsuchten: zu meiner Herzensfreude erwuchs bald warme Freundschaft zwischen dem schönen Bergkind (dem Urbild der Gotho im „Kampf um Rom" und des Trineles in den „Kreuzfahrern") und meiner lieben Frau. Noch gar oft sind wir desselben Wegs gefahren und haben Wochen lang in dem unvergleichbar schönen Thale (Gedichte II. S. 381)

geweilt, so daß wir mit Land und Leuten herzvertraut geworden sind. Als wir ein par Jahre später wieder kamen, fanden wir das Trincle als Schloßfrau auf Rametz, als Gattin des trefflichen Schloßherrn Friedrich Boscarolli (III. S. 463).

Damals nun (1873) zogen wir von Meran über das Verona Herrn Dietrichs von Bern nach Venedig: ein prachtvoller Sonnenuntergang verklärte bei unserer Einfahrt den Canal grande: ein unvergeßlicher Eindruck. Allein in der Lagunenstadt herrschte die Malaria: ich scheine diesem Fieber sehr angesetzt zu sein: denn in meinen sechsmaligen Reisen in Italien ward ich dreimal, in Ravenna, Venedig, Rom, davon ergriffen. Recht krank kehrte ich, von der eben erst mir Angetrauten auf das Hingebendste gepflegt, über Bozen, wo ich liegen bleiben mußte, nach München zurück.

Im folgenden Jahre (1874) gingen wir wieder von Partenkirchen aus über das Stilfser Joch (Bormio) zu längerem Aufenthalt nach Bellagio am Comer

See (II. S. 257), wo uns zumal die Spaziergänge in dem Park der Villa Serbelloni entzückten: wir entdeckten in einem verwilderten Garten des Schlosses eine Reihe von Marmorstufen, die an den herrlich blauen See führten, ja sich unter der Oberfläche auf dem Seegrunde fortsetzten: offenbar früher eine Anlände für Gondeln: die Stelle war zum Bade wie geschaffen und wiederholt tauchten wir — denn weit und breit war kein Mensch zu sehen — naturbadend in die kühle Fluth.

In einem späteren Jahre fuhren wir wieder von Meran aus nach Trient und durch das herrliche Sarcathal an den Gardasee zu längerem Verweilen in Riva, dann an den See von Lugano, den Lago maggiore und abermals zu dauerndem Aufenthalt nach Genua, mit Recht „la Superba“ genannt: nur von Marseille (unter den mir bekannten Städten) wird ihr amphitheatralischer Aufbau nahezu erreicht.

Aber die größte italienische Reise thaten wir 1876. Ich hatte mir heimlich ausgedacht, aus dem

ersten Honorar für den „Kampf um Rom" Theresen, die ja doch das Buch vor den Flammen gerettet hatte, an Stelle ihrer kleinen, alten und nicht mehr recht genügenden (Nadermann'schen) Harfe eine Erard-sche zu schenken, die sie sich in Paris selbst aussuchen sollte.

Von Paris aus wollte ich dann durch Südfrankreich, durch die Städte, Thäler und Berge, deren Namen ich so oft in meinen rechtsgeschichtlichen Arbeiten geschrieben hatte, nach Italien und zwar zumal nach jenen Gegenden der Halbinsel, die ich noch nicht kannte: Florenz, Rom, Neapel, die ich im „Kampf um Rom" lediglich auf Grund von Forschungen hatte beschreiben können[1]).

---

[1]) Aber doch so richtig und genau beschrieb, daß mir Folgendes Ergetzliche begegnete. Ich las Freund Friedländer abends im Familienkreise die Revisionsbogen vor: zu meiner Befriedigung fand der durch wiederholten langen Aufenthalt mit den Oertlichkeiten der ewigen Stadt genau Vertraute niemals Grund zu einer Berichtigung: nur einmal irgendwo im IV. Bande meinte er in seiner eigenartigen Gelassenheit: „hier muß es heißen links westlich — nicht rechts östlich" (vom Forum?)

Wir wollten von Friedrichshafen aus, (wo ich damals das Lustspiel die „Statskunst der Frau'n" schrieb,) also ziemlich weit im Südwesten Deutschlands, über Straßburg, den vorjährigen Besuch bei Freybergs (s. unten) wiederholend nach Paris. Allein noch am Bodensee erhielten wir eine höchst erfreuliche Ablenkung von dieser geplanten Richtung: eine huld- und ehrenvolle Einladung des Königs von Baiern, der also unserer Begegnung (oben S. 288 f.) freundlich gedachte, der ersten Aufführung des „Nibelungenringes" (s. oben S. 304) zu Bayreuth beizuwohnen. Mit freudigem Dank, mit begeisterungsvoller Erwartung folgten wir dem gütigen Ruf und wandten uns nun also zunächst steil nach Nordosten. Unterwegs

---

Ich erwiderte bescheiden: „Obwohl Sie aus Augenschein reden und ich aus Büchern, beharre ich bei meiner Angabe." Und sieh, ich behielt Recht: sehr begreiflich! Wer gewissenhaft nach richtigen Carten arbeitet und gerade deßhalb, weil er sich nicht auf das Gedächtniß verlassen kann, jedes Wort genau überlegt bei'm Niederschreiben, wird vor Versehen sicherer geschützt sein, als wer nur aus der Erinnerung herausspricht.

lasen und hörten wir so Vieles — wie sich später herausstellte, maßlos Uebertriebenes! — von dem Menschenandrang in dem fränkischen Städtlein und der dort ausgebrochenen Hungersnoth, der Unmöglichkeit, in den Gasthäusern zu speisen, daß wir uns in Nürnberg für alle Fälle verproviantirten und eine riesige Wurst erwarben, die sich bald als überflüssig erwies, aber doch bis Amalfi, ja in ihren Endstücken bis nach Königsberg mitgeschleppt ward. Wir fanden in Bayreuth ganz gute — freilich lange vorher gesicherte! — Unterkunft in einem Zimmer, das an den Wänden mit spitzzackigen „Rehgewichtlen" überall so dicht übersät war, daß der kitzlige Handwerksbursch der „fliegenden Blätter" sich darin würde zu Tode gelacht haben.

Schon die anmuthige landschaftliche Umgebung, dann die Park- und Garten-Anlagen (Schloß Phantasie) des alten, zopfigen, stimmungsreichen und stilvollen Residenzstädtleins erfreuten gar lebhaft und das doch keineswegs störsame Treiben und Wogen von Ange-

hörigen aller Nationen[1]) in erwartungsvoller Erregung auf den Straßen und dem Festplatz beschäftigte Aug' und Ohr. Ungezählte Bekannte aus Süd und Nord trafen wir an.

Und nun die Aufführung selbst des wunderbaren Werkes!

Die erste, die Einweihung des Festhauses, von dem Meister selbst geleitet, von seinem Geist durchdrungen, von der begeistertsten Hingebung aller Mitwirkenden getragen! Wohl über keiner späteren Darstellung dieser und der übrigen Dichtungen Wagners in demselben Raum und anderwärts schwebte die gleiche hohe, feierliche Weihe, die gleiche Gluth der Begeisterung. Wir haben später von Breslau aus (1892) Tristan und Parsifal in Bayreuth, Theile

[1]) Nur Franzosen waren damals noch sehr selten. Ein Kritiker, der das Echt-Germanische in Musik und Dichtung findig herausgefühlt hatte, schrieb ganz erbost zumal über den (freilich arg verunglückten!) Wotan: „C'est animal m'embête avec sa lance!“ Sie mochte ihn — Uhlani spiculum, s. „Macte Imperator“ Gedichte II. S. 581 — an die gefürchteten Lanzen von 1870 erinnern!

des Nibelungenringes in Wien und in München, zum Theil von den gleichen Künstlern gesehen: sie reichten nicht an jene Weihetage hinan.

Zumal Niemann als Sigfrid, — freilich noch mehr dem Spiel als der schon stark angegriffnen Stimme nach! — dann das Ehepar Vogl (oben S. 221) als Brunhild und Loge leisteten Unübertreffliches.

Andachtvoll, zuletzt hingerissen, lauschte das bis auf den letzten Platz gefüllte Haus die vier Abende hindurch und als am Schluß der Meister auf die Bühne trat, begrüßte ihn brausender Sieges-Jubel, Jubel über einen Sieg, eine Großthat echten Germanenthums: das ist der tiefste Grund und die höchste Bedeutung jenes Werkes: Richard Wagner eignete zweifellos auch dichterische Begabung: allein wie jeder, der, nur sein eigner Lehrer, planmäßige Schulung in Literatur und Dichtungslehre nie durchgemacht, beging er gar viele Geschmacklosigkeiten und vermied nicht Unklarheiten, höchst bühnenwidrige

Längen und ermüdende Wiederholungen, wie sie sich selbst schwächere, aber geschulte Begabung erspart. So ist denn auch der Nibelungenring durchaus nicht fehlerfrei und am Wenigsten die „Krone der dramatischen Dichtung"!

Abgesehen von der geradezu kläglich würdelosen Gestalt, zu der Wotan herabgezerrt ist — da lobe ich mir meinen Geistes-Gott in „Odhins Trost!" — ist der Liebestrank, an den wir nun einmal nicht glauben, ein im Drama durchaus verwerflicher Nothbehelf, zumal da er nur auf Zeit wirkt, ganz wie gewisse Medicinen. Die Verwickelung der Flüche, Verwünschungen, Nornensprüche ist undurchschaubar und jene Wiederholungen sind der Tod alles dramatischen Lebens. Die langen Reden Wotans werden nicht dadurch gerechtfertigt, daß sie zu musikalischen Schönheiten Anlaß geben mögen und noch weniger die unaufhörlichen Wiedererzählungen dessen, was wir Alles selbst gesehen und gehört haben, dadurch, daß der Zuschauer, der nur einen späteren Theil der Vier-Dichtung kennen

lernt, das früher Geschehene erfahren soll. (Maßlose Ueberschätzung des dramatischen Werthes dieser Dichtung (oben S. 379) heischte dringend diese Herab-Mäßigung.) Allein unerachtet dieser erheblichen Mängel des Textes stehe ich nicht an, die Gesammtwirkung von Drama und Musik als Einheit die großartigste zu nennen, die ich von der Bühne herab empfangen: kaum stellen sich „Fidelio", „Freischütz", „Don Juan", „Tell", „Jungfrau", „Wallenstein", „Macbeth", „Richard III." an die Seite.

In dem Wotan-Leitmotiv, dann in dem von Asgardh, von den Walküren ist das Germanische so tief und echt und voll herausgekommen, wie sonst nur etwa im deutschen Volkslied, in Uhland und in einzelnen Schillerschen Gedanken. Das ist es, was mich mit der loderndsten Begeisterung für dieses Werk des Meisters erfüllt[1]), das seine übrigen nach meinem — ganz unmusikalischen — Urtheil entfernt nicht erreichen. Wohl bieten auch der „fliegende

[1]) Vgl. meine Worte bei seinem Tode Gedichte IV. S. 539.

Holländer", „Lohengrin", mehr noch „Tannhäuser" glänzend Schönes in der Musik[1]), — die Dichtungen sind nicht hervorragend — auch „Tristan und Isolde" wirkten (trotz der endlosen Längen des letzten Actes und des Ungenügens der Liebesscene im vorletzten) gewaltig bei der Bayreuther Darstellung [obwohl die Hauptrollen zu Königsberg, von den Vogls getragen, besser gespielt worden waren].

Und zwar gab mir die Bayreuther Aufführung die Anregung zu „Rolandin", wie ich schätze, einer meiner allerbesten Dichtungen[2]).

---

[1]) Aber auch wahrlich der von dem Meister später verworfene oder doch gering gewürdigte „Rienzi!" Der Gegenstand, mir — wie Wagner — durch Bulwers farbenreichen Roman nahe gebracht, hat auch mich lang beschäftigt: aber die Darstellung eines von dem undankbaren und unreifen Volk verlassenen, seinen Feinden Preis gegebenen Volksführers ist schon oft genug behandelt worden; mich hatte die Schilderung der verwilderten Adelsgeschlechter der Orsini und Colonna, dann der „heilige Friede" des schwärmerischen Tribuns am Lebhaftesten angezogen.

[2]) Weil in Versen, wird sie nicht gekauft: von jedem meiner (viel zu theuren) Romane von October bis Weihnachten 5—6000 Exemplare, von dem nur 3 Mark kostenden „Rolandin" in vier Jahren nicht 600! Ja, sie sind herzig, die Deutschen als Leser!

Als ich nun nämlich die nicht von Wagner verschuldete (nur aus der keltischen, — nicht germanischen Sage! — herübergenommene) Geschichte wieder mit ansah, wie dieser Tristan, der uns als Ausbund aller Ritter- und Helden-schaft vorgepriesen wird, nachdem er die Braut seines Königs und Ohms (wieder vermöge des Hocus-pocus eines Liebestrankes!) für sich gewonnen hat, nun ganz gemüthlich am Hofe seines Herrn mit allen Listen heimlichen Verbrechens diese Buhlschaft fortsetzt, — ganz wie ein moderner „Alfons" der Pariser Boulevards, — anstatt für seine tragische Schuld in tragischer, die Schuld sühnender Offenheit den Untergang auf sich zu nehmen, da ergriff mich Widerwille gegen diese keltische Lügenliebschaft: und ich sagte mir: „Nein! Dieser schöne, uralte Stoff von dem schuldig werdenden Brautwerber, der die Braut seines Herrn für sich nimmt, verlangt andere — hochherzig heldenhafte — Auffassung, soll er nicht widerlich wirken:" und während der Aufführung noch entwarf ich und begann ich gleich in Versen auszuführen den Plan

zu meinem „Rolandin“, in welchem ganz ebenso — aber ohne den „faulen Zauber“ eines Liebestrankes — Brautwerber und Braut des Herrn durch Minne schuldig werden, aber nun nicht am Hofe ganz gemüthlich dem Gatten heimlich Hörner aufsetzen, sondern wie die Wonne, so die Schuld ihrer Liebe offen auf sich nehmen, ja sogar freiwillig aus ihrem sichern Versteck hervorkommen und sich der Strafe stellen, um nach der Pflicht des Heldenthums ihr Vaterland zu retten. Das ist germanisch, nicht keltisch, und das ist mein Ideal von Liebe, Liebesschuld und Sühne. — — —

Was die „Meistersinger“ anlangt, erkläre ich mich einfach für unzuständig: es fehlt mir an musikalischem Verständniß für die allgemein gepriesene Musterhaftigkeit des Tonwerks. Die Dichtung steht — ausgenommen den Auftritt zwischen Hanns Sachs und Eva — nicht hoch: der 2. Act dehnt sich endlos bis die durchaus nicht feine, auch nicht witzige Prügelei ihn abschließt. „Parsifal“ in Bayreuth (Van Dyke) ergriff mich dagegen mächtig durch den Zauber der Schönheit, durch

den Ernst der Religiosität, durch die mystische Gewalt der Musik: es war ein großartiger musikalischer Eindruck. Während mir aber im Nibelungenring, trotz mancher Verstöße in der Dichtung, schon durch den Stoff das Herz aufging, muß ich die Grundgedanken der verzückt-christlichen Parsifal-Dichtung durchaus als ungesund, als krankhaft verwerfen. Zwar mit Unrecht hat ein boshafter Witz, ein bekanntes Wort von jungen Buhlinnen und alten Betschwestern übertragend, gesagt: „junger Tannhäuser — alter Parsifal.“ Denn auch im Tannhäuser schon steckt der unwahre, krankhafte Gedanke, daß „sinnliche Liebe“ Sünde sei. Als ob es andre Liebe als sinnliche gäbe! Unsinnliche Liebe ist nicht Liebe, sondern Freundschaft. Aber während im Tannhäuser die wahre Neigung des Dichter-Componisten bei dem sinnlich Liebenden steht, nicht bei den gerechten Kammachern[1]) auf der Wartburg, wird uns im Parsifal offenbar ganz ernsthaft

[1]) Hier hatte der Setzer in köstlichem Druckfehler gesetzt: „Kurmachern!“

verkündet, das Gelübde des Cölibats habe einen sittlichen Werth, viel höher als die Liebe: diese Gralritter sind was besseres als andre Leute wegen jenes Gelübdes: — eine Tugend, bei der die Menschheit auf den Aussterbestand gesetzt wird (oder würde, wenn die Natur nicht stärker wäre als das Gelübde). Ferner wird als die oberste Tugend „das Mitleid" gepriesen, statt des thatkräftigen Heldenthums die des leidenden Opfermuths. Das ist nun wie Tristan durchaus ungermanisch und hängt mit dem Gebot zusammen, nach dem Schlag auf die rechte Wange die linke hinzuhalten, wobei sich nun alles aufbäumt, was germanisch ist! Ich würde hier von diesen in meiner Rechtsphilosophie seit 40 Jahren scharf bekämpften Vorstellungen, die Recht, Stat, Strafe unmöglich machen, nicht reden, schmerzte mich nicht so tief, daß der große Meister, der im Nibelungenring das Germanische so echt wie kaum ein Anderer zum Ausdruck gebracht hat, im Parsifal einen solchen Gegensatz zu weltfreudiger Heldenherrlichkeit geschaffen hat. Ursprünglich sollte

es ja ein Christus werden und in der Kundry-Sancta Magdalena und in Parsifal selbst zu Ende des Stückes tritt das noch deutlich kennbar hervor. Es war nur eine werthvolle Bestätigung meines Urtheils (nicht über die Musik, über die Weltanschauung im Parsifal:), daß mir ein begeisterter (aber nicht verrückter!) Wagnerverehrer, ein Musikkenner ersten Ranges, bestätigte: „es ist ein Werk des Alters, auch in der Musik“. Freuen wir uns des großen Meisters, der uns den Nibelungenring geschmiedet hat, dies Kleinod im Geschmeide, im Hort germanischen Volksthums, dessen Zauber jetzt sogar unsre böswilligen Halbvettern an der Seine ergriffen hat. Und die Götter Asgardhs mögen ihn vor seinen Freunden schützen, die durch ihren maßlosen Götzendienst für ihn als Dramatiker seinen Feinden Vorschub leisten.

Das war keine „Abschweifung“, so lang die Ausführung ausgefallen ist: denn jene Nibelungentage zu Bayreuth gehören zu meinen werthvollsten, herrlichsten „Erinnerungen.“

XVIII.

Von Bayreuth aus gingen wir über das wiedergewonnene Straßburg — ich hatte es schon 1871 aufgesucht (IV. 1. S. 7) nach Saarburg, wo mein theurer Freyberg Kreisdirector war. Gar rasch befreundeten sich Frau Emma, die unvergeßliche Lichtgestalt, — die so früh erloschne! — und Therese und wir verlebten frohe Tage mit den lieben Menschen, den hübschen Kindern — der prächtige „Reichsbubi" war damals noch am Leben und eine Zierde der Welt: der schönste deutsche Knabe, den ich je gesehen, so schön, daß selbst die erbitterten Französlinge das Kind liebten: er war das erste in Straßburg alt-deutschen Aeltern geborene Kind gewesen und daher der Reichsbubi genannt worden[1]).

---

[1]) Im blühendsten Knabenalter fuhr er später mit den Aeltern von Metz aus in einen nahen Wald, pflückte der schönen Mutter

25*

Unvergeßlich bleibt mir ein Ausflug, in dem mich an prächtigem Septembertag Julius auf den Mont Donnon führte, einen Vogesenberg, dessen Gipfel die wundervollste Aussicht über das schöne Reichsland hin gewährt. Trümmer eines uralten keltisch-römischen Tempels krönen die Höhe: weihevolle Stunden verbrachten wir dort, der Jugendfreundschaft gedenkend, der kühnen Jugendträume in der Wurzerstraße vor 22 Jahren (— nun sind es 41! —) von der wieder zu gewinnenden Westmark! — schwelgend in der frohen, stolzen Erinnerung an das vor ein par Jahren Erlebte, das Julius dazu berufen hatte, in Saarburg deutsche

---

Maiblumen, rief, zur Umkehr gemahnt: „nur diese Eine noch, Mama," sprang über einen Graben, — schrie grell auf und rannte davon. Eine Kupfernatter hatte ihn in das nackte Beinchen gebissen. Sofort sog der Vater herzuspringend die Wunde aus — zu spät. Nach langen Stunden der Qual starb der herrliche Knabe. (s. Odhins Trost S. 81). „Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich." — Allerdings sehr: und Carrière (s. III. S. 286 † 1895) sang: „und ewig rauscht der Strom der ew'gen Liebe". Aber wohlweislich verlegt man die ausgleichende Gerechtigkeit in das „Jenseits".

Reichsgewalt zu üben. Wir standen damals — 42 Jahre alt — auf der Höhe des Lebens. Aber auch heute noch, 19 Jahre später, nach den schmerzlichsten Wandelungen im Reich und manch eigenen, traurigen Erlebnissen halten wir fest an den Idealen und Gesinnungen, die wir vor 41 Jahren verehrt und gehegt.

Wohl dem, der solches von sich sagen mag! Die häßlichen Schmutzfluthen der — innerlich — entgötterten, d. h. aller Ideale ausgeplünderten Gegenwart, rühren nicht an die Sockel der Göttergestalten, die wir verehren.

Wie schön spielte der Zufall, daß, als gerade, da wir auf der Höhe der Begeisterung dem deutschen Reich ein Heilô! riefen, ein mächtiger Adler ohne Flügelschlag majestätisch über unsern Häuptern schwebte. „Die Ewigkeit zum Augenblick, der Augenblick ward Ewigkeit." „Omnia sub specie aeterni!"

Von Saarburg ging's nach Paris. Selbstverständlich trat ich überall und immer in Frankreich als Deütscher auf: ist mir nie das geringste um deswillen begegnet.

Damals war also Frankreich noch nicht ein „wildes Land," wie es später der norddeutsche allgemeine Herr Pindter — doch wohl ein wenig übertreibend! — genannt hat. Ueberall und immer wurden wir — wahrlich unser Deutschthum nicht verleugnend! — als Deutsche sofort erkannt und überall mit jener Liebenswürdigkeit und Höflichkeit behandelt, die leider mehr romanisch als deutsch ist.

Ganz dieselbe erfreuliche Erfahrung machten wir im Jahre 1879 bei einem vierwöchigen Aufenthalt in Le Hâvre, wo die angesehensten Familien in Hôtel Frascati uns, die Zurückhaltenden, auffuchten und z. B. zu einem glänzenden, nur von Franzosen abgehaltenen, Ballfest auf das Liebenswürdigste einluden.

Nur einmal bei dem Aufenthalt zu Paris im Jahre 1876 hatte ich ob meines Deutschthums einen Zusammenstoß, der aber gut ablief, Dank einer glücklichen Geistesgegenwart, die wahrscheinlich (komischer Weise für jenen Fall!) mein französisch Erbtheil ist (denn die germanische Geistesgegenwart pflegt mehr eine Faustgegenwart zu sein!).

Am Tage vor unserer Abreise von Paris hatte ich ohne Theresens Wahrnehmen Streit mit einem Fiacre bekommen, weil dieser Sprößling des Vercingetorix einen erheblichen Theil der 5 Milliarden von dem „Prussien“ dadurch zurückzugewinnen plante, daß er über die Taxe und ein sehr reichlich bemessenes Trinkgeld hinaus noch mehr von mir verlangte, bis der von mir als Schiedsrichter angerufene Portier des Hôtel du Louvre — dieses nach meinen Erfahrungen unerreichten Gasthofs! — den Aufdringling mit dem echt pariserischen Zuruf verscheuchte: „Va t'en, escroc d'un filou.“ Am folgenden Tage bat ich Therese, während ich die Rechnung bezahlte, einen der vor

dem Gasthof haltenden Wagen für die Fahrt auf den Südbahnhof zu miethen. Die Ahnungslose wählte meinen escroc. Auf dem Bahnhofe fragten die „Faquins“: „Où va, Monsieur?“

„À Dijon,“ antwortete ich.

Während nun der Koffer herabgenommen ward, rief mein gereizter Automedon von seinem Hochsitz herab den Trägern zu: „Oui, Monsieur est Prussien et Monsieur va à Dijon, où Garibaldi a battu les Prussiens.“

Das stieg mir heiß zu Kopf und glücklicherweise kam gleichzeitig in diesem nämlichen Kopf blitzgeschwind die Antwort: „Oui! Et si terriblement, qu'après tous les vainqueurs se sont sauvés en Suisse.“

Das war unvorsichtig und in späteren Jahren hätte es mir übel bekommen mögen: aber damals hatte Monsieur Déroulède und seine Patriotenliga die Franzosen noch nicht aufgehetzt: und da sie, zumal der Pariser, aiment un bon rire pour un bon mot, so hatte ich es gewonnen: bei den „Faquins“

überwog die gallische Lachlust der gallischen gekränkten Eitelkeit von anno 70: alle nahmen Partei für mich und lachten so laut und schallend, daß der erboste Kutscher zornig auf seine Gäule einhieb und scheltend davon fuhr.

Ich füge gleich die zweite — noch weniger herbe — Berührung mit dem Franzosenthum bei, die auch nicht zu meiner Niederlage ausschlug. In Avignon besuchten wir die alte Papstburg, in der die heiligen Väter während ihrer „gallicanischen Gefangenschaft" gewohnt hatten: eine gewaltige Zwingburg, finster, drohend, unheimlich für den, der ihre Geschichte kennt. Das Erdgeschoß ist in eine Caserne für Fußvolk verwandelt: ein Unterofficier führte uns in die unterirdischen Gewölbe und Gänge, die, ziemlich dunkel, von mittelalterlichen Erinnerungen und von neuzeitlichem Schmutz gleich unglaublich dicht erfüllt waren. Nachdem Therese aus der eisernen Thüre herausgetreten war, verstellte mir der „Caporal" den Ausweg, drehte den Schlüssel klirrend im Schloß um und höhnte:

„Monsieur est Prussien. Je l'ai bien vu d'abord. Je retiendrai Monsieur ici comme prisonnier.“

„Faites toujours,“ erwiderte ich. „Mon bon oncle Bismarck enverra son cousin Moltke avec quelques de ses amis pour me reprendre.“

Der Gascogner — „il était un peu de Tarascon“ — lachte und ließ mich frei.

Aber wir sind noch lange nicht in Avignon: zuerst müssen wir nach Paris!

Mit welchen Empfindungen, mit welchen geschichtlichen Erinnerungen durchreiste ich das Land von der Gränze des wiedergewonnenen Lothringen durch die Champagne, mit welcher Spannung erwartete ich die Eindrücke von Paris!

Ich kam, sah und — wurde besiegt!

Entzückt ward ich gleich zu Anfang und blieb es — bis heute — von der landschaftlichen Schönheit schon der nächsten Umgebung, von der Großartigkeit der Weltstadt und zugleich von der Heiterkeit, die

Glanz und Vornehmheit nicht ausschließt, sondern einschließt. Und welche Liebenswürdigkeit, stets zu anmuthvollem Scherz bereite Heiterkeit, welche Höflichkeit der Leute auf den Straßen, gerade auch der geringeren Stände! Welche Artigkeit, dem Fremden, obwohl er als Prussien unverkennbar, behilflich zu sein! Welche Lebensfreudigkeit und Lebensfreundlichkeit und heiter weise Lebenskunst! Béranger, — einer meiner Lieblinge — waltet mit seinem bon rire gaulois immer noch unter den Parisern: man kann sich keine liebenswürdigeren Menschen denken: — — — wenn sie nicht gerade, „halb Tiger, halb Affen" (sagt Voltaire), die Weiber voraus, die Aristokraten mit den Nägeln zerfleischen, einen harmlosen Polizeisoldaten ins Wasser werfen oder an Haken in die Seine schleifen, die Tuilerien mit brennendem Petroleum beleuchten, einen angeblichen Spion mit den Füßen zerstampfen, in eine von Betenden gefüllte Kirche mit Dynamitbomben werfen.

Es ist ein merkwürdig Gemisch, das ursprünglich

Kelten, Römer, Franken und seit drei Jahrhunderten die Lüderlichkeit aller Völker hier erzeugt haben! Aber wie ungerecht ist das gewöhnliche deutsche Urtheil, das ganz Frankreich nach Paris bemißt und ganz Paris nach den lüderlichen und frivolen Schilderungen, die freilich niemand schärfer als die Franzosen selbst von der vornehmen und untern Pariser Gesellschaft entwerfen! Wie viel sittliche Tüchtigkeit und den Deutschen leider oft fehlende wirthschaftliche Tugenden habe ich 1870 und 1879 in den Provinzen kennen gelernt und was für eine treffliche Frau ist die Pariserin des vierten Standes und des dritten, des kleinen Bourgeois! Die Gewalten, die zuweilen in Blut und Brand und Raub hier wie in glühender Lava ausbrechen, sind der Niederschlag, die Ansammlung unzähliger, schädlicher Zuströmungen aus ganz Frankreich, ganz Europa, der ganzen Erde: — allerdings was die theatralische Eitelkeit, Maßlosigkeit, die Macht der Phrase, die nervöse und hysterische Aufgeregtheit anlangt — dann wieder den Witz, aber

auch die schlagfertige brausende „Bravour des Élans“ — echt keltisch: „argute loqui et res militaris,“ sagt der alte Cato von den Galliern.

Diese vulcanischen Ausbrüche sind aber doch glücklicherweise selten: 1792, 1830, 1848, 1871: sie haben doch lange, lichte Zwischenräume, die Leutchen an der Seine, während deren man sich ungefährdet ihrer zahlreichen, liebenswürdigen Züge erfreuen mag[1].

So thaten denn auch wir dankbar und seelenvergnügt.

Wir wohnten im Hôtel du Louvre: — ohne Zweifel der schönste, glänzendste, vornehmste Gasthof, den ich je gesehen, mit seinem herrlichen Marmor-Vorhof, darin haushohe Palmen ein prächtiger Springbrunnen mit feuchtem Dunst besprengte.

Bald war bei Monsieur Erard die Harfe ausgesucht: sie hat nun 19 Jahre sich bewährt und Beethoven,

[1]) Ein gerechtes Urtheil wird das Liebenswürdige zu Paris meist den Parisern, das Bösartige dem Angeschwemmn des Schlimmen aus allen Erdtheilen, das dann freilich auch an der Seine vererbt ward, zuschreiben.

Wagner, Mozart, Weber, Schubert, Boieldieu, ungezählte Volkslieder aus ihren Saiten tönen lassen. Therese hat aber in den magazins du Louvre eine Probe bestanden, der vielleicht kaum die so viel geprüfte selige Pamina in der Zauberflöte gewachsen gewesen wäre. Damals — bei dem Anfang der Reise! — noch ziemlich gut bei Casse, nannte ich ihr bei dem Eintritt in die frauenberückenden Hallen einen erheblichen Betrag, bis zu welchem sie sich kaufen dürfe, was ihr Herz begehre. Sie prüfte Alles — es dauerte allerdings ein par Stunden! — und schied aus den Wunder- und Wonne-Hallen ohne irgend etwas gekauft zu haben.

„Es ist wahr, rief der Pontifex aus. Man hat mirs geschrieben.“ Und ich hab's sogar mit angesehn.

Vor unserer lieben Frau von Melos verrichtete ich still meine Andacht [1]).

Diese Göttin unter den Statuen und die Sixtina

---

[1]) Damals entstand das Gedicht Sammlung III. S. 295.

unter den Bildnissen (II. S. 545) stehen mir unvergleichbar hoch ob allen andern Kunstwerken.

In dem Spiegelsal zu Versailles brummte ich still die Melodie meines „Macte Imperator" vor mich hin. Manches ist ja großartig an Versailles: aber die viele Wände füllende Chauvinismus-Malerei von Horace Vernet und Genossen ist geschmacklos und durch Wiederholung langweilend. Und diese Franzosen, die ihr ganzes Paris und Versailles in den Namen der Straßen, Plätze, Brücken, Säulen mit der Erinnerung an Jena, Austerlitz und andere Niederlagen der Preußen, Oesterreicher, Russen geschmückt haben, verdenken uns, daß wir den Sedantag als Nationalfest feiern. Ja Bauer, das ist ganz was andres!

Und nun giebt es immer noch in Deutschland Leute, die, nach ungezählten Abweisungen, den Franzosen nachlaufen: das ist eine Selbsterniedrigung, eine Verleugnung des nationalen Ehrgefühls [1]). In diesen

[1]) Allerdings ist dieses in mir so rege, daß ich, sobald ich die französische Gränze überschritten, die Bändlein des baierischen

Tagen (Februar 1895) erhielt ich von einem in Berlin erscheinenden Blatt die Aufforderung, meine Meinung auszusprechen über die Pflicht der Deutschen, sich den Franzosen zu nähern, mit deutlicher Betonung, daß solche Pflicht allerdings bei uns wie bei den Franzosen bestehe: deutsche Erklärungen in solchem Sinne hoffe man dann auch in einem Pariser Blatt zum Abdruck bringen zu können. Nun, ich habe den Herren meine Meinung gesagt: — hier folgt sie: ich glaube nicht,

---

Militärverdienstordens und der Feldzugsdenkmünze von 1870, die ich selbstverständlich anderwärts nie trage, außer wenn es unerläßlich, anlegen zu sollen glaubte. Warum? Nicht aus eitler und thöriger Lust, die Franzosen durch den Anblick zu verletzen! Gewiß nicht. Aber vielleicht sie herauszufordern? Auch das nicht. Allein es schien mir eine Feigheit, um diese Herausforderung zu vermeiden, deutsche Erinnerungszeichen zu verleugnen. Vor mir selbst wollte ich auch den Schein solcher Furcht und Volksverleugnung zu vermeiden suchen. Kein Franzose legt in Deutschland sein rothes Ehrenlegion-Knöpflein ab, das er für Kämpfe gegen uns erhalten. Aber nach einigen Tagen setzte Therese, gestützt auf eine Bemerkung Freybergs, die Ablegung der Bändlein durch: nämlich auch den Schein der Renommage, der Prahlerei wollte ich doch nicht auf mich laden.

daß sie in Paris, ja auch nur in Berlin zum Abdruck kommt:[1])

Geehrter Herr!

Gewiß ist die Feindschaft zwischen den beiden großen Bildungsvölkern, deren Vorzüge sich trefflich ergänzen würden, zu beklagen: man sollte meinen, den romanisirten Franken und Burgunden da drüben müßten die deutschen Franken und Alamannen näher stehen als die Baschkiren und Tschetzenzen des weißen Zaren. Allein nicht wir sind die Angreifer von 1870 gewesen und nicht wir haben diese Feindschaft verschuldet, sondern die kindische Eitelkeit des Volkes, das schon im VIII. Jahrhundert vor allen Völkern, sogar bei'm lieben Gott ein praestigium in Anspruch nahm (wörtlich s. Dahn, Urgeschichte III S. 945) und allein unter allen Völkern nicht verzeihen kann, daß es, frevelhaft angreifend und besiegt, minder gefährlich gemacht wird. Thöriges Gerede ist es, nur die

[1]) Letzteres ist nun doch geschehen. (März 1895.)

Einverleibung der Reichslande habe jenes Rachegeschrei herbeigeführt: 1815 hat man ihnen diesen Raub gelassen und sie schrieen ganz ebenso: „Revanche pour Waterloo!“ Haben sie doch sogar „Revanche pour Sadova!“ geschrieen, wo sie gar nicht die Leidtragenden waren. Brüten und schreien sie nun also doch Rache, so ist es für uns besser, sie brüten und schreien zu Rheims und Paris als in Straßburg und Metz. Uebrigens hat erst Monsieur Paul Déroulède durch seine Patriotenliga diese Siedhitze herbei geführt: zweimal vorher weilte ich Monate lang in Frankreich und wurde, sehr entschieden als Deutscher auftretend, mit all' der Liebenswürdigkeit behandelt, die unsern geistreichen Nachbarn — ungleich mehr als uns — eignet. Unter solchen Umständen muß also jedes weitere Entgegenkommen von deutscher Seite auf das Geflissentlichste vermieden werden. Man ist hierin viel, viel zu weit gegangen in Deutschland. Die Hoffnung, dadurch die Franzosen versöhnlicher zu stimmen, ist ganz eitel: ein Hauptgrund

des Sturzes eines ihrer verdienstvollsten Statsmänner, Ferry, war der Argwohn, daß er auf Bismarcks weise Anbahnung besserer Beziehungen eingehe. Darauf gab es Bismarck auf. Und welche Folgen haben die Schritte des „neuen Kurses“ gehabt? Die Begnadigung der beiden französischen Späher nach wenigen Monaten (die deutschen Officiere sagten vor dem Reichsgericht aus, drei Jahre seien erforderlich zur Aenderung der höchstwichtigen Einrichtungen, die sie ausgekundschaftet hatten und nun also gleich nach ihrer Heimkehr dem französischen Kriegsminister verrathen konnten), hatte die Wirkung, daß Einen Tag einzelne Zeitungen sauersüße Dankesworte hervorpreßten. Am folgenden Tage hieß es: ein so gesinnter Kaiser werde auch Elsaß und Lothringen heraus geben; bald darauf, er werde aus zarter Rücksicht auf die Franzosen die Sedanfeier im ganzen Reich verbieten! (Es konnte ohne Reichsverordnung nur vom König von Preußen in Preußen geschehen, ist aber glücklicher Weise unterblieben!);

ganz allgemein aber ward und wird jedes Entgegen kommen von unserer Seite als Zeichen der Furcht vor der so gewaltig hergestellten französischen Waffenmacht, zumal im Bunde mit Rußland, gedeutet und verwerthet. Kurze Zeit nach jener Freilassung und anderen Höflichkeiten Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. schrieb am 11. August 1894 eine Pariser Zeitung: „Die Deutschen bleiben so lang unsere Feinde, bis wir ihnen nicht nur Elsaß und Lothringen wieder abgenommen, bis wir durch Einverleibung des ganzen linken Rheinufers Frankreichs natürliche Gränze — den Rhein — gewonnen haben." Das also sind die Annäherungsgesinnungen der Franzosen. Wir sollten nicht zu unserer Vertheidigung deutsche gestohlene Gebiete wieder nehmen dürfen, sie aber wollen seit 14 Jahrhunderten deutsch gewesene Lande von uns abreißen. Haben wir nöthig uns das gefallen zu lassen und den Franzosen nach wiederholter Zurückstoßung nachzulaufen? Ich dächte: nein. Alle großen Völker und Staten zeigen

ein stolzes Selbstgefühl ihrer nationalen Würde: Engländer, Italiener, am lebhaftesten gerade Frankreich. Und sollen wir gerade Frankreich gegenüber immer wieder verrathen, daß dies Selbstgefühl — leider! — in Deutschland schwächer entwickelt ist? Versöhnung? Gewiß! Sehr gern. Aber die Angreifer und Racheschreier müssen darum werben, nicht wir!"

XIX.

Kehren wir aber nach dieser nothgedrungenen Abschweifung und Abwehr zu den Erfreulichkeiten der schönen Seine-Stadt zurück, die wir noch lange nicht erschöpft haben.

An hellsonnigem Septembermorgen fuhren wir die Seine abwärts nach St. Cloud: Strom und Ufer waren von fröhlichen, heiteren, eleganten oder doch geschmackvoll gekleideten Menschen auf Dampfschiffen, Segelboten, zu Wagen, zu Roß und zu Fuß bedeckt, die — auch offenbar einander Unbekannte — höfliche und liebenswürdige Grüße der Begegnung wechselten.

Und wie prachtvoll leuchteten die herrlichen Waldungen auf den Uferhügeln, deren buschige Buchen der erste Reif in wunderschönes Goldbraun getaucht hatte! Und welch' ernste, weltgeschichtliche Sprache

reden — stumm — die rauchgeschwärzten Trümmer des stolzen Schlosses, das nicht, wie die Pariser immer noch fabeln, die Deutschen, die es ja besetzt hielten und heldenhaft gegen erdrückende Uebermacht vertheidigten, angezündet, sondern die französischen Batterien in Brand geschossen haben.

Und wie unvergleichlich geschmackvoll, ja trotz der Nähe der Weltstadt lauschig verschwiegen in manchen seiner Dickichte, umfängt den Fußwanderer das Bois de Boulogne![1])

Und aus dem Jardin des plantes und dem d'acclimatation waren wir beiden Vogelnarren kaum wieder heraus zu bringen!

Und dieses Leben und Treiben auf den Boulevards bis tief in die Nacht hinein![2])

[1]) Dagegen machten die zu jener Jahreszeit wenig besuchten, etwas, wie es schien, verwahrlosten Champs élysés mit ihren vielen Hunderten von unbesetzten grell weiß angestrichenen Stühlen geringen Eindruck: da ist der Wiener Prater schöner.

[2]) Ich frage — vorsichtigerweise — Therese lieber nicht um Erlaubniß, folgenden Zug ihrer Harmlosigkeit hier zu

Und welche Pracht der Läden, der Schaufenster, welch feiner Geschmack der Ausstellung, der Darbietung!

Was die unten erwähnte Opern-Aufführung anlangt, muß ich dagegen sagen, daß ich die Münchener (Herr und Frau Vogl und Herr Kindermann) in Stimme, Gesang und Spiel den Parisern weit überlegen fand. Die Pracht der Ausstattung, zumal der Scene des Volksfestes vor den Thoren im II. Aufzug, war freilich blendend: und blendend ist das Gebäude der großen Oper selbst mit seiner herrlichen Freitreppe.

Was nun das Schauspiel betrifft, muß ich, auf die Gefahr hin, für einen blind eingenommenen Münchner

---

erzählen: ist es gedruckt, kann sie's nicht mehr verbieten. Wir saßen etwa gegen Mitternacht nach Beendigung der Oper Marguérite von Gounod auf dem **Boulevard des Italiens** vor einem der glänzend beleuchteten Cafés: vor uns wogten wie in einem Corso ungezählte Männlein und Weiblein vorüber. Da sprach die Tochter der rothen Erde: „Sieh, wie ungerecht man die Pariser Sitten hinstellt in Deutschland. Da können die hübschesten, jungen Mädchen, höchst elegant angezogen, in Menge — aber jede ganz allein — um Mitternacht spazieren gehen." (!)

zu gelten, ferner versichern, daß die Münchener Darstellung von Scribe's Bataille de Dames erheblich höher stand als die in dem Théatre français: doch beeile ich mich, beizufügen, daß das Minderwerthige verschuldet war durch die ganz unverkennbare Gleichgültigkeit und Ermüdung der Pariser Künstler, die das Stück in diesen par Monaten zum unzählichsten male spielten. Da hört die Ursprünglichkeit nothwendig auf.

Dagegen spende ich den Kranz der höchsten Vollendung schauspielerischer Kunst der Darstellung, die in demselben Théatre français ein Molièresches Stück (l'École des femmes) erfuhr: das war nicht gespielt, das war gelebt! Soviel Geist, Witz, Humor, Anmuth, zumal auch in Behandlung der Sprache, habe ich nie und nirgend sonst gesehen. Allerdings waren Monsieur God und alle ersten Sterne jener unübertroffenen Bühne in dem Stück beschäftigt.

Uebrigens hatte ich schon als Student in München französische Schauspielkunst bewundern gelernt in der

„Phèdre“ der Rachel: man spürte die Leidenschaft durch alle Adern des schönen Weibes rieseln — ihr Kopf, lang und schmal gestreckt, hatte ganz die Form eines Schlangenkopfes — in der Nähe des Stiefsohnes, den anzuschauen sie nur verstohlen wagte — und in dem hinreißend liebenswürdigen George Brown des Tenoristen Roger, der durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Spiels vergessen machte, daß er sang — in Abwesenheit seiner längst vergangenen Stimme.

Auf gleicher Höhe beinahe mit der Molièreschen Kunst des Théatre français stand die Aufführung des trefflichen Lustspiels „Unsere guten Provincialen,“ das wir im Gymnase sahen: nur etwas gröbern Korns war hier wie Dichtung so Spiel.

Blos Eins fiel mir unangenehm auf im Vergleich mit dem Leben in großen deutschen Städten: mit der Zeiteintheilung, zumal der Einnahme des Abendschmauses, ist man dort ganz an die Lebenssitte der Eingeborenen gebunden: nun diniren die Pariser um

5 Uhr und nehmen dann höchstens noch Thee: wir wollten uns die Zeit von 5—7 Uhr nicht mit Speisen verderben und beschlossen, — nach einem kleinen Frühstück um 12 Uhr — erst nach dem Theater zu essen. Aber das gelang nicht. In dem Gasthof erhält man nach der Abend-Table d'hôte nichts mehr und als wir um 11½ nach dem Schluß des Théatre français in einem Restaurant speisen wollten, fanden wir alle geschlossen. Endlich lenkte ich unsere Schritte nach dem berühmten Restaurant Véfour: als wir davor eintrafen, schloß der Portier so eben Thür und Fenster. Erst auf vieles Bitten ließ er uns ein, zündete das Gas wieder an und rief einen verschlafenen Kellner, der uns höchst erstaunt ein petit cabinet aufschloß, das bestellte Essen brachte und dann uns „discret" verließ, unverkennbar in der Meinung, nichts weniger als ein Ehepar vor sich zu haben.

Im Uebrigen zähle ich hier nicht die gewaltigen Eindrücke der Kunstsammlungen, (im Louvre, im Musée de Luxembourg) 2c. der Bauten und

Denkmäler auf: nur des Musée de Cluny gedenk' ich noch, wo ich damals schon den Spuren Julians nachging, dessen Gestalt als Helden eines umfassenden geschichtlichen Romans mir bereits sehr scharf gezeichnet vorschwebte[1]. Lange beschäftigte mich hier auch der „Schatz von Guarrazar“: d. h. der westgotische Königshort, der 711 nach verlorner Schlacht am Guadalête in einer Cisterne jenes Dörfleins war geborgen worden, wie die Sage immer behauptet und die Entdeckung vor etwa 40 Jahren bestätigt hat: ich hatte die für das gotische Kunstgewerk so wichtigen Stücke früher nur aus dem Werke von Lasteyrie beurtheilen können; nun lagen sie mir vor Augen, die Weihekronen der Könige Kindasvinth und Rekisvinth, deren Träger mich so viel beschäftigt hatten[2].

---

[1]) Vergleiche die Schilderung der Oertlichkeit Julian II. S. 444.

[2]) Könige V. S. 192—204.

So schieden wir denn von Paris mit dem lebhaftesten Entzücken über Alles: Stadt, Landschaft, Natur und Kunst, Dinge und Menschen. Ein Hauch des Geschmackes, der heiteren Anmuth, der Liebenswürdigkeit heiterer Absicht, sich und ebenso Anderen das Leben möglichst vergnüglich, „ungenirt" zu gestalten, schwebt dort in der Luft.

Ich verstand jetzt erst das früher vernommene Wort: „Nach Berlin geht man in die Schule, nach Paris in die Ferien[1])."

In der That, es gefiel mir so ausnehmend dort, ich fand mich auch, nachdem mein Französisch wieder aufgethaut und flüssig geworden, so vortrefflich mit den Menschen zurecht und fühlte mich so behaglich, so „heimisch" (!) auf den Boulevards, daß Therese neckte, nun sei wohl Monsieur Le Gay, mein Großvater,

---

[1]) Während ein in Deutschland reisender Pariser, der die Aufschrift „Baumschule" las, ausrief: „Guter Gott, in Preußen müssen sogar die Bäume in die Schule gehen!"

(I. S. 1), in mir lebendig geworden und übe gegenüber dem Germanischen in mir sein „Prestige“ (oben S. 401).

Nun, so arg ist's nicht geworden: es ist noch genug von Odhin und Asgardh in mir über geblieben: aber wahr ist, zu den allerheitersten Tagen meines Lebens gehören die zu Paris verbrachten und wir gelobten, — mehr uns als Paris! — bald wieder zu kehren. Das thaten wir denn auch im Jahre 1879, von Brüssel her kommend, und dieser zweite Aufenthalt bestätigte und bekräftigte die Eindrücke des ersten [1].

Ja, er gestaltete sich noch angenehmer, da wir, nun mit einer ganzen Reihe von äußeren Ein-

[1] Nur hatte ich die Thorheit begangen, statt des ausgezeichneten „Hôtel du Louvre“, um auch Andres kennen zu lernen, ganz gegen meine sonstige Art (oben S. 342), das uns so viel gepriesene „Grand Hôtel“ zu wählen: wir fanden es durch den gewaltigen Besuch der Ausstellung des Vorjahrs unglaublich abgewohnt, abgenützt und auch sonst nichts weniger als empfehlenswerth.

richtungen und Gepflogenheiten des Pariser Lebens, auch mit der Raumvertheilung der Riesenstadt doch schon einigermaßen vertraut, uns überall rascher und müheloser zurechtfanden.

XX.

Von Paris reisten wir also (oben S. 392) nach Dijon: wie schlugen all' die Namen der Zwischenstationen: Melun, Fontainebleau, Monterau, Sens, so „historisch" an mein Ohr! Wie oft hatte ich sie in ihrer keltisch-römischen Form selbst geschrieben oder sie in der Darstellung französischen Mittelalters gelesen. In dem malerisch gelegenen „Diviodunum" meines guten Gregor von Tours fanden wir in dem „Hôtel du Jura" so geschmackvolle, vornehme und doch behagliche Unterkunft und so ausgesuchte feine Verflegung, daß es sogar mir, der ich durchaus nicht Gourmet bin, besondern Eindruck machte.

Am andern Tag ging es durch die wunderschönen Landschaften Burgunds über Nuits, Beaune, Châlons-sur-Saône, Maçon — welche Wein-Wonnn wecken die Worte! — nach dem prachtvollen Lugdunum.

Wie wohlthuend ist es dem Auge und der Seele, in diesem gesegneten Lande, das nicht nur an uralter Cultur, auch durch uralte so reich ist, allüberall die Wirkungen jahrhunderte-langer Pflege des Bodens und aller wirthschaftlichen Güter wahrzunehmen! Der Wohlstand der Bewohner verstattet, ihr Geschmack, ihr Formensinn verlangt, daß zu dem Nützlichen das Schöne, zu dem Nothwendigen das Erfreuliche, das Gefällige, das Augen-gewinnende trete; man vergleiche einen deutschen und einen französischen Baum-Anger: bei uns stehen die Obst- und andern Bäume (wenig gepflegt!) in lang-weiligen schnurgeraden Linien wie eine Compagnie der Potsdamer Garde Friedrich Wilhelms I.; in Frankreich stellt man sie auf den Wiesen links und rechts der Straße oder den Bach entlang, die Hügel hinan in schön geschwungnen Wellenlinien, § oder ? ähnlich, so daß schon das Reihenbild gefällt. Und wie sich mittel- und süd- und westdeutsche Garten-pflege, ja Gartenliebe zu der — nahezu fehlenden —

in Ostpreußen (oben S. 59) verhält, so die französische zu jener. Mit welch beflißner und geschmackvoller, bis in's Einzelne zärtlich dringender Liebe bestellen die Leutchen in den Vorstädten der großen Städte schon, dann in den kleinen Provincialstädten, in den Dörfern, um die Einzelvillen her ihre oft nur winzigen, das Haus umkränzenden Gärten, die, zuweilen ein wenig altmodisch steif, etwa dem Holländischen (s. unten Scheveningen) sich nähernd, anmuthen, aber stets musterhaft sauber gehalten sind. Da sieht man den „petit propriétaire“ mit der gestickten Sammtmütze auf dem Kopf, in dem langen bunten Schlafrock, wie den paysan im Blaukittel, an seinen wunderschönen hochstämmigen Rosen herum schneiden, während „Madame“ unter einem unglaublich breitrandigen Strohhut die Blumen beriefelt aus einer zierlichen und, obwohl Madame nicht mehr jung ist, zierlich gehandhabten Gießkanne. Die Franzosen in der Provinz sind viel gutartiger als sie Herr Zola malt, eher wie sie Daudet schildert: sie haben eine liebenswürdige

Neigung zu idyllischem Stillleben, zu heiterem, behaglichem und — mit einem Stich in's Komische — harmlosem Lebensgenuß. Mitten in den Aufregungen und Schrecknissen des Krieges sahen wir, auf der Landstraße ziehend, viele, viele propriétaires im Schlafrock oder auch in hochfeinem Waidmannsaufputz an den Bächen stehen und wie im tiefsten Frieden des friedlichsten Sports — der „gentle art"—, des Angelns pflegen!

Ein glücklich Land, ein liebenswürdig Völklein, wenn es nicht gerade verrückt ist, — richtiger: von Paris aus verrückt gemacht wird!

Hätten doch die Germanenstämme sämmtlich — auch Ost und Nordgermanen — in Eintracht das Land von der Elbe an geräumt und dafür, in dichten zusammenhängenden Massen, Zehe an Ferse gedrängt, die schönen Gebiete vom Rhein bis an die Pyrenäen überfluthet, so massenhaft, daß sie, statt Romanisirung zu erdulden, Germanisirung der Provincialen verbreitet haben würden: — wir hätten ein freundlicher Geschick gehabt

als uns die so viel Blut und Schweiß kostende Entsumpfung und Entrodung des Landes und Entwildung des Volkes der Slaven und Preußen von Dresden bis Memel eingebracht hat. Wir hatten kein Glück bei der damaligen „Liquidation" des in Concurs gerathenen Römerreichs. Das heißt wir hatten keine Einheit, keinen Alle fortreißenden Führer. Odhin war ein Ideal: der Bismarck der Völkerwanderung ist nicht gekommen: Armin haben sie um seines verfrühten Einheitsgedankens willen ermordet, Theoderich war ein idealistischer Schwärmer für das Unmögliche, Chlodovech ein allzu früh verstorbener und doch etwas zu leidenschaftlich-gieriger Politiker des Allernächst-Gelegenen.

Die Doppelstadt Lyon — mit ihren sechs Vorstädten — macht einen großartigen Eindruck. Von da fuhren wir über Vienne, Valence, Orange, — welche mir in Geschichte und in mancher Ballade so vertraut gewordene Namen! — nach Avignon, wo — es war doch schon Ende September — uns sommerliche

Wärme verstattete, noch die späten Abendstunden in dem reizenden, mosaikgepflasterten Hofe des **Hôtel de l'Europe** zu verbringen; die Oleanderschwärmer flogen noch um die üppigen Blüthen ihres Baumes; den Eindruck des seit zweitausend Jahren mit römischer Cultur durchdrungenen, tief gesättigten Bodens und Lebens gewann ich hier so mächtig wie noch nie außerhalb Italiens. Und wie behaglich vornehm, geschmackvoll[1]) ist Alles eingerichtet bei Madame Pierron (veuve): — ohne Zweifel einer der vorzüglichsten Gasthöfe, die mich je bewirthet.

Etwas enttäuscht ward ich dagegen durch den Besuch der Vaucluse, der Petrarca-gefeierten. Ich habe (— wessen sich wenige, die es nicht fachmäßig müssen, berühmen werden — alle Gedichte Petrarca's[2])

---

[1]) Auch reinlich, was man sonst in Südfrankreich nicht rühmen kann.

[2]) Schon 1851 in der Schönfeldstraße (II. S. 1 f.), da ich mich verpflichtet hielt, „die Weltlitteratur" im Sinne Goethe's kennen zu lernen und in Verfolgung dieser Wahnpflicht wirklich

gelesen) und brachte, obzwar ich mich damals oft dabei gelangweilt hatte, nun den besten Willen mit, mich begeistern zu lassen durch den Anblick. Jedoch das Ganze wirkt kleinlich, unbedeutend, spielerisch. Auf dem Rückweg litten wir — unter wolkenlosem tief blauem Himmel — empfindlich durch den eisig vom Mont Ventoux herab „pfeifenden" (oben S. 198) Mistral.

Von Avignon eilten wir über das damals noch nicht durch den prächtigen Monsieur Tartarin (— „tout Français est un peu de Tarascon!" (oben S. 394—) unsterblich gewordene Tarascon nach Nîmes, wo ich mir in dem castrum arenarum, d. h. in dem gewaltigen Amphitheater, das Bild heraufbeschwor der Belagerung und Erstürmung dieser letzten Zuflucht des Rebellen, Graf Paulus, durch den tapfern Gotenkönig Wamba, die ich mit Eifer erforscht hatte

---

eine Menge gelesen habe, die mir später zu statten kam! z. B. auch den ganzen Dante — auch das Paradies — und — sogar! — den ganzen Messias von Klopstock, von den Lusiaden zu schweigen.

(a. 673, Könige VI². S. 210; noch zu Anfang des Jahrhunderts war hier erhalten la „tour des Goths“). Das war unser südwestlichster Punct: von da ging es zurück gen Osten nach Arles: hier lernte ich kennen und bewundern die herrliche „Venus von Arles“, deren Geschichte ich später in Julian (II. S. 117) erzählt, d. h. erfunden habe.

Aber auch mit einer lebenden Göttin begegnete mir ein Abenteuer, bezeichnend vielleicht für meine — mehr ritterliche als gerade praktisch nutzbringende — Huldigung gegenüber der Schönheit.

Heiß brannte die Mittagsonne auf die schattenlosen Straßen. Therese wünschte Obst, den Durst zu löschen. Vor einem nur durch einen breiten und bis auf den Boden reichenden dunkelgelben Vorhang, der nach romanischer Sitte die Thür ersetzte, (— in gar manchem meiner Romane ist er seither vorgekommen! —), lockten Trauben und Birnen, in zierlichen Körben gehäuft, den Käufer. Ich schlug, das Geldtäschlein in der Linken, mit der Rechten

den Vorhang auseinander und — trat betroffen einen Schritt zurück.

Denn vor mir stand, kurz gesagt, die lebend vom Fußgestell herabgeschrittne Juno Ludovisi, d. h. ein Weib von etwa 30 Jahren, einen Kopf höher als ich, breitschultrig, breitbrüstig, hochbusig, schreitend wie eine Göttin, nicht wie eine Königin, mit strengen, stilisirten, großartig regelmäßigen Zügen, einer mächtigen Stirn, einer streng gradlinigen Nase und großen runden weit offnen Augen.

„Majestätisch" war sie, diese Erscheinung; ich sollte also den oft vernommenen Ruhm der Schönheit der griechen-entstammten Arleserinnen bewahrheitet finden. Ich erschrak so gewaltig über den Anblick, daß ich in Ehrfurcht den Strohhut lüftete, und mit tiefer Verbeugung, verwirrt rückwärts schreitend, davon ging. Uebrigens muß die Frau ähnliche Wirkung ihres plötzlichen Anblicks schon öfter erlebt haben: denn ohne das mindeste Erstaunen über meine Bestürzung

lächelte sie hoheitvoll — die Obstfrau von Arles! — und verständnißklug. Mir wäre es doch ganz unmöglich gewesen, dieser Olympierin ein par Sous für Trauben in die göttlichen Hände zu drücken, über Geld mit ihr zu verhandeln! So gingen wir, ungelabt. Therese, die übrigens meine Freude an so viel Schönheit getheilt hatte, meinte: jener wäre der Traubenhandel wohl lieber gewesen. — „Und mir auch," fügte sie lächelnd bei. Nun, es gab andre, minder junonische Obstlerinnen in der hellenischen Rhonestadt: ihr Durst ward gestillt.

Von Arles fuhren wir nach Massilia, der unvergleichlichen. Ich weiß kein gleich schönes Stadtbild zu nennen: Marseille ist noch „superber" als Genova la superba; was Marseille an amphitheatralischem Aufbau gebricht, ersetzt es glorreich durch den viel großartigeren Ausblick — etwa von der hochragenden Wallfahrtskirche Notre Dame de la Garde aus — über den Hafen, das prachtvoll tief blaue Meer und die kleinen Inseln. Wir erfreuten

uns auch an dem Stolz der Nachkommen der alten Phokaeer auf ihre Stadt, ausgedrückt in ihrem bekannten Wort: „si Paris avait une Cannebière (— die glänzende Hauptstraße —), Paris serait une petite Marseille.“ Der Kutscher, der uns umher fuhr, freute sich sichtlich über unser Wohlgefallen an seiner Heimathstadt, in der er am Höchsten die Wasserfülle pries: „voyez, partout de l'eau!“ ward er nicht müde zu wiederholen.

Uebrigens leidet die Schönheit der Landschaft in diesen südfranzösischen Gegenden durch die wohl schon seit mehr als einem Jahrhundert schonungslos durchgeführte Entwaldung, in Folge deren die Höhenzüge der starren Kalkgebirge kahl und alles Lebens bar erscheinen.

Einen besonders traurigen Eindruck machte nun aber — im Gegensatz zu diesen weiß blendenden Linien im fernen Horizont — das düstere Schwarz, in welches der Mittelgrund, die Rebgärten, getaucht lagert: es war die Verwüstung durch die Reblaus, die viele,

viele Stunden weit alles Grün der Weinberge in schwarzen Zunder verwandelt hatte. Wahrlich ein trauriger Anblick! Die Leute klagten, die Güte des Weines werde dauernd leiden, da man nun genöthigt sei, minder günstige Lagen zu bebauen.

XXI.

Von Marseille zogen wir über Toulon, — dessen Kriegshafen und Flotte ich leider nur im Vorüberbrausen des Dampfwagens zu sehen bekam — Fréjus, Antibes nach Nizza, wo ein eifrig französischer Kutscher uns durchaus nicht an den trefflichen Gasthof des deutschen Schweizers Herrn Hug (Hôtel Suisse) fahren wollte, unter der Lüge, er sei bereits geschlossen. Wie herrlich ist der Ausblick auf die See von den Terassen und Weinbergen aus, die sich unmittelbar hinter diesem Haus erheben!

Von Nizza führte unser Weg über Monaco, Mentone, Ventimiglia, Bordighera, (wo ich die von Freund Friedländer oft gepriesenen Dattelpalmen bewunderte: — die ersten und die letzten, die ich im Freien sah,) San Remo, Porto Maurizio, Savona, nach Genua.

In dieser mir von früher her (oben S. 373) liebgewordenen Stadt konnte ich nun wieder Theresens Führer machen: von Straßburg ab bis hierher war mir alles fremd gewesen. Wir erfreuten uns mehrere Tage der genuesischen Herrlichkeit, die mir vom Knaben an vorgeleuchtet hatte. Der „Fiesco" war eine Glanzrolle meines lieben Vaters gewesen. Wir unternahmen Ausflüge in die Umgegend und erlebten hierbei ein artig Abenteuer zu Pegli, nach dem Besuch der schönen Villa Pallavicini. Wir laufen beide gern schönen Menschen nach, Männlein wie Weiblein, Jungen wie Alten. Da bemerkten wir unter den Kindern, die vor dem Bahnhof spielten, ein etwa neunjähriges Mädchen von märchenhafter Schönheit und Anmuth der Bewegungen: zumal ihr prachtvoll rothgoldnes Har leuchtete um ihr Köpflein wie flüssig Feuer. Wir zogen sie an uns: — bald kam die dunkelharige Mutter hinzu, der Vater war ein blonder Schweizer.

Die Kleine entfaltete solchen Liebreiz und solche Feinheit des Benehmens, daß wir, ihr vom deutschen

Weihnachten erzählend, — davon wußte man hier nichts — versprachen, zum Weihnachtstag aus dem fernen Thule eine Halskette von Meergold zu schicken, die von dem bräunlichen Nacken sich gar schön abheben und zu dem Rothhar trefflich stehen werde. Schon hatten wir uns verabschiedet: da eilte uns das Kind nach und bot meiner Frau ganz verschämt, unter der Schürze hervorholend, eine Locke ihres Hares an, das sie uns hatte loben hören. Mit welcher gentilezza war das empfunden, mit welcher Grazie ausgeführt! Selbstverständlich hielt das deutsche Christkind Wort und der Dankbrief, den Mutter und Töchterlein uns für die „catena d'ambra gialla“ nach Königsberg schickten, war herzerfreuend.

Noch immer bewahren wir die leuchtende Locke von Maria Rubin!

Zu den poesievollsten Erinnerungen an Genua zählt die an den Friedhof auf einer kleinen Insel rechts von der Straße nach der Kirche Santa Maria di Carignano: wäre es nicht ziemlich gleichgültig,

wo man ruhte, — auf diesem Eiland wär es gar nicht übel.

Von Genua aus gingen wir nach La Spezzia, wo wir einen wunderschönen Septembernachmittag verbrachten, weit in das Meer hinaus segelten und in dem stattlichen Kriegshafen ein mächtiges italienisches Kriegsschiff (den Duilio oder den Dandolo) bewunderten. Unser Gondoliere, ein ehemaliger Seesoldat, schwärmte für die Prussiani, vermuthlich wohl auch, weil er sich von dem Prussiano dadurch ein höheres Trinkgeld zu er.... schwärmen hoffte. Auf meinen Einwand, daß anno 70 doch die „fratelli“ schon im Begriffe waren, einen wenig freundschaftlichen Besuch per Eisenbahn von Kufstein aus in München zu machen, meinte er, „das war nur il re, chi voleva fare una ...“, folgte eine Majestätsbeleidigung derbster Fassung und auf die Bemerkung, il Garibaldi habe doch 1870 thatsächlich gegen die Helfer von 1866 gefochten, erhielt ich die seelenforscherische Erklärung: „è pazzo, questo povero vecchio!“

Ich aber überdachte, wie meine Wünsche von 1862 (III. S. 429) zu Weissagungen geworden waren: nach glorreicher Wahrung der Waffenehre zu Wasser und zu Land hatte Oesterreich den zehrenden Besitz, Italien, aufgegeben und Dank den Deutschen Waffen, Dank dem Tage von Sedan, hatte das geeinte Italien den Einzug durch Porta pia in Roma capitale gehalten[1]).

Nun wanderten wir über Vareggio und Pisa nach Florenz. Ich kannte es noch nicht, das Heiligthum edelster Kunst, diese vornehme Stadt feinsten, vornehmsten Lebensgenusses. Neben den Bildern, Bildsäulen, Bauten, entzückte uns die Landschaft: in Fiesole fanden wir rechts von der Hauptstraße eine halb verfallene Villa, die gerade, d. h. vor 1300 Jahren, von Vitigis und Rauthgundis verlassen schien: noch widerhallte in dem nahen Walde das helle Lachen des Knaben Athalwin[2]). Und wie herrlich

[1]) Vgl. Gedichte IV. S. 307.

[2]) Kampf um Rom I. S. 236.

sind sie, die Wandelpfade längs dem Arno hin unter Platanen, Lorbern und Oliven!

Aus Florenz führte ich Therese über Bologna la colonnata nach Ravenna, wo einstweilen die alte „spada d'Italia“ in bedeutsamer Wandelung den Namen „Vittorio Emanuele“ angenommen hatte.

Wie hatte sich in diesen 26 Jahren so Vieles verändert in Italien, in Ravenna und in mir! An Stelle der damals beklagten (III. S. 514) Versumpfung und Verrottung und Verwahrlosung der Stadt war frisch aufblühendes Leben getreten: — auf der damals so bitter vermißten Eisenbahn wogte reger Verkehr von Menschen und Waren und ich selbst, nicht mehr ein schwermüthiger, hoffnungsloser, vielleicht brustkranker Anfänger, schwer ringend um die wirthschaftliche, zumal aber die wissenschaftliche Selbstbehauptung d. h. die akademische Laufbahn, sondern gesund, voll glücklich und nicht ganz ohne Erfolg in Wissenschaft und Dichtung.

Es war ein Hochgenuß, zu beobachten, wie allüberall

die Erinnerungen an die Männer und Weiber aus dem „Kampf um Rom“ auf Therese wirkten: es ist ja schließlich wenig Greifbares aus jener Zeit übrig geblieben: aber das Ungreifbare, der über der melancholischen Ruinenwelt schwebende Hauch, durchfluthete ihre empfängliche Seele. Prachtvoll, hochpoetisch war die Fahrt nach San Apollinare in Classe fuori und ein Spaziergang durch die Pineta, d. h. jenen unvergleichlichen Pinienwald der schon in der Belagerung Odovakars durch Theoderich eine Rolle spielt. Wenn man schon einen Wald hochstämmiger Buchen mit einem säulengetragenen Dome vergleicht, so trifft das Bild noch viel mehr zu bei den Pinien zu Ravenna, die, ohne jedes Unterholz, ihre vielen tausend Stämme, sonder irgend welchen wagrechten Ast, schnurgrad und schlank und sonderbar gleichmäßig auch im Umfang hoch empor steigen lassen in den Himmel, der aber durch die oben breit auseinander gestreckten Wipfel wie durch ein zusammenhängend Dach nahezu ausgeschlossen wird. Hier erlebten wir, wie nahe

Lebensfreude und Todesgefahr gränzen: während wir entzückt an einer der riesigen Baumsäulen hinansahen, stürzte eine weit mehr als pfundschwere Pinienfrucht herab, Theresens Strohhut am Rande streifend: einen Zoll weiter ab und das schwere Gewicht zerschmetterte oder erschütterte doch ihr Schädeldach. Wenige Jahre später zerstörte ein harter Winter den größten Theil der edlen Stämme.

Aus Ravenna eilten wir nun über Faënza, Forli, (s. Gedichte II. S. 77), Rimini nach Ancona und von da über Foligno, Terni, Orte nach Rom.

Auf der Fahrt von Ancona weg wäre mir mein schmächtiges „Märchen", wie Therese in der Familie benannt wurde, vor meinen sehenden Augen bald erdrückt worden durch einen unermeßlich dicken Bauern aus der Romagna, der, umfangreich wie zwei ostpreußische „Oekonomen" (oben S. 31, 62, 82) zusammen, sich auf die nicht wahrgenommene Schlanke nieder zu lassen im Begriffe stand und erst im allerletzten Augenblick durch des Schaffners Geschrei und meine Püffe

28*

und Fauststöße — sie drangen offenbar erst spät durch sein Fett in sein Sensorium — von diesem mörderischen Beginnen abgebracht werden konnte: als er ausstieg, wo anders sich auszudehnen, athmete der ganze „Abtheil“ auf.

Aber die meisten unserer Reisegefährten litten nicht an Ueberfülle, sondern an allen Anzeichen der unheilvollen Malaria: abgezehrte Gestalten, hohlwangig, Fiebergluth in den brennenden Augen! Nach altem Glauben sollte das Schlimmste der sommerlichen Fiebergefahr nach dem ersten October-Regen vorüber sein und so kehrten denn jetzt — 5. Oktober — viele Hunderte von Fieberkranken, die, den heißen Sommermonaten entweichend, auf die Höhen gezogen waren, zurück.

Auch wir hatten den ersten October-Regen abgewartet, dem Rathe eines lieben Bekannten folgend, des Wiener Arztes Dr. Fleischl, den wir sammt Mutter und Bruder (†) kurz zuvor in Gmunden am Traunsee kennen gelernt hatten. Allerdings meinte der

schon viele Jahre am Tiber Lebende, ganz geschützt vor dem Fieber sei dort keine Jahreszeit. Wir sollten diese traurige Wahrheit erleben: denn von den 21 Tagen, die ich Rom zugedacht hatte, mußten wir 12 im Bette verbringen in dem „albergo di Roma“ an dem Corso. Wir hatten uns den Anfall zugezogen, indem wir, — ganz gegen meine wiederholten Einschärfungen, — von einem herrlichen Ausflug nach Tivoli durch unsern Kutscher lange nach Sonnenuntergang erst durch die weißen Nebelgespinnste der Campagna zurück in die Stadt gefahren wurden.

Uebrigens war die Ursache der Verspätung eine liebenswürdige: der Kutscher hatte seine helle Freude an unserm Entzücken über Natur und Denkmale und in dieser Freude seines Herzens brachte er Theresen unabläßig schöne Blumen, die am Wege blühten, und — Trauben, die er mit verblüffender Unbefangenheit aus allen Rebgärten links und rechts heran schleppte: „sono di miei amici!“ meinte er auf meine Bedenken hin und als wir an eine kleine

vigna gelangten, die ihm eignete, war er gar nicht fortzubringen, bis wir reichlich gekostet. Ich spürte schon in der letzten Stunde der Fahrt durch den Abendnebel leises Frösteln: — untrennbar ist mir durch Vergesellschaftung der Eindrücke das Fieber-Unbehagen verbunden mit dem widerlichen Geruch von Fenchel, der in riesigen Dolden in die Luft ragte aus dem Boden der Campagna, ebenso erging es Therese: mit Mühe stiegen wir die Treppe des Gasthofes hinan, warfen uns sofort in Schüttelfrost in die Betten und verbrachten darin 12 höchst unerfreuliche Tage. Als ich am 13. Tage, Dank der trefflichen Behandlung des Doctors Fleischl, wieder auszugehen versuchte, war ich so völlig entkräftet und elend, daß ich mich nur mit äußerster Mühe, an den Häusern entlang tastend, bis an das nahe Postgebäude schleppen konnte. Der kundige Arzt bestand nun auf sofortiger Abreise — Luftveränderung, — da wir jetzt für einen Anfall von Typhus ganz besonders geeignet, d. h. widerstandsunfähig seien.

Wir gehorchten schweren Herzens: — hatten wir doch nur 9 Tage auf Rom verwendet, während Thorwaldsen auf die Frage des Königs Ludwig I. von Baiern, wie viel Zeit man brauche, Rom kennen zu lernen, erwidert hatte: „Das weiß ich nicht, Majestät, denn ich bin erst 20 Jahre hier.“

„**Roma aeterna!**“ Das sagt Alles. So meinte schon Cethegus der Präfect.

Ueber jene neun Tage zu Rom ließen sich 90 Bogen schreiben. Ich will nur kurz sagen, daß mir das antike Rom das mittelalterliche — trotz Rafael und Michel Angelo — doch sehr stark zur Seite drängte. Eine Mondnacht im Colosseum zählt zu den poesiereichsten Erinnerungen meines Lebens — (ein Carabiniere war uns unvermerkt gefolgt: ein par Tage vorher war ein Engländer in jenen Bogenwölbungen ausgeplündert worden). Das Forum (mit der Stelle, wo das Haus des Cethegus gedacht ist) erschien mir unglaublich klein, gemessen an den Geschehnissen, die es umschlossen hat. Der Aufstieg

zum Capitol, das Capitol, die Engelsburg[1]), die Peterskirche, der Monte Pincio, die Trajans- und Antoniussäule: — — aber ich kann den Kampf um Rom nicht hier noch einmal schreiben!

Ein spannend Abenteuer erlebten wir bei dem Besuch der herrlichen Villa Ludovisi, deren wundervoller Garten nun Miethhäusern gewichen ist.

Nachdem wir uns der in der Säulenhalle versammelten marmornen Götter und Heroen — zumal der prachtvollen Juno Ludovisi — erfreut, wandelten wir in dem weiten, parkähnlichen Garten, der, feinsinnig gepflegt, noch in dem Schmuck der feurigfarbigen Herbstblumen des Südens prangte, lange umher: allzulange! Denn wir versäumten die Stunde, da die hohen eisernen Gitterthüren des einzigen Eingangs geschlossen werden. Umsonst suchten wir nun in dem großen Raum irgend einen Menschen: alle Gärtner und Aufseher hatten

[1]) Ich fand die Stelle, wo sie den Goten des guten Vitigis den Marmor-Faun, jetzt in der Münchener Glyptothek, auf die Helme geworfen haben.

die Villa verlassen, in der Stadt die cena zu suchen. Ich kletterte auf die Mauer, zu prüfen, ob wir wohl auf die Straße draußen hinab springen könnten: sie war viel zu hoch. Nachgerade wurde die Lage ungemüthlich: es dunkelte rasch und gleich nach Sonnenuntergang ward es empfindlich kühl: die Villa selbst und alle Häuser waren verschlossen, die Aussicht, Therese in leichtester Sommerkleidung — heiß hatte die Sonne bei der Ausfahrt um Mittag herabgebrannt — die Octobernacht im Freien verbringen lassen zu müssen, quälte mich mehr als ich mir merken ließ. Dazu kam, daß, unter wüthendem Gebell der angeketteten Hunde, plötzlich vier, fünf sehr verdächtige Kerle aus den Gebüschen um die Mauer her auftauchten, mochten sie nun früher schon hier gesteckt oder etwa die Mauer von Außen her erklettert haben, um in der Dunkelheit Obst, Blumen u. s. w. zu stehlen. Sie hatten uns gar bald entdeckt und kamen allmälig näher und näher. Ich trug keine Waffe bei mir. Endlich, nachdem diese Einsperrung etwa

zwei Stunden gewährt hatte, kam auf der Straße von der Stadt her aus beendeter cena der Custode und schloß uns auf.

Jener Ausflug (oben S. 437) galt dem Sabinergebirge: mein Gedächtnis versagt mir hier auffallenderweise: ich kann die Aufeinanderfolge der Haltestellen nicht mehr aufzählen: sollte vielleicht die schwere Erkrankung, die mich gleich darauf ergriff, das verschuldet haben? Ich weiß nur noch, daß wir einen wunderbaren Abend in der Villa Hadrians zu Tivoli verbrachten, Stunden lang in dieser Wildniß von Marmortrümmern, Lorber, Myrthe und Oliven umherwandelnd, „wo der Anio wirbelnd rinnt" (s. Gedichte II. S. 160); dann gelangten wir in heißester Mittagsgluth nach Subiaco, wo ich im Schweiße meines Angesichts dem Andenken des heiligen Benedict von Nursia in einer heiligen Höhle (il sacro speco) meine Aufwartung machte, während Therese in dem kühlen Zimmer des Gasthofs La Pernice weilte. Als ich zurück kam, bot sie ein seltsam Schauspiel:

sie saß mitten auf dem Mosaik des Estrich und hatte eine dreifache Umgürtung von je einem Wassergraben und darauf folgenden Wall von Insectenpulver um sich her gezogen, und die Erfolge dieser Festungs-strategie lagen vor meinen Augen in ungezählten — Flöhen, die bei dem Sturm-Hüpfen theils elend in dem Wassergraben ertranken, theils vergiftet auf den Wällen lagen. „Du hast von Narses gelernt," meinte ich.

Von Subiaco ging es nach Olevano: hier über-nachteten wir in der mit Fug gepriesenen Casa Baldi, wo wir die Erinnerung an Freund Scheffel nicht nur in dem spruch- und bilder-reichen Fremdenbuch lebendig fanden, auch in den Herzen der prächtigen Wirths-leute Nino Peppina und der herrlichen Töchter. Diese hohen, mich weit überragenden Mädchengestalten mit ihren edelen, langgezogenen Gesichtern, goldblonden Haren und strahlenden, blauen Augen, so unromanisch wie möglich, träumte ich mir als Ueberreste meiner armen Ostgoten, verschont von des Narses eiserner Walze, zurecht. In den heißen Stunden all dieser

italischen Tage und zumal auch in Tivoli und Olevano beschäftigte es mich sehr ergetzlich, das Lustspiel: „Die Statskunst der Frau'n", das ich soeben in Friedrichshafen vollendet hatte (s. oben S. 375), auf italienisches Maispapier ins Reine zu schreiben, säuberlich dabei an den Versen feilend. Ich mag dies heitere kleine Ding wie die „Schlimmen Nonnen von Poitiers" gern leiden und freute mich über meinen eigenen Humor: — eine behagliche Stimmung!

Von Olevano kehrten wir nach Rom zurück über Genazzano und Palestrina: — hier machte ich den vergeblichen Versuch, die Stufen des Palazzo Barbarino zu ersteigen: denn da lagen solche Massen von Unrath aufgehäuft, wie ich sie sogar in dem gesegneten Ausonien noch nirgend angetroffen: ich hob meine Hosen in die Höhe, wie sonst Frauen ihre Röcke, aber auch so wollte es nicht gelingen.

Auf dieser dreitägigen Fahrt im offnen Wagen, fast in jedem Dörflein haltend, Früchte oder Wein schlürfend, lernte man Land und Leute nun doch

noch ganz anders kennen als auf der Eisenbahn, nur in den großen Städten verweilend. Die gentilezza dieses kindlichen Volkes — kindlich im reizendsten und auch in minder günstigem Sinn etwa von „gedankenlos“, — frohsinnig bis zum Leichtsinn, habe ich schon früher gepriesen (III. S. 439). Und nun das Land! Schöner, malerischer, poesievoller durch die überallhin verstreuten Marmor-Trümmer seiner Ruinen als es zur Zeit von deren Aufrechtragen gewesen sein kann. Und diese unbändige Vegetation, die alles Menschenwerk von Stein und Holz mit einer grünen Wildniß unablässig zu überkleiden trachtet. Und überall diese Spuren einer uralten Cultur, deren Schichten wie geologische übereinander gelagert sind: fabelhafte Ureinwohner, Etrusker, Griechen, spätere Italiker, Goten, Byzantiner, Langobarden, Franken, Normannen, Araber, Saracenen, Deutsche, Spanier, Oesterreicher, Franzosen: alle haben den Stempel ihres Waltens in Krieg und Frieden dem Lande aufgeprägt.

Den ergreifendsten Eindruck machte mir bei dieser Fahrt im Gebirge, wie später von Neapel nach Amalfi, das immer neue, sich steigernde Emportauchen stets höherer, steilerer Höhenzüge: und zwar bis zu den allerhöchsten, mit dem freien Auge kaum erreichbaren Bergrücken empor, immer und immer wieder die weißen blinkenden Steincastelle. Man versteht die mittelalterliche Geschichte des Landes, z. B. auch die Kämpfe der deutschen Könige, nur wenn man sich diese zahllosen, zum Theil auf fast unerklimmbaren Felsenspitzen horstenden Burgen vergegenwärtigt, die der Vertheidigung wie der Knechtung und Beraubung des umliegenden Landes dienten. Einmal zählte ich 42 solcher Bergvesten auf einmal, die von der steil ansteigenden Landstraße aus in allen Himmelsgegenden sich dem Blicke darboten, immer höher, immer höher, wenn man längst geglaubt hätte, die höchste noch bewohnte Linie erschaut zu haben.

XXII.

Prachtvoll war der Eindruck unserer Einfahrt in Neapel!

Die sinkende Sonne des warmen Herbsttages tauchte Stadt und Berge und Meer von Pozzuoli bis Nocera in die Gluth, in die südliche Herrlichkeit nie gesehener Farben. Wahrlich, hier war mehr als bei dem Sonnenuntergang über Venedig und beschämt gestand ich mir, daß all' meine Einbildungskraft in der Schilderung der Abfahrt der „letzten Goten“ im Abendgolde des Golfs von Bajä weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben war.

Wir wohnten — auf den Rath unseres treu besorgten Arztes, Dr. Fleischl —, dem Typhus in der Niederstadt ausweichend, auf dem hochgelegenen luftigen Corso Vittorio Emanuele im Gasthof Beau-Rivage.

Gleich nach der Ankunft fuhren wir aus und gleich bei der ersten Ausfahrt erhielten wir eindringliche Eindrücke von neapolitanischem „Volksleben“. Ich hatte meinen Baedeker hart hinter meinen Kopf in den hohen Hinterrand des Wagens gelegt: wir fuhren durch eine Rotte bettelnder und dabei unglaublich schreiender „Lazzaroni“. Aber lauter noch drang durch das Gequieke der an junge Span-Ferkel gemahnenden Stimmen der warnende Zuruf eines Mannes vom Gasthof her: der Thorwacht, ein deutscher Schweizer, lief uns nach, durch die Bande von bösen Buben sich Bahn brechend, und mahnte mich dringend, das Buch da oben fort zu nehmen, sollte es nicht im Augenblick gestohlen sein! Ich staunte über das Maß der hier vorausgesetzten Frechheit, — denn die Kutsche war recht hoch — konnte mir aber nun die seltsamen Luftsprünge der uns verfolgenden Meute erklären.

„Dieses war der erste Streich“: doch der zweite sollte sogleich folgen.

An der Ecke einer nach Süden abwärts führenden Querstraße spielte eine andere Rotte dieser halb nackten, schwarz-braunen, jungen Teufel. Auf einmal zuckte Therese zusammen: ein scharf gezielter Steinwurf — sie sind berühmt für ihr gefährlich Stein- und Messer-Werfen, die Lazzaroni: das waren aber erst noch künftige — hatte sie geschickt an den Kopf getroffen: wuthentbrannt sprang ich aus dem fahrenden Wagen und eilte auf das Gesindel zu. Aber — Santo Gennaro! — bis ich an jener Ecke stand, war von der ganzen Bande keine Ferse mehr zu sehen! Sie waren einstweilen wohl schon am oder im Meer und eher hätte die Schildkröte der Sophisten den schnellfüßigen Achill einholen mögen als ich diese „ladri“!

Als wir nun zu Fuß die Hafenstadt von der Piedigrotta bis gegen die Darsena hin durchwanderten, ward es uns — es war gerade die Zeit, da Alles die Arbeit niederlegte und auf die Straßen strömte — beinahe zu viel des — Guten: oder doch des

Lärms, des ohrenzerreißenden Geschreis, des Gewoges, des Gezappels. Dio mio! So was hatte ich nicht für möglich gehalten! Daß uns zwölf Menschen zugleich ansprachen, anbettelten, anheulten, ansprangen, uns die allerunglaublichsten Sachen zum Kauf anboten ging noch, aber daß zwanzig andere ihre Meinung über uns und die uns angebotenen Kaufgeschäfte und die dazu gehörigen Verkäufer gesticulirend wie ebensoviele verrückte Dämonen in die Lüfte schrieen, — das überwältigte Therese und machte mich rathlos. Ich gedenke nur noch, daß Therese ein fingerlanges Körblein, das ihr für 20 Francs angetragen war, auf unserem fluchtartigen Rückzug zuletzt, um den Quälgeist los zu werden, für 1 Soldo erstand! Wir retteten uns in den Gasthof vor so viel Lebhaftigkeit und — Schmutz und üblem Geruch.

Abends suchte ich Mistreß Goldschmidt auf, eine Nichte Gladstones, die gerade den „Kampf um Rom" in's Englische übersetzte; leider ließ sie in der Folge, ohne mich zu fragen, im III. und IV. Band einfach

auf Wunsch ihres Verlegers so viel weg, daß ihr Werk statt 4 nur 3 Bände umfaßte. „Mutilation“ heißt das auf englisch.

Im Uebrigen ist die Uebersetzung nicht übel. Doch unter kleineren Irrthümern ragt ein drolliger „blunder“ hervor. Theoderich dankt dem alten Hildebrand, daß er ihm die Wahrheit gesagt, er werde demnächst sterben. „Und die griechischen Aerzte,“ meint er, „logen mir noch von ganzen Tagen“: die Nichte des „g. o. m.“ (great old man) übersetzte: „the Grecian physicians told me lies all the day long“. (!)

Tags darauf suchten wir die Principessa della Rocca auf, eine rothharige, geistreiche, welt- und wetter-geprüfte Jüdin, Nichte Heine's: sie hatte sich wegen einer Uebersetzung des „Kampfes“ an mich nach Königsberg gewendet. Ohne Frage grundgescheut bis zu ätzender, beißender und bissiger Schärfe des Witzes: ihrer Race [und Sippe!] bekanntes, wirksames aber nicht immer erfreuliches Kennmal. Sie war

über die Maßen liebenswürdig und entgegenkommend. Aber die Art gefiel mir nicht, wie sie ihr Verhältniß zu dem „principe“ darstellte: er conservativ-bourbonisch-clerical bis zur Versteinerung, sie radical-republicanisch-mazzinisch und was die Religion anlangt, — eben „heinrich heinisch“.

Der alte Principe, der später mit echter grandezza, ein wenig steif-altmodisch, aber durchaus vornehm — jeder Zoll ein gentiluomo — auftauchte, gefiel mir, trotz unserer politischen und geistigen Gegnerschaft in seiner feierlichen Würde, viel besser als die unvergleichlich gescheutere Hamburger Jüdin mit all ihrer vielbeweglichen Liebenswürdigkeit: sie lobte mich zu übertrieben in's Angesicht hinein. Das kann ich nicht leiden! Besser aber als Vater und Mutter zusammen gefiel uns die etwa 14jährige Tochter, die, gescheut wie diese und fein und vornehm verhalten wie jener, mich in ein so anziehendes Gespräch vertiefte, daß „la madre“ ihre Eifersucht — nicht blos im Scherz — im hellen Zorn — äußerte und die

„bambina“ mit den schönen, dunkeln und schwermüthigen Augen aus dem Sale jagte.

„Damit ich mich doch auch um sie kümmere.“

Seltsam, wie dies ungleiche Par von Gatten zusammengekommen war (— sie erzählte das ganz offen, zu Theresens alleräußerster Bestürzung): „ich heirathete seinen Fürstentitel. Und Er? Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er lieber nachgab und mir den Willen that, mich zu nehmen,“ lachte sie, halb im Scherz, aber gewiß zur Hälfte auch im Ernst — so seltsam lebte es zusammen: er in den Kirchen, den frommen Vereinen, in Briefwechsel mit dem Pabst, den Cardinälen, den Bourbonen, den Legitimisten aller Länder: — sie im Verkehr und Briefwechsel mit ganz andern Leuten. Uebrigens hat sie ja später auch Heine's Briefe herausgegeben. Zweifellos hervorragend scharfblickend, hatte sie doch kein Auge für die unglaubliche Verwahrlosung und Unsauberkeit des weiland prachtvollen palazzo in dem sie lebte. Marmortreppen, Marmorgetäfel an den Wänden,

fingerdickes Gold an den Stühlen und Tischen aus der Empire-Zeit: aber in Fetzen hingen die schreiend grellen, scharlachrothen Tapeten neben dem Marmor von den Wänden, handbreite Löcher in den purpurgepolsterten Stühlen ließen das Werg des Futters hervorgucken und über den oberen Theil des werthvollen, goldumrahmten, aber „blinden“ Spiegels zogen sich ganze Labyrinthe von Spinnweben! Doch freilich, so hoch brauchte die kleine Frau nicht zu schauen, um ihre rothen Hare zu sehen. Ich dachte immer, während sie ein geistreiches Raketenfeuer gegen mich ohne Unterbrechung spielen ließ: was wird aus der 14jährigen Tochter werden, die, jetzt schon melancholisch, das Widerstreitende in ihren Aeltern, das Unordentliche in ihrer Umgebung zu empfinden schien?! —

Nachdem wir die Sammlungen in der Stadt besichtigt [— die Psyche dort ist eine alte, ewig junge Freundin von mir —] und einige Ausflüge in die Umgegend unternommen, (— wunderbar war ein Sonnen-Untergang oben auf der Höhe von Camaldoli,

wo ein ehrwürdiger Mönch in weißem Woll-gewand mit prachtvollem Apostelkopf mir zum Urbild des Johannes in „Felicitas“ ward,) — widmeten wir noch einen vollen Tag dem wieder ausgegrabenen Pompeji. Ach, Wochen hätte ich hier verbringen mögen! Das ist ein geschichtlicher Roman, — man braucht ihn nicht erst zu schreiben. Nun lebte mir das Entzücken meiner Knabenzeit wieder auf, als ich zuerst Bulwers Roman las, in dem ich auch heute noch neben einigem Unwahren und Gemachten viel des Rührenden, Zarten anerkenne: — fehlt nur das Großartige im Bösen und Guten und im schicksal-schweren Untergang. Wäre der Gegenstand nicht schon durch Bulwer allgemein bekannt, — der Anblick dort hätte mich zu einer dichterischen Behandlung geradezu gezwungen. Ich gedenke noch oft der rührenden Gestalt eines etwa 16jährigen Mädchens, das sich in einem Keller auf das Antlitz niedergeworfen und mit den Händen Mund und Nase gegen den erstickenden Aschenstaub zu schützen versucht hatte: umsonst:

so war sie gestorben: aber die reizenden Formen des noch fast kindlichen Leibes haben sich der später erstarrten Asche eingeprägt und so ist diese Schönheit unsterblich geworden für Jahrtausende: — wie wenn sie ein Bildwerk oder eine Dichtung verewigt hätte. „Camilla" heißt sie uns. —

Und neben der Poesie des Todes, — welche Poesie des Lebens rings um die Stadt! Welche Ueppigkeit des Pflanzenwuchses! Ich sah zum ersten Mal dort Baumwollbäume! Welch buntes Gewoge von Fremden und von Einheimischen in dem — recht guten — Bahnhof-Wirthshaus! Und wie zutraulich kamen die zierlichen Eidechsen herangehuscht, die ihnen hingestreuten Schalen der Weintrauben zu verzehren, mit den runden, klugen Aeuglein blinzelnd.

Viel zu früh mußten wir uns von Pompeji und Neapel losreißen, die letzten Ziele der geplanten Reise noch zu erreichen. Ich hatte mir durch den alten Horn bei Minister Falk acht Tage Urlaub erbeten, — so daß ich statt am 23. October erst am 2. November

die Vorlesung zu beginnen brauchte: die ersten und letzten acht Urlaubstage, die ich mir in 23 Jahren preußischen Statsdienstes genommen: ich mag die Professoren nicht, die über die Ferien hinaus Urlaub nehmen, abgesehen von Gründen wissenschaftlicher Forschung oder von Krankheit. So war — Ende October — nicht mehr viel Zeit zu verlieren.

Wir eilten also von Neapel über Castellamare nach Sorrent, wo wir abermals einen wundervollen Sonnenuntergang erlebten, in dem reizvollen Gasthof der Sirene: — wir waren die einzigen Gäste, keine Störung poesievollster Stimmung drohte: die hohen Cypressen des Gartens neigten und wiegten zauberhaft die dunkeln Wipfel hin und her! Und als vollends der Mond aufstieg über diesen Bäumen und den weißen Sand der Küste und das dunkle, leise athmende Meer beleuchtete, da ward uns ganz traumhaft zu Sinn, als ob wir das Leben träumten, nicht lebten und nicht in Thule, Hintertragheim, Nr. 28,

zu Hause wären, sondern auf den Inseln der Seligen. — —

Uebrigens kam uns zu Sorrent — außer abgrund-tiefer Poesie — in der Sirena auch die Erkenntniß, daß frisch aus dem Meer gefangene und gebackene Sardinen noch viel besser munden als marinirte — in olio — aus Blechbüchsen.

Meine Absicht, von Sorrent nach Capri zu segeln, scheiterte.

Ein Dampfschiff verkehrte nicht und unerwartet erhob sich am Morgen nach jener friedlichen Mond-nacht so heftiger Sturm, daß die Segelbote der Fischer sich weigerten, in See zu gehen. Ein Amts-genosse aus Königsberg, der gleichzeitig, wie wir später erfuhren, in einem andern Gasthof wohnte, gewann durch hohen Entgelt einen widerstrebenden Schiffer, die Fahrt mit ihm und einem Neffen zu wagen: alsbald fenterte das Bot und die Insassen trieben, an den Mast geklammert, Stun-den lang im Meer, bis sie von einem zufällig

des Weges kommenden größeren Schiff aufgefischt wurden.

Wir wollten nun den vielgepriesenen Weg über die Berge nach Paestum einschlagen: auch das ward uns versagt: die Unsicherheit des Gebiurrges dch die Briganti war so stark, daß es polizeilich verboten war, es ohne Carabinieri zu überschreiten und Carabinieri waren nicht erreichbar. Allein hätte ich die Wanderung gleichwohl gewagt: aber die Wirthsleute warnten eindringlich, eine Frau der Gefahr auszusetzen, als Geisel für Bezahlung hohen Lösegeldes zurück gehalten zu werden.

So sollten wir denn weder die blaue Grotte und Freund Scheffels Spuren auf Capri noch die Säulenriesen von Paestum zu sehen bekommen. Wir wandten uns nun nach Salerno und Amalfi, dem letzten Ziel unserer langen Fahrt: (vom Pregel an den Bodensee, nach Bayreuth, Paris und der Südspitze Ausoniens!): und dieses letzte Stück Italiens, das wir schauten, war ohne Frage das Herrlichste!

Wir rollten im leichten Wäglein rasch dahin, gehemmt nur durch das aus den elendesten alten Stricken zusammengeflickte Zaumzeug unseres Vetturino, das alle Viertelstunden riß, wobei das ebenso elende und ebenso alte Pferd regelmäßig auf die Kniee stürzte und uns nach vorn gegen den Kutschersitz schleuderte. Da nun der Steilpfad meist harscharf an dem senkrecht ins Meer tief unten abstürzenden Felsrand zur Linken hinführte und so schmal war, daß er nur an wenigen Stellen einem entgegenkommenden Gefährt Ausweichung verstattete, schien diese Fahrerei nicht unbedenklich: so zwar, daß der Kutscher selbst sich entschloß, der dringenden Mahnung eines mit leerem Wagen hinter uns daher kommenden und laut schreienden Wettbewerbers zu folgen und uns in dessen Gefährt, mit trefflichem Rößlein bespannt, umsteigen ließ: — das würd' ich von einem italienischen Cocchiere nicht glauben, hätt' ich's nicht selbst erlebt. Der Weg von Salerno nach Amalfi ist das Malerisch-Schönste, was ich in meinem Leben überhaupt gesehen habe!

Diese Mischung südlicher Natur in Pflanzenwuchs, Färbung von Himmel, Meer und Fels mit geschichtlichen Denkmälern, die durch spanische, arabische, normannische, langobardische, byzantinische, gotische, römische, griechische bis in die vorgriechische Zeit der Urbevölkerung zurückführen, ist für einen Menschen, der Natursinn, Geschichtssinn und einige Einbildungskraft besitzt, ganz überwältigend. Das kann man nicht schildern, das muß man erleben. „Böcklin!“ mußten wir gar oft ausrufen, wenn die unglaublich leuchtende, blaue See den weißen Gischt der Brandung aus der Tiefe des Abgrundes bis an unsern Wagen empor schleuderte oder einer der alten erinnerungsreichen runden Wartthürme, dereinst gegen die arabischen Seeräuber errichtet, sein rothbraunes Gemäuer im Sonnenglaste badete: nur eine eiserne Fallbrücke verbindet sie mit dem Festland, auf dem die Landleute, durch Feuer bei Nacht, durch Rauch bei Tage, von der Annäherung der Raubschiffe gewarnt, aus ihren Häusern und Feldern in den freilich

engen Raum des schützenden Thurmes flüchten konnten, der, senkrecht aus der See aufragend, nach Aufziehung der Fallthür, unersteigbar war: die große Häufigkeit dieser Wacht- und Zufluchtthürme — jede Viertelstunde ein Nachbar — ersetzte, was dem einzelnen an Raum gebrach und bekundete, wie arg auf dieser Strecke der Küste die Gefährdung durch jene Piraten gewesen war — Jahrhunderte hindurch! Zuletzt soll Karl V. ihre Zahl vermehrt haben vor seinem Strafzug nach Tunis.

Dazu trat ein neuer, überraschender Eindruck, den wir beide von der Eigenart der Bevölkerung hier — im Südosten von Neapel — empfingen.

Wir hatten ja in früheren Reisen in Italien und jetzt viele Wochen hindurch das Bezeichnende an den Männern und Frauen der Halbinsel längst herausgefunden: es ist nicht schwer: die runden Köpfe, der selten mittelhohe Wuchs, der feurige Ausdruck der Augen und Mienen. Ganz anders gar viele — keineswegs alle — Bewohner in diesen südlichsten Landschaften:

nicht dick- und rund-köpfig, sondern langgezogene, schmale Häupter und Gesichter, schlanke, höchst eben-mäßig aufragende Gestalten und ein viel mehr stäter, ruhiger, ja zuweilen melancholischer Gesichtsausdruck, wie man ihn wohl an griechischen Statuen trifft. Vielleicht ist es doch nicht blos Selbsttäuschung des Geschichtsfreundes und Einbildung des Dichters, wenn ich vermuthe, daß in diesen einst so dicht von Griechen bevölkerten Gegenden noch Nachwirkungen griechischer Vererbung spürbar sind. Therese, ohne solche geschichtliche Erklärung, fand gleichzeitig mit mir, ohne meine Anregung, den gleichen Unterschied von der Bevölkerung etwa zu Rom, Florenz, Genua. Während unserer langsamen Fahrt Berg aufwärts — bei Atrani — ging, etwa fünfzig Fuß über der Fahrstraße, auf schmalem Felsenpfad geraume Zeit, so daß wir Muße hatten, uns in den reizenden Anblick zu vertiefen, ein Mädchen von etwa 20 Jahren, nur mit Hemd und Rock bekleidet, barfüßig, bar-armig: es trug auf dem Kopf, mit der linken Hand

leicht gehalten, einen antikgeformten, doppelhenkeligen Krug: das herrliche Geschöpf ging schwebenden Schrittes dahin, einer wandelnden Göttin vergleichbar: nie im Leben hab' ich so viel Anmuth der Bewegung gesehen: auch ihr schmales, langgestrecktes Gesicht war wunderschön, fein, wie aus Marmor geschnitten, und als wir sie begrüßten, antwortete sie mit einem leisen Lächeln, das doch einen Anflug von Melancholie nicht aus den edeln Zügen verbannte.

Nach einem wirklichen „Lust"=wandeln auf unvergleichlichen Wegen von Pogerola bis Tovere, durch Weinberge und Olivenhaine hin, zwischen halb Mannes hohen Aloën und Cacteen, verbrachten wir einen herrlichen Abend in dem Albergo della Luna, besichtigten am andern Morgen die normannische Cathedrale San Andrea und eilten gegen Mittag desselben herrlichen Weges zurück: — „zum ersten Mal die Deichsel des Wagens wieder gen Norden kehrend," schreibt Goethe. Es ist heimtückisch, daß die Italiener den allerköstlichsten Tropfen ihres Weines da unten in dem uns

fast entlegensten Winkel der Halbinsel vor uns verbergen: noch heute thut mir leid, daß ich die letzte Flasche dieses „Vino di Pastina“ nur noch halb leer zu trinken Zeit hatte. Jetzt wird sie wohl nicht mehr auf dem zerbröckelnden runden Marmortisch in der grünschattigen Epheu-Laube stehen und meiner Rückkehr harren! Leb wohl, Amalfi, du Kleinod in dem reichen Geschmeide Hesperiens!

Eilfertig ging es nun, nur mit dem unerläßlichsten Verruhen, zurück über Rom, Florenz, Bologna, Modena, Verona, Innsbruck, nach München und von da nach Königsberg, das wir, wie ganz Ostpreußen, Anfang November, unter einer viele Fuß hohen Schnee- und Eis-Decke begraben fanden: es folgte einer der strengsten Winter, den wir in Thule-Land erlebt. Aber die Sonne von Amalfi leuchtet noch heute strahlend durch unser Erinnern! —

XXIII.

An unsere schöne Südfahrt knüpfe ich die Reisen, die uns am Weitesten gen Westen geführt: nach Belgien, Le Havre und dann viele Jahre hindurch in mein liebes Scheveningen in Holland.

Wie oben (S. 414) bemerkt, hatten wir Paris baldige Wiederholung des Besuches von 1876 gelobt und so verbanden wir im Jahre 1879 die Erfüllung dieses Gelübdes mit einer Reise durch Belgien: wir gingen über Lüttich und Namur nach Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge. Die hochentwickelte Cultur und der Wohlstand des Landes machten mir nicht ungemischte Freude: wußte — und sah — ich doch, daß unter diesen Höhen abgrundtiefes Elend des vierten Standes lag, für den in ganz Europa nirgend so wenig geschehen war und geschieht, als in dem Lande,

in welchem Ultramontanismus und Jesuitismus so mächtig sind wie etwa nur noch in Spanien und Irland.

Es will also doch nicht scheinen, daß Kirchenbauen und Kirchenthum Socialismus, Anarchismus und begründete Klagen der Arbeiter beseitigen: das sollten einige Menschen in Berlin einsehen.

Vielmehr als die glänzende, aber sichtlich unterwühlte Gegenwart dieser Länder und Städte, beschäftigte mich ihre so bunte, kampf- und ruhm-reiche Vergangenheit: die Gestalt Egmonts, wie die Fiesco's (oben S. 429) von meinem lieben Vater prachtvoll verkörpert, die Kämpfe mit den Spaniern hatten mich schon in der Knabenzeit begeistert[1]), später dann die Anfänge der salischen Franken hier am Niederrhein meine Forschungen viel beschäftigt. Und überall in Rathhäusern und in Kirchen die stolzen Erinnerungen einer farbenprächtigen und thatkräftigen Bürgerschaft,

---

[1]) Gedichte II. 3. Auflage 183 S. 253.

eines nicht nur im Krieg ausgezeichneten Adels. Und wie freute ich mich, die frühe in der Münchener Glyptothek geknüpfte Bekanntschaft mit den großen niederländischen Meistern hier in den reichen Sammlungen zu erweitern und zu vertiefen.

Nach freudigem Schwelgen in Geschichte, Kunst und Kunstgeschichte ging es nach Ostende, wo mir zwar das glänzende „high-life“ auf der „Digue“ einen Abend lang Vergnügen machte, aber der Lärm dieser Art von Gesellschaft sehr rasch den Aufenthalt verleidete[1]).

Wir gingen von Ostende nach Lille.

---

[1]) Therese verdroß es schwer, daß ihr naiver Glaube an die Menschheit wieder einmal grausam enttäuscht ward: nach längerem Wandeln auf dem Strande sah sie sich, ermüdet, nach einem Stuhl um: bevor ich einen besorgen konnte, sprang dienstbeflissen ein sehr wohl — viel „wohler“ als ich — gekleideter Herr im Cylinder mit einem Strohsessel herzu: huldvoll dankend ließ sie sich nieder: „Wie höflich doch diese Romanen gegen Damen sind,“ lächelte sie gerührt. Aber sehr erstaunt lächelte sie nicht mehr, als der galante Ritter, wie sie sich nach ein par Minuten wieder erhob, bei mir einen Franc für Stuhlmiethe liquidirte!

Hier kamen wir nach Mitternacht an: vermuthlich war den Polizeimenschen gerade damals scharfe Ueberwachung der Einschmuggelung anarchistischer Schriften aus Belgien aufgetragen. Ein, wie sich herausstellte, Fouché's unwürdiger Vertreter der politischen Polizei, hatte Argwohn gegen mich geschöpft, durchfuhr in Folge dieser Wahnvorstellungen mehrere Bandfachschichten unseres Koffers mit der Faust, zugleich einen Hut Theresens unter Zerknickung von nie erreichten Straußenfedern — Hut und Federn vor kurzem in Brüssel erstanden, waren ihr [und namentlich mir!] sehr „theuer" — und er holte, dem Taucher von Schiller vergleichbar, aus der untersten Schicht des Koffers ein dickes Buch hervor: — triumphirend schwang er es empor: lesen konnte er es natürlich nicht, da es deutsch gedruckt war: — aber gebieterisch winkte er mir, ihm vor den „Chef" zu folgen. Ich war gereizt: —, „fateor!" sagt Gregor von Tours: — Theresens stiller Schmerz um die geknickten Federn ward in mir laut und ich rief dem

Chef zu: „Monsieur, ce livre n'est pas dangereux pour la France. Il agit d'un temps, quand la France avait été à peine inventée.“ Es war die bairische Geschichte meines lieben Schülers, — jetzt Gönners — Sigismund Riezler, I. Band, der im Jahre 1180 schließt. Der Chef warf einen Blick hinein und sprach dann: „Pardon, Monsieur, vous voyez bien, le bon homme n'est pas Talleyrand!“ Wo in Deutschland erhält man eine so nette Entschuldigung eines höheren Beamten für die Dummheiten eines niederen?

Von Lille reisten wir nun nach Le Havre, wo wir vier Wochen weilten. Ich hatte in Meyer's „Reisebuch“ (Nordfrankreich) gelesen, daß das Hôtel Frascati, hart an der Mündung der Seine, etwa 3/4 Stunden von der Stadt entfernt, ein für längeren Aufenthalt von Familien sehr geeigneter Ort sei. Und ich hatte mir vorgenommen bei dem ersten Besuch in Paris, dies Frankreich, „viel geliebt und viel gescholten“, näher kennen zu lernen. Wie reich hat

es sich gelohnt! Wie viele Vorurtheile habe ich den schon 1870 abgelegten nachgeschickt!

Der Weg von Lille führte uns über Arras, Amiens und Rouen: wir verweilten überall lange genug, die wichtigsten Schönheiten dieser Städte kennen zu lernen: so das herrliche Rathhaus von Arras, und die wunderbare Kathedrale zu Amiens aus dem XIII. Jahrhundert. In Rouen, dem alten keltischen Rothomagus, übernachteten wir dem Himmel sehr nahe, d. h. im fünften Stock des überfüllten Hôtel d'Angleterre, vor welchem eine geradezu herzgewinnend liebliche Statue des tonreichen Sohnes der Stadt, Boieldieu, steht, dessen „Weiße Dame" zu meinen allerliebsten Lieblingen zählt, mit ihrer ebenso gracieusen und heiteren als tief poetischen Melodik: solche Musik und solche Dichtung schwebten mir vor als ich den Operntext: „Der Schmied von Gretna-Green" (1880) schrieb und wenn ich beklagen muß, daß die beiden Componisten, die sich daran versuchten, auch nicht im Entferntesten jene Musik erreichten, so

können sie mit Fug erwidern, daß auch meinem Text die leichte, anmuthvolle Heiterkeit jener Dichtung fehlt.

Das häßliche Gegenstück zu jener schönen Statue bildet das der Jungfrau von Orléans auf dem nach ihr benannten Platze. Das arme Mädchen hat kein Glück mit Rouen. Erst haben sie die ritterlichen Engländer hier verbrannt und dann haben ihr die eignen Landsleute auf demselben Fleck (? oder doch in der Nähe) eine ganz verrückte Statue — als Bellona! — errichtet.

Aber unvergleichlich ist auf der Westseite dieses Platzes der Herrenhof („Hôtel": aber kein Gasthof!) des Ritters von Bourg-Théroulde (in der Normandie) mit seinen Thürmchen und Reliefs aus dem XVI. Jahrhundert (XIII. — XVI. Jahrhundert). Und dann vollends die beiden Kirchen, die Kathedrale und — entzückender noch — die Kirche von St. Ouen, diese herrlichsten Blüthen der französischen Gothik: jene mit ihrem wunderbaren Portal, der Tour de Beurre, der Chapelle de la Vierge, das Grabmal

von Louis de Brézé (das ihm dessen Wittwe, „Diana von Poitiers", 1530 errichtete: ein Prachtstück der Renaissance) und dem der Cardinäle von Amboise.

Noch edler fast, wie gesagt, ist der Eindruck des Innern von St. Ouen (1318—1339) mit seinen schlanken Pfeilern; man muß die reizvolle Kirche von Saint Maclou (XV. Jahrhundert) vor jenen beiden sehen, soll sie nicht allzuweit zurückstehen.

Die Wahl von Le Havre und „Hôtel Frascati" war ein „Auftriff", wie man in München sagt. Anregend war das Wandeln auf den Ufer-Brüstungen in dem segelbevölkerten Hafen, dem auch die gewaltigen Dampfer des überseeischen Verkehrs nicht fehlten. Mehr Sprachen und Mundarten als ich erkennen — geschweige verstehen — konnte, vernahm man dort. In die Stadt kamen wir nur, wenn wir uns Bücher aus der Vermiethungs-Anstalt („Leihbibliothek") oder die unvergleichlichen „poires de Normandie" holten. Die ausschließlich französische Gesellschaft — ein par

englische Familien hielten sich zurück — behandelte uns Prussiens mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit und nie hab' ich von Damen außerhalb Frankreichs so viel feiner Anmuth entfaltet gesehen, wie bei den Quadrille- und Lance-Tänzen auf einem großen Ball in Frascati, zu dem wir mit Unwiderstehlichkeit eingeladen worden waren.

Die Behaglichkeit in dem bequemen Gasthof schloß den vornehmen Glanz, das „air distingué“ der Gäste, Wirthe, Bedienung nicht aus. Wir wohnten im Erdgeschoß in schmalen, langen Gelassen: — „Ah, nous y serons comme les chouettes!“ rief ein neben uns hausender liebenswürdiger Pariser, — so nah an der See, daß wir bei der Ebbe das eigenartige Gerassel der zurückgeschlungenen Kiesel und Muscheln mit der Regelmäßigkeit eines tief im Schlaf athmenden Menschen vernahmen: es war das Athmen (oder vielmehr: prosaischer, aber richtiger gesagt, das Schnarchen) des Meers. Das Bad — das erste Meerbad, das ich kennen lernte — war herrlich, obzwar der „Strand“,

d. h. der Boden des Baderaums, wegen obgemeldeter Kiesel u. s. w. mit dem später in Scheveningen bewunderten gar nicht zu vergleichen ist.

An den Bade-Einrichtungen war freilich manches den Deutschen ... nun sagen wir milde: „ungewohnt.“ Zwar das wirkte nur drollig, daß zwar auf das Strengste dafür gesorgt war, daß Männlein und Weiblein in weit von einander getrennten Bade-Hüttlein sich entkleiden und in ihre zuweilen aus dem Journal amusant entlehnten Meergewande schlüpfen mußten, daß sie aber dann alsbald, wenige Schritte in das Wasser hinaus plätschernd, sich schäkernd wieder zusammen fanden! Der Anstand ward hierbei durchaus nicht verletzt: läßt man doch in dem hochanständigen Holland sehr mit Recht beide Geschlechter in den „gemischten Bädern“ sich tummeln: — freilich, auch die Herren, „in full sea dress“.

Aber das war mir doch auffallend, daß, nachdem an den Sonnabenden, Sonntagen und den (häufigen!) Feiertagen besondere Züge aus Paris

unglaublich viele — weibliche Wesen in den erstaunlichsten Trachten von sich gegeben hatten, diese jungen Weiblein — „Hübschinnen" sagte man schonend im Mittelalter — sofort auf die Herren-Cabinen losstürzten, hier die ungezwungensten Unterhaltungen mit so vielen Herren anknüpften, daß sie unmöglich mit all' diesen — auch nur nach einander! — verheirathet sein konnten, insbesondere aber sich unwegschiebbar so nahe an die schmale Leiter drängten, auf der nur je Ein Mann hinter dem andern aus der See auf die Steilhöhe hinan steigen konnte, daß man nothgedrungen mit den triefenden Badekleidern ihre bunten, flatternden Seidenfähnchen streifen mußte! Es schien sie nicht im Mindesten zu geniren: — jedesfalls viel weniger als mich! Und dabei sahen die ehrbarsten Mütter, Tanten, Schwestern, Nichten, Töchter der Badenden aus nächster Nähe diesem Treiben zu, ein wenig weiter oben Corso haltend. „Na, ländlich — unsittlich!"

Wir hatten in einer Nacht einen so gewaltigen

Sturm, daß ich das ohnehin so nahe und immer näher dringende Meer mit all' seinen Fischlein demnächst durch die unaufhörlich klirrenden Scheiben in mein wackelndes Bett spazieren zu fühlen gewärtigte: von Schlaf war keine Rede.

Am folgenden Tag war das Baden verboten, so hoch gingen immer noch die empörten Wogen; die Mariniers meinten, nur selten wehe der Nordwest hier so stark. Aber auch am zweiten Tage badete noch kein Mensch, ausgenommen ich. Ich mußte zu diesem Behuf den Bade-Wart erst aus seiner Wohnung holen, er warnte mich dringend. Ich fragte nur: „Ist es auch heute noch verboten?"

„Nein, es ist heut' erlaubt, mais impossible."

„Ce mot n'est pas français, vous savez. Ni allemand non plus. Donnez."

Kopfschüttelnd gab er mir den Schlüssel zu der Badehütte. Ich hatte mir gesagt, daß mir unmöglich etwas geschehen könne, wenn ich mit beiden Händen die beiden dicken Taue, die links und rechts an

eisernen, in die Tiefe gesenkten Ankern befestigt, ein par Schritte weit in das Wasser führten, festhielt. Gedacht, gethan: ich ging nur Einen Schritt vor, indem ich mit allen Leibeskräften die beiden Taue festhielt.

Da kam die erste Welle: — sofort warf sie mich auf den Rücken, den Kopf tief unter Wasser, die Sohlen gen Himmel reckend.

Schleunig rettete ich mich jene Leiter (oben S. 476) hinan, auch hier noch verfolgt, gepeitscht von den hochaufschäumenden Wellen. Ich vermied auf dem Rückweg den Bade-Wart.

Das Schönste von dem vielen Schönen dieses Aufenthalts gewährten nun aber die Ausflüge, die wir zu Wasser und zu Land in die fernere und nähere Umgebung unternahmen. Wir besuchten das gegenüber liegende Trouville (es war am zweiten Tag nach jenem Sturm, alle Schiffsgäste wurden seekrank, nur wir beide nicht): hier fand es aber Therese im Gegensatz zu dem höchst anständigen Verkehr im Frascati doch so — nun so ganz journalamusantmäßig,

— ich habe solche Ausgelassenheit an Weibern nie vorher und nie nachher gesehen! — daß es ihr unheimlich ward und sie auf baldige Rückfahrt drang: hier waren jene Pariserinnen, die Le Havre nur an Sonntagen kurz beglückten (oben S. 476), in Permanenz und in alteingewohntem Benehmen unbeirrbar.

Auf der Eisenbahn besuchten wir Fécamp, zu Wagen Honfleur und zu Fuß gar viele näher gelegene Dörfer und Castelle, deren wir auf jedem Abendspaziergang über die wunderbar malerischen Küstenfelsen mit ihren Villen und Gärten hin gar viele zählten.

Mir ging das Herz auf: und die Phantasie arbeitete gewaltig!

Hier weilte ich ja in der Normandie, für die ich vom Knaben geschwärmt, seit ich in der „Jungfrau" lesen gelernt (I. S. 85, 90). Jeder Name gemahnte hier an die Kriege der Engländer und Franzosen, die ich Jahre lang mit Vorliebe in den Quellen studirt hatte: allüberall ragten die grauen Wartthürme,

die zum Theil noch viel frühere Tage[1] hatten aufsteigen sehen: zum Schutz, zur Warnung vor den Normannen, den Vikingern, die Jahrhunderte lang gerade die Seine zu Berg ihre Drachenschiffe steuerten und, gelandet, Feuer, Raub, Tod und Verderben die Ufer hinauf verbreiteten. Wie viele Balladen gaben mir diese Fahrten ein!

Dazu kamen nun aber die höchst anziehenden Beobachtungen, die man bei jeder solchen Wanderung durch die Dörfer an der Bevölkerung machen konnte. Ja, das waren die Enkel der alten Normannen, unverkennbar! Ganz verschieden von den eigentlichen Franzosen, die, Rundköpfe, meist kaum mittelgroß, feingelenkig, dunkelharig, dunkelhäutig, dunkeläugig, deutlich zur Schau tragen die starke römische Zumischung zu dem Keltischen, welch letzteres sich in

[1]) Karl der Große zumal gebot sie zu errichten: aber das früheste Auftauchen der Nordleute fällt schon in das Jahr 515, wann Chochilaich, der „Hygelac" des Beowulfliedes, König der Gauten („Geaten") bei solcher Raubfahrt Sieg und Leben verlor, s. unser Walhall (1884) S. 285 und meine Urgeschichte III. S. 73, 1883.

der Lebhaftigkeit des Blickes, des Wortes, der oft an's Zappelige streifenden Bewegung ausdrückt.

Dagegen diese Bauern, wie sie hinter ihren Pflug-Rossen schweren normannischen Schlags langsam daher-schritten, oft wahre Hünengestalten, ganz erheblich länger als ich, breitbrüstig, starkknochig, blickten treuherzig, stät aus ihren hellblauen oder hellgrauen Augen: ihr Har war blond, häufig roth, lichtbraun, nicht dunkel, ihre Rede war karg, knapp, Sprache und Bewegung ruhig, langsam bis zur Schwerfälligkeit: ja, das waren die schweigsamen Nordleute, in ihrem ganzen körperlichen und seelischen Erscheinen und Ge-bahren unsern oldenburgischen, frisischen, westfälischen Bauersleuten viel näher stehend, als ihren Stats-genossen zu Paris oder Arles. Nicht unfreundlich, aber anfangs zurückhaltend und auch nach gewonnener Annäherung ruhig, wie übrigens auch im Verkehr untereinander, verhielten sich diese Bauer-Familien, bei denen wir oft zu Mittag einkehrten und den köstlichen, schäumenden Cidre (Birnen-Most, in

Steinkrügen verwahrt), sowie den trefflich von ihnen bereiteten Salat zu würdigen lernten.

Mit den besten Eindrücken von Land und Leuten kehrten wir über Paris und Metz, wo jetzt Freyberg waltete, nach Deutschland zurück.

XXIV.

Diesem nach jeder Richtung so wohlgelungenen Strandbesuch stelle ich den einzigen Aufenthalt — auch an der See — gegenüber, der mißrieth und keine guten Erinnerungen hinterließ.

Da mir (und auch Therese damals noch) das Meerbad so ausnehmend gut bekommen, beschlossen wir zwei Jahre darauf (1881), nach Norderney zu gehen. An dieser Unternehmung war nur die Reise von Berlin über Bremen, Oldenburg und Emden — Städte und Landschaften, die wir noch nicht kannten — erfreulich, alles Andere unerquicklich.

Die Hauptschuld an dem Unbehagen trug die grobe Nachlässigkeit der Badeverwaltung, durch deren Pflichtwidrigkeit wir mit einer ganz unbefriedigenden Wohnung

uns abfinden mußten: schon im Juni hatte ich mir bei jener königlichen Behörde eine gute Unterkunft in einem der neuen „Bremerhäuser" am Strande bestellt und durch deren schriftliche Zusage gesichert. Als wir mit überfülltem Schiff auf dem überfüllten Eiland eintrafen, stellte sich heraus, daß der vornehme Herr Alles verbummelt und vergessen hatte: ich wies ihm seine schriftliche Anzeige des besorgten Auftrages vor: er zuckte die Achseln und bat nicht einmal um Entschuldigung: war ich doch nur ein Professor, kein Baron.

Nach vieler Mühe und stundenlangem Umherziehen mit nach„geradeltem" Koffer fanden wir endlich in der von dem Badeplatz möglichst weit abgelegenen Marienstraße eine unbehagliche Unterkunft mit schlechter Einrichtung und gutwilliger, aber tölpeliger Bedienung: der Nordwind brachte üblen Geruch von den Watten her. Und im Hause roch es jeden Tag nach angebrannten weißen Bohnen, was auf die Dauer ein einförmiger Genuß wird. Verstimmt durch all das und das fast

immer schlechte, regnichte, windige Wetter nahm ich nun auch Andres ungünstiger auf als ich wohl sonst gethan: z. B. die schlechte Verköstigung. Ich wiederhole, ich mache durchaus keine hohen Ansprüche an meine Speisung: aber was wir in den oft gewechselten Wirthshäusern erhielten — Table d'hôte ist uns ein Gräuel! — war doch zu schlecht; komisch wirkte es, wie, war das Gerücht verbreitet, der nächste Dampfer bringe Einen Hummer, alle Weiblein und Männlein einen Wettlauf nach der „Giftbude" anstellten, möglichst viel von dem Leckerbissen den Andern weg zu schnappen.

Allgemein war die Unzufriedenheit mit der Badeverwaltung in Allem, was sie leistete — oder nicht leistete [1]).

Und nun — nicht nur im Vergleich mit den liebenswürdigen, frohlebigen, auch den Andern gern froh leben sehenden „Erbfeinden" in Le Havre, sondern

---

[1]) Ich höre, daß sie später besser geworden.

auch an sich betrachtet — welche Langweiligkeit der Gesellschaft! Sie mißbrauchte das angeborene Recht des Norddeutschen auf Steifheit und selbstbewußte Würdehaftigkeit! Und nicht etwa nur mir gegenüber, dem unadeligen Plebejer von Kunst und Wissenschaft: — es ist nicht, bei Odhin von Asgardh, der Neid und die durch Abweisung gekränkte Eitelkeit, die aus mir sprechen: ich versetzte die hohe Gesellschaft gar nicht in die Lage, mich abzuweisen! — nein, in dem oft beobachteten Verkehr dieses hannoverschen, oldenburgischen, und sonstig norddeutschen Adels unter sich, — welche Oedheit unter diesen Edelsten der Nation!

Leider muß ich so ungalant und unpatriotisch sein, auch die Anmuth vieler unglaublich blonden und unwahrscheinlich langen Baronessen, die da in ganzen Compagnien lust(!)wandelten, erheblich unter die der vielgeschmähten Gallierinnen, zumal der Pariserinnen, zu stellen. Ich habe in meinem Leben nie so viele Bewegungen der Arme im rechten Winkel gesehen wie bei

diesen semmelblonden Töchtern Ingwe's. Sie erachten die Wellenlinie an Leib und Bewegung offenbar als unsittlich, weil Eva vermuthlich in einer solchen mit Unwiderstehlichkeit das verhängnißvolle Obst dargereicht hatte! —

Na, und berauschend lustig sind sie ja auch nicht gerade, jene, die den zweitgrößten und zweitvornehmsten Bestandtheil der Nordernesischen (frei gebildet nach „Chinesischen") Gesellschaft bildeten: die Patriciergeschlechter, der „ehrbare Kaufmann" von Hamburg, Lübeck und Bremen. (Meine lieben Landsleute vom Jungfernstieg waren noch die leidenschaftlichsten, aber doch auch immer „highly respectable of course".)

Zum Schluß aber eine Rüge norddeutscher Prüderie, die ernst gemeint ist: denn diese Blödheit hat zwei Menschenleben gekostet.

Daß man in Nord-Deutschland den Geschlechtern getrennte Bade-Plätze oder -Zeiten anweist, mag ja hingehen (it's the nature of the creatures!), obwohl, wie bemerkt, in dem doch auch ingväonischen

und höchst wohlanständigen, bis zur Steifheit tugendsamen Holland kein Mensch daran Anstoß nimmt, wenn z. B. Mann und Frau die gemischten Bäder aufsuchen, da man auch an den Frauen in den vorgeschriebenen Badehemden nicht das Mindeste besser zu Verhüllende wahrnehmen mag: auf Bällen, zumal (wie ich höre) auf Hofbällen, zeigt und sieht man ganz unvergleichlich mehr[1]).

Aber auf Norderney ist (oder war doch damals) Vorschrift, nicht nur, daß die drei alten Meergreise — ganz buchstäblich: es sind see-untüchtig gewordene Fischer — hinter dem etwa 8—10 Minuten oberhalb des Frauenbades hoch auf der Düne ragenden Holzschuppen mit ihrem Rettungsbot sitzen müssen: —

[1]) Sicherem Vernehmen (1. April 1895) nach wird alsbald diesem groben Unfug abgeholfen werden durch den (II.) Antrag Rintelen zu dem „Umsturzgesetz", wonach solche „Enthüllungen" als „fahrlässige Aufreizungen" zu Entführung, Frauenraub und anderen im Strafgesetzbuch (§. 176—179) bedrohten Handlungen mit sofortiger Einziehung solcher Gewande am lebendigen Leibe geahndet werden.

mit dem Rücken gegen den ohnehin undurchsichtigen Holzbau! — es ist ihnen auch bei Strafe sofortiger Entlassung verboten (damals gewesen), je auf das Meer zu blicken, wenn sie nicht „amtlich", d. h. von einer der Badefrauen, um Hilfe gerufen werden. Lieber Gott, ich glaube, nicht der Anblick der aus dem Schaum auftauchenden Aphrodite würde das Blut dieser fossilen Fischer in Wallung bringen. Und bis sie das Bot losgekettet, heruntergetragen, den Strand erreicht, und in See gestochen haben, einstweilen, — es dauert wohl fast eine Viertelstunde — sind gefährdete Damen längst ertrunken.

Meine Frau hatte eines Tages soeben das Bad verlassen, als sie lautes Geschrei zurück rief. Von drei Damen, die, gestern angekommen, der Verhältnisse, zumal der Strömung, unkundig, zu weit hinausgeschwommen, waren zwei ertrunken: die dritte ward durch den von der Mole herabgereichten Regenschirm einer fremden Dame gerettet. Das Alles war geschehen, bevor die Tugendwächter hinter ihrem

Schuppen nur irgend etwas gemerkt hatten[1]). Zwei junge Leben waren verloren, aber die prüde Wohlanständigkeit war gerettet und die Vorschrift der vergeßlichen Badeverwaltung nicht vergessen über dem Hilfegeschrei.

Früher als geplant verließen wir das Eiland: ich seh' es gewiß nie wieder!

Wie froh waren wir, auf dem Festland wieder einmal einen anständigen, nicht vom Winddruck in Unterwuchs gehaltenen Baum begrüßen zu dürfen. Ich nahm freudig meinen Hut vor ihm ab! Ich wiederhole aber ausdrücklich, später soll Alles besser geworden sein auf Norderney und wiederhole auch, daß wir, von Anfang durch die gröbliche Nachlässigkeit der Verwaltung und die schlechte Unterkunft verstimmt, Manches wohl schlimmer gesehen haben als es war.

---

[1]) Uebrigens gleichviel: sie wären ja, wie gesagt, doch viel zu spät gekommen.

XXV.

Undankbar aber wäre es und unschön, wollt' ich nicht auch deiner eingehend gedenken, du Partnach-Thal, ernster und fröhlichster Erinnerungen reich! In den schwersten Jahren meines Lebens (1869—1873) hatte ich bei den „Doßens" (oben S. 25, 279), den treuesten Freunden, die auch damals bei mir ausharrten, als näher stehen Sollende versagten, wahrhaft errettende Zuflucht gefunden. Seit 1873 weilten wir Beide gar oft dort, wohnend in dem „Wackerle-Eckhaus" der Hauptstraße, dessen Bewohner seither fast alle gestorben sind. Wie echt idyllisch war's, rief der Gemeindehirt um fünf Uhr morgens die „Hepperle," d. h. die Ziegen zum Austrieb zusammen mittelst eines Werkzeugs, das der selige Audifax schon hätte blasen mögen. Dann las

ich wohl am „weltentrückten Wiesenhang“ bei Frau Dr. Emma Bodenmüller (oben S. 280) die neu entstandenen Balladen vor, mit so lauter Begeisterung, daß die Spaziergänger auf dem Wege nach dem Kainzenbad vor Schreck stehen blieben. „Kommt der Sänger nicht wieder,“ meinte ein nachbarlicher Bauer, „der immer so schön g'schrieen hat?“

Wie lieblich waren die gemeinsamen Wanderungen nach Graseck, an den Eibsee, an den Frillensee, nach Werdenfels! Eine Zeit lang konnte ich auch noch meinen hochverehrten Lehrer Prantl in dessen Villa dort besuchen.

In Obergrainau haben mir damals zwei, jetzt höchst [und weil sie schön sind, gern] angesehene Frauen (damals recht nixnutzige Mädchen), meine Abneigung gegen Babies kennend: (the cleanest of them are slimy), den Streich gespielt, mir ein ekelhaftes Wickelkind — „das kußliche Baby von Ober-Grainau“, dergestalt in die Arme zu spielen, daß ich es geraume Zeit nicht los werden konnte, ohne

fahrlässige Körperverletzung: nie werd' ich's ihnen verzeihen!

Viel Poesie — später gedruckte und auch ungedruckt bleibende — schwebte über unsern Häupten im Partnach-Thal. Möge der damals von den Aeltern an mir, an uns verdiente Segensdank reichlich den Kindern und Enkeln unserer Freunde lohnen, die sich jetzt, nahe dem damals bewohnten „Schneiderhäusel" am Kankerbach, die stolze Villa Christina erbaut haben. Nachgerade wird Partenkirchen „Weltstadt": damals tasteten wir uns des Abends durch unergründliche Kuhverdaunisse, beim matten Schein einer höchst eigenhändig getragenen Stalllaterne, durch die „Haschitt" (Heuschütte?) nach Hause.

Es ist wohl schön in jenem Thal, in welchem man nur den am falschen Ort liegenden Eibsee vermißt. Möge das lärmende Dampfroß nicht völlig den stillen Frieden und die Poesie verscheuchen, die bisher hier walteten!

Auf diesen Reisen wurden nun auch andere, bei langjährigem Schweigen nie zerrissene Bande, wieder fester geknüpft.

Minna Birch (II. S. 397), einstweilen Frau Appellationsgerichts-Präsidentin von Hillern in Freiburg im Breisgau geworden, schickte mir schon nach Würzburg einige ihrer Bücher, die ihren Namen rasch und ruhmlaut verbreitet hatten: wir wechselten nun Briefe und ich folgte (1871) ihres Mannes und ihrer Einladung in jene wald-frische Stadt. Nach zwanzigjähriger Trennung verstanden wir uns ganz vortrefflich, freundlicher vielleicht, als wenn wir all' diese Jahre verheirathet gewesen wären. Mit ihrem Eheherrn verbündete ich mich scherzhaft gegen die von Einem kaum zu Bändigende und ihre Töchter, diese netten Backfische („beziehungsweise" Kinder), wurden meine gütigen Gönnerinnen. Später, nach meiner Wiederverheirathung, trafen wir uns wiederholt: im Tannenduft des Schwarzwalds und in dem Salzhauch der See bei Scheveningen. Minna und Therese vertrugen

sich sehr gut und jene war großgesinnt genug, mir nicht übel zu nehmen, daß mir nicht Alles gefiel, was sie geschrieben hat. Welch Meerwunder von einer Dichterin! —

An meinem Geburtstage, dem 9. Februar, im Jahre 1871, hatte ich das Gedicht „Macte Imperator“ geschrieben[1]): in Einer Stunde: es war mein erstes Gedicht in lateinischen Reimen (nur sehr schlechte Schulzwangshexameter hatte ich früher im Gymnasium geleistet): ich hatte allerdings viel mittelalterlich-lateinische Verse in der Sammlung von Kirchmann, dann in den köstlichen Carmina Burana (die mir Adalbert von Keller schenkte) und sonst gelesen. Das Gedicht, später beflügelt durch Franz von Lachner's herrliche Composition, fand schon damals viel Beifall: es war — nur lateinisch — in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen. Da erhielt ich einen Brief aus Coburg, dessen zierlich gekritzelte

---

[1]) Oben S. 4.

Handschrift — „wie des Vögleins Tritt im Schnee" — mir wie mit einem Zauberschlag eine seit sechzehn Jahren (1855) versunkene Welt, die des Besuches bei Rückert (II. S. 229) und der „schlichten Weisen" heraufbeschwor. Das schlanke, schmächtige Kind mit den Augen „wie der Morgenstern", das damals am ersten Abend scheu durch das Wohnzimmer gehuscht war und dessen blonde Zöpfe auch in den nächsten Tagen kaum und immer nur kurz sichtbar in den Wiesen und Feldern der Lauter aufgetaucht waren, Anna Rückert, längst die Frau des ausgezeichneten Arztes, Medicinalrath Doctor Berger, geworden, verdroß es, daß sie das Gedicht, das ihr Mann und Bruder lobten, nicht verstand und mit der ihr eigenen Einfachheit schrieb sie mir plötzlich nach sechzehn Jahren: „Ihr Gedicht — wie heißt es auf Deutsch?" Stets freundlichen Frauen ein frommer Fridolin, that ich sofort, wie mir befohlen war, übersetzte gehorsam das gute Latein in schlechteres Deutsch und sandte es der „Gebieterin" (von Neuseß). Daraus erwuchs ein

Briefwechsel und eine Einladung des Gatten nach Neuseß, der ich freudig folgte. Es war im Mai — in den Pfingstferien — 1871. Mit welchen Empfindungen fuhr ich dieselbe Straße wie vor sechzehn Jahren! „Und abermals nach tausend Jahren" u. s. w.

Auf das Gütigste ward ich von dem Mann und dem zur prächtigen Frau erblühten „Annalein" aufgenommen: sie bewohnten (und bewohnen) in Neuseß ein liebliches Landhaus mit herrlichem Garten nahe dem Hause Rückerts, dessen ehrfurchtwürdige Büste in der Nähe errichtet ist. Mit tiefer Rührung trat ich mit der Tochter vor das Bild des Vaters: er hatte mir gute Weissagung auf den Weg des Lebens mitgegeben! (III. 1. S. 202.) Ein ganzes Rudel herrlicher Kinder umwogte das Aelternpar: eine der Töchter erblühte zu dem schönsten deutschen Mädchen, das ich gesehen habe im Leben: von attischer und romanischer Anmuth. Wenig ahnte ich damals, daß mehr als ein Jahrzehnt später Therese und ich dieses „Wunder"

und dessen Schwester in Breslau als liebe Gäste hausen und hegen durften.

Frau Anna pflegte damals (1871) meiner immer noch recht wunden Seele mit schwesterlicher Güte und verhieß dem Verzagenden Zukunft, Lebensaussicht. Sie waren schön, voll Poesie und voll deutschen Stolzes jene Pfingst- und Mai-Tage von 1871! —

Am Pfingstsonntag früh — vor vier Uhr — stieg ich die Veste Coburg hinan: ich dachte: „ein echt mittelalterlicher Burghof. Jetzt fehlt nur noch der Morgengruß aus dem Anfang des II. Aufzugs von Lohengrin": sieh und horch! Da erschienen auf dem Bogengang des Burghofes mittelalterlich gekleidete Trompeter — ich weiß nicht, welches Verbandes — und bliesen diesen schönen Morgengruß Richard Wagners.

In die Stadt hinabgestiegen, fand ich die Telegramme, die berichteten, wie die Scharen der Versailler den scheußlichen Communeaufstand, der, mit Mord, Nothzucht, Brand, Raub und Diebstahl begleitet, auch von deutschen Socialdemokraten verherrlicht wird

überwältigt hatten: — unter den Augen der deutschen Sieger, nur dadurch, daß Bismarck über 200,000 in Deutschland gefangene Franzosen freigab, ward es Thiers möglich, die Ordnung und ein Frankreich überhaupt herzustellen.

Wer in Frankreich denkt noch an diese deutsche Großmuth? Wir hätten, Gewehr bei Fuß, von den Forts herab der weiteren Selbstzerfleischung unserer schlimmen Feinde zusehen können.

Nicht Thiers, — Bismarck hat Frankreich damals vor noch Aergerem bewahrt. Damals hat Deutschland das besiegte Frankreich aufgerichtet, vielleicht gerettet[1]). Ja, das waren Zeiten deutscher Größe! Man muß zuweilen daran zurück denken. Wie tief ist Deutschlands Ansehen unter den Völkern seit Bismarck's Fortschickung gesunken! —

Nun — seit 1873 — suchte ich mit Therese wiederholt das gastliche Landhaus zu Neuseß auf und Frau

[1]) Vgl. meine Schrift zum 80. Geburtstage Bismarck's. Breslau 1895 S. 45.

Anna und Frau Therese fanden und verstanden sich gleich. Zuletzt sahen wir die lieben Menschen zu Schweinfurt (1891) bei der Enthüllung der Bildsäule Rückerts in dieser seiner Geburtsstadt, wobei ich — auf Wunsch des Hauses — das Festgedicht sprechen durfte. 1855—1871—1891! Welcher Inhalt liegt zwischen jenen ersten sechzehn und diesen zwanzig Jahren! Der Schild gegen den scharfen Schmerzpfeil der Vergänglichkeit ist das Bewußtsein der Unentreißbarkeit des einmal Erlebten und Vollendeten.

XXVI.

War nun also der erste Besuch, den wir der Nordsee abstatteten, nicht erfreulich ausgefallen (oben S. 483) — die einzige mißglückte unserer Reisen! —, so hat sie es gar reich vergolten — achtmal — bei unserem Aufenthalte in dem mir so lieb gewordenen Scheveningen, wo wir in den Jahren 83, 84, 85, 86, 87, 89, 90 und 91 jedesmal vier Wochen weilten [1]).

[1]) Wir reisten jedesmal über Berlin nach Düsseldorf (wo uns Meister Johannes Gehrts, der die trefflichen Bilder zu unsrem Walhall (s. unten) gezeichnet, begrüßte und das liebe Haus Devens, verbrachten dort in der feinen, vornehmen Stadt mit ihren botanischen Anlagen, ihrem schönen Park und mächtig fluthenden Rhein, sowie zuletzt in dem vortrefflichen Gasthof Breidenbach angenehmste Abendstunden: — wie stach der Reichthum, die Leichtigkeit und Gefälligkeit des Lebens dort von dem herben, kargen, durchaus nicht leichtlebigen Thule ab! — und fuhren am andern Morgen nach 's Gravens Haage, wo wir Mittags eintrafen. Es waren schöne Zeiten: schmerzlich empfind' ich's, daß ich die so lieb gewordenen Stätten und Städte und Menschen nicht wieder aufsuchen kann.

Nachdem uns Belgien so schöne Eindrücke gemacht und die Meerbäder uns so wohl gethan, beschlossen wir, uns nun einmal Holland anzusehen und die Bäder in Scheveningen zu besuchen.

Einer meiner glücklichsten Einfälle!

Denn ich habe mir[1]) nach ziemlich anstrengend verbrachtem Sommerhalbjahr — in Königsberg siebzehn Stunden Vorlesungen in der Woche (s. oben S. 48) — dort jedesmal Erfrischung für die übermüdeten Nerven geholt: — ich muß sagen: ein Meerbad bei starkem Wellenschlag auf dem weichen, saubern Sand zu Scheveningen ist der höchste leibliche Genuß, den ich kenne! — Die reichsten Eindrücke auf Geist und Einbildungskraft habe ich von dort davon getragen und herzinnige, beglückende Freundschaft geschlossen mit Holländern und Holländerinnen, die zu den

[1]) Leider erwies sich der Aufenthalt an der See auf die Dauer für Therese nicht vortheilhaft, so daß wir — sehr leider! — seit 1891 statt nach Scheveningen nach Gastein gehen mußten.

liebenswürdigsten und gebildetsten Menschen zählen, die ich je gefunden.

Schon die Eisenbahnfahrt, später zahlreiche Ausflüge zu Wagen, durch das höchst eigenartig geartete und ebenso eigenartig besiedelte, bebaute, verwerthete Land, ist in hohem Maß anziehend: liegt es doch, hinter seinen Dünen, unter dem Spiegel der See und wird nur durch ein zum Theil uraltes System von Deichen vor der Ueberfluthung geschützt. Und die Wasserkräfte der großen Ströme, wie sind sie verwerthet! Der ganze Boden ist in möglichst regelmäßige, meist rechtwinklige Stücke getheilt, die auf allen vier Seiten von einem Canal eingeschlossen sind: auf den üppigen Wiesen unter den malerischen Weiden grasen jene Rinder, die durch die großen holländischen Meister unsterblich geworden sind. Und welches Vogelleben (oben S. 120) fliegt und flattert und hüpft und schwirrt und taucht über, auf, in diesen Wassern und Büschen!

Und welch unvergleichliche „Stimmung" enthält

eine solche holländische Canallandschaft, wann bei Sonnenuntergang ein einsam roth-braun Segel, von dem Licht fast wagrecht getroffen, wie dunkler Purpur erglühend, langsam, langsam dahin zieht! Und welch Bild von Traum und Zauber gewährte der Canal zwischen dem Haag und Scheveningen, wann wir auf dem nördlicheren Weg von der Stadt her im Vollmondschein zurückwanderten! Und welche Poesie webte über den einsamen Dünen, wann derselbe Mond feierlich, „ein bleicher Geisterfürst", schweigend über ihnen aufstieg und den weißen Sand des Strandes wie Silber glänzen machte! Nie vergeß' ich die späte Abendstunde, die mir in solcher Mondnacht die Stimmung gab zu dem Spruch:

„Wann der Mond steigt über die Düne,
Königskind, klug Königskind[1])!"

Wie viele Verse — und Poesie in Prosa — hat es mir eingetragen, wann wir bei und nach dem Untergang der Sonne von der einsamen Dünenhöhe

[1]) In „Was ist die Liebe?" S. 31, 71.

her, deren Strandhafer leis im Winde wehte, stundenlang hinaus träumten in das tief unter uns mit gleichmäßigem Wellenschlag leis anrauschende Meer!

Gar manche Naturschilderung in meinen Erzählungen ist abgeschrieben aus Hollands Küsten und Dünen! Schon früher hatte mich, wie ihre in München durch Rubens reich vertretene Kunst, auch ihre Geschichte, ihr Kampf gegen Spanien, lebhaft angezogen (Gedichte II. S. 256). Hier in Scheveningen hab' ich auch zuerst und dann gar oft das Meer-Leuchten beobachtet, das ich im adriatischen, im Mittelmeer und in der Ostsee nie wahrgenommen hatte.

Im ersten Jahre (1883) gingen wir, bevor wir Scheveningen aufsuchten, nach Rotterdam, dessen großartiges Handels- und Hafen- und Schiffs-Leben zwar starken Eindruck machte, aber durchaus nicht den der viel gepriesenen holländischen Reinlichkeit. Vielmehr war es auch in dem ersten Gasthof schmutzig, lärmend, unfein, unbehaglich. Und auf den Straßen

wurden wir, — es war am Samstag Abend, wann die Löhne ausgezahlt werden, — sofort als Fremde erkannt, von einer dichten Rotte johlender, taumelnder, unzüchtiger Männer und Weiber, die — alle betrunken — Arm in Arm daherwankten, so abstoßend häßlich umwogt, daß ich das entsetzte Kind der Drostes schleunig in den Gasthof zurück flüchtete.

Wie mag es da an den Kirmessen hergehen, da die Mägde Freinacht haben und zwei — Freunde frei zu halten pflegen!

Prächtig dagegen ist das stolze Amsterdam, in dessen herrlichem zoologischem Garten [„Artibus", nach dem Anfangswort der Daraufschrift benannt] und Museum uns Vogelnarren (oben S. 120) allein die Sammlung lebender und ausgestopfter Vögel einen halben Tag beschäftigte.

Gleichzeitig aber nahm uns die große Ausstellung in Anspruch, bei welcher selbstverständlich die Erzeugnisse der niederländischen Colonien, die todten und zumal die lebenden: d. h. Vertreter aller eingeborenen

Stämme, [die da in ihren Zelten und Hütten kochten, speisten, tanzten, fochten, sangen (?)] Auge und Einbildungskraft am Stärksten fesselten. Die Kleiderverwahrerinnen am Eingang waren die schönsten Mädchen Hollands, aus allen Provinzen ausgesucht, in der kleidsamen Volkstracht. Therese und ich fanden, daß eines dieser Geschöpfe wohl nahezu das herrlichste Antlitz zeigte, besonders die zarteste Gesichtsfarbe, die wir je geschaut. „So unwahrscheinlich schön," meinte Therese, „sind sie sonst nur in deinen Balladen und Erzählungen."

In Holland selbst, in den Sammlungen zu Rotterdam, Amsterdam, im Haag, in Leyden, in Delft, Haarlem, erhält man doch von der Herrlichkeit, Wahrheit und dem Reichthum der holländischen Malerei noch eine ganz andere Vorstellung als zu München, Berlin, Dresden, Wien.

Und das Wunderbarste bei dem Genuß dieser Kunst in ihrem Heimatlande selbst ist das Verhältniß dieser zweihundert Jahre alten Bilder zu der Gegenwart, zu

dem holländischen Leben von heute. Tritt man aus den Sammlungen heraus auf die Straße, so umgiebt uns ganz die gleiche Bevölkerung wie die dort auf der Leinwand. Nicht nur die körperliche Erscheinung, Wuchs, Züge, Ausdruck der Männer und Weiber ist unverändert geblieben, auch Tracht, Sitte, Benehmen, Hausbau, Geräth: an dem Hafen die Matrosen, an der Treckschuit der Schiffsknecht und sein Gaul, auf der Dorfstraße die klatschenden Weiber, im Wirthshaus die zechenden, lärmenden Bauern und die dralle, bararmige Schenkdirn, — Alles ist heute noch wie sie die Teniers und van de Velde, Franz Hals (der köstliche, in Haarlem) und Rembrandt (mit seinem schönen Weibe Saskia von Ulenburgh), van Ostade und Ruisdael, Potter und Breughel, Brouwer und Dou, van Eyck und die van Dycks und van der Helst [1]) aus dem damaligen Leben abgeschrieben haben.

[1]) Ja, jene Kunst war ein „Realismus" oder „Naturalismus", den ich mir gefallen lasse!

Dem niederdeutschen Stamm, dem ja auch die Holländer angehören, eignet unter allen westgermanischen die stärkste Zähigkeit: sie sind — in diesem Sinne — conservativ bis in die Knochen. Möser hat nur wenig übertrieben, als er in dem westfälischen Bauer noch die Cherusker Armin's nachweisen wollte. Und so haben unsre phlegmatischen Vettern dort an der Waterkant, nach der Lösung vom Reich ziemlich für sich abgeschlossen, wenig auf dem Festland, nur in andern Erdtheilen und auf den Meeren sich umtreibend, in Leib und Seele und Sitte das Gepräge jener Jahrhunderte wenig verändert beibehalten.

Uebrigens ist es auch, abgesehen von dem Vergleich mit den gemalten Holländern, ein hoher Genuß, in einer reich belebten Straße von Amsterdam oder dem Haag die Vorüberwandelnden zu betrachten. Hat man ein wenig Geschichte im Leibe und Sinn für Völker- und Stammes-Eigenart und ein in solcher Erfassung geübtes Auge, — ein wenig dichterische Einbildungskraft arbeitet wohl auch unvermerkt mit, — so

ist es aus der Maßen anziehend, die wechselnden Erscheinungen der Menschen auf die rein oder vermischt hier vertretenen Stammes-Arten hin zu prüfen. Stunden lang saßen wir im Haag an den heißen Augustabenden in der Spuistraat in der kühlen Trinkstube — der echt holländischen, eichengetäfelten und bunt bemalten eines Münchener Bräu [1]) —, an dem Rundscheiben-Fenster und musterten die draußen in dichter Folge vorüber Fluthenden: da fanden sie sich denn alle vertreten, die Völker, die seit der Zeit der Einwanderung der alten Bataver — lange vor Caesar! — diesen Boden betreten haben: die blonden, blauäugigen, breitknochigen Enkel Brinno's, derb bis zur Roheit an Leib und Seele, dann die Römer, die ein halbes Jahrtausend hier im Lande geherrscht, andere Germanen: Franken, Frisen, später das Mischvolk der Franzosen, weiter die Spanier mit schwarzen Augen und Haren, hager, nervig, herb und stolz,

[1]) Uebrigens nach gutem Vorbild: Graf Herbert Bismarck, der dort lange Gesandter war, galt hier als Stammgast.

endlich in großer Zahl Juden: — aber nicht jene wenig Erfreulichen, die uns Posen, Polen, Rußland hierher nach Breslau schickt, sondern Abkömmlinge jener gebildeten, vornehmen Flüchtlinge aus Spanien und Portugal: schöne Männer und Weiber! Wie denn die uns nahe befreundete Familie Salomonson zu Almeloo in Ober-Yssel wahre Prachtbilder solcher Frauenschöne darweist[1]).

Welcher Vorzug Scheveningens ist es, daß man in 10 Minuten die schöne, vornehme Stadt erreichen kann mit ihren Sammlungen, ihren Baudenkmälern, dem malerischen „Vijver", und zumal dem wohlgepflegten zoologischen Garten mit seiner ausgezeichnet reichen Vogelwelt, die uns Stunden lang fesselte[2]).

1) Kleine Cornelia (von 1884!), du hast damals mitten im Meer — im Bade-Hemdlein! — die Fäden dieser Freundschaft angeknüpft, die uns dauernd umsponnen halten. Dank dafür! Aber so schön wie deine Mutter bist du doch nicht geworden!

2) Auch sei nicht verschwiegen, daß, so wenig ich „gourmet" bin (s. oben S. 485), Herr van der Pijl mir die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hat. An seiner trefflichen Tafel

Und welch' weiteres Lob für Scheveningen, daß es das einzige mir bekannte Nordseebad ist, in dem man nicht auf Wald, ja auf jeden anständigen Baum (wie auf Norderney! oben S. 490) verzichten muß. Der „Bosch", der, mit seinen zahlreich aus dem Grün hervor lugenden Landhäusern, zwischen der Stadt und dem Strande liegt, bietet, über eine Stunde lang, die erfreulichsten Wandelwege unter hohen schönen Bäumen hin. Ich bekomme stark Sehnsucht nach Scheveningen, wie ich dies schreibe.

Nach dem Bad — um sieben Uhr früh — arbeitete ich ununterbrochen bis ein Uhr, dann ein Spaziergang am Strand oder im Bosch, um zwei Uhr ein kurzes,

---

vernahmen wir einmal ein für das ruhige Selbstgefühl der Mynheers bezeichnendes Gespräch. Ein Deutscher lobte Holland gegenüber einem Holländer in jeder Hinsicht: Land, Leute, Alles, was auch ich oben gepriesen: zuletzt auch die gute Verpflegung, die Seefische.

„Nur natürlich," meinte der Fremdling am Ende, „Forellen haben Sie nicht hier zu Lande."

„Oh doch, Mynheer."

„Forellen? Schwerlich!"

„Doch, doch, wi nennt se Bars!"

aber gutes Mahl und gegen Abend von fünf Uhr an Wandeln und Ruhen und Träumen „an de Kant van de bruskende See".

Auch war es anziehend, in dem ausgezeichneten Oranje-Hôtel — da wir alle Jahre kamen, wurden wir sehr gut und gemüthlich, wie zum Hause gehörig, behandelt — die vornehme, reiche, aus allen Ländern hier zusammenströmende Gesellschaft zu beobachten: österreichischer Adel, Balkan-Menschen, französische Geldkönige, Amerikaner, Maler, Schriftsteller, Musiker — Alles durcheinander: wir freuten uns, wiederholt Alfred Friedmann und Frau dort zu treffen.

Aber auch Einheimischen traten wir näher: dem eifrigen, sprudelnden Literaturprofessor ten Brink in Leyden, (der einzige lebhafte Holländer, den ich je entdeckt habe) dessen Haus wir gern aufsuchten: seine kluge Tochter — Marieken — hat fast alle meine seit 1883 erschienenen Erzählungen ins Holländische übertragen und zwar ganz vortrefflich.

Nun aber kommen wir zu dir, o Malwine, Perle von Holland, du prächtige Frau, und in deinen unvergleichlichen Landsitz Beukenburg!

Frau Malwine Twiß, die holländische Wittwe eines Engländers, ein par Jahre älter als ich, hatte nach dem Erscheinen von „Odhin's Trost" an mich nach Königsberg gar liebe, warme, ehrende, grundgescheute Worte geschrieben und einen Spruch Odhin's illustrirt, der seither unser Eßzimmer schmückt. In Scheveningen suchte sie uns (1884) auf und bald wurden wir auf das Herzlichste befreundet mit ihr und ihrer ganzen Familie: der eine Eidam, Professor d'Aulnis in Utrecht, berichtete mir Vieles höchst belehrend, zumal über die holländischen Universitäten. Diese Frauen — die Töchter hatten ihre Erziehung theilweise in Deutschland erhalten — entfalteten neben der angebornen Begabung eine allgemeine Bildung, eine Vertrautheit zumal mit deutscher Literatur und ihrer Geschichte, die ich an deutschen Frauen kaum je in solchem Maße gefunden. Wiederholt durften wir ein par

Tage in Frau Malwinens „Buiten“ (d. h. „draußen“, Landsitz) verbringen und das unschilderbare Behagen sowie die ganz eigenartige Poesie niederländischen Landlebens kennen und lieben lernen. Das Haus — ein Schmuckkästlein von mehr als holländischer Reinlichkeit, ohne daß doch das „schoon maken“ jemals, wie wohl im Haag oder in Scheveningen, lästig fiel: im Erdgeschoß ein herrlicher Lese- und Arbeits-Sal, auf dessen Tischen das Beste der Literatur in fünf Sprachen nicht zur Schau auslag, sondern gelesen ward: aus diesem wie aus dem Speisesal tritt man sofort in den wunderschönen, geschmackvoll gepflegten Garten und daran stoßenden weiten Park mit seinen prachtvollen alten Bäumen.

Aber noch poesievoller fast als Haus, Garten und Park ist jenseit des Parks die Heide, die unabsehbar weit sich dehnende. Thereseus, meines „Heidekindes“, ganze Seele that sich auf, als wieder einmal die Eindrücke ihrer frühsten Jugendzeit — der Heide auf der rothen Erde — auf sie eindrangen.

Frau Malwine fuhr uns höchst eigenhändig auf ihrem leichten Korbwagen mit den drallen, drolligen Ponies stundenlang über den fußtiefen Dünensand, über diese leicht gewellten Ebenen hin, auch wohl durch Wald und Busch auf so schmalen Pfaden, daß die Zweige der Ellern und Ulmen unsere Wangen oft unsanft streichelten.

Zuweilen huschte ich ganz allein, wann noch das ganze Haus im Schlummer lag, bald nach Sonnenaufgang leise die schönfließigen Treppen hinab und eilte dann durch Garten und Park hinaus auf die Heide, die im Morgenthau glitzerte und glänzte. Auf einem morschen Baumstumpf hockend belauschte ich dann regungslos das Erwachen der unglaublich reichen Thierwelt der Heide, der Büsche, der schilfigen Canäle: wahrlich, hier war noch mehr an Kriechen und Hüpfen von Käfern aller Art und von Vögeln jeder Gattung als weiland im Aelterngarten (I. S. 58).

Was weibliche Anmuth und Geist und Gemüth und Humor und feinster Geschmack und niemals

aufdringlicher Reichthum Freunden bieten können, das ward uns in überquellender Fülle gewährt unter den Buchen von Beukenburg. Mögen wie bisher alle guten Elben walten in Park und Garten und Haus!

XXVII.

Im Jahre 1878 schon hatten wir zum ersten Mal Wien aufgesucht, wo uns Freund Schipper (oben S. 136) die schöne Kaiserstadt und den köstlichen Wiener-Wald kennen und gar lieb gewinnen lehrte.

Ja, „fescher“, lustiger ist es allerdings an der schönen blauen (?) Donau als an der schwarzen, träge schleichenden Spree. Aber danken wir Friedrich dem Großen, Kaiser Barbablanca und Bismarck, daß Deutschland für seine Selbstbehauptung seit 150 Jahren nicht auf das liebenswürdige, leichtlebige Völklein dort allein angewiesen ist.

Später haben wir von Breslau aus (seit 1888) wiederholt Wien und liebe, liebe Freunde daselbst, die aus Königsberg dorthin verheiratheten schönen Töchter

des Hauses Feinberg, Linda und Stephania (oben S. 231), und ihre prächtigen Männer besucht, und im Jahre 1891 hielt ich daselbst an einem Tag einen wissenschaftlichen Vortrag in der juristischen Gesellschaft und am folgenden eine Vorlesung aus meinen Balladen, die beide mit einer Wärme des Beifalls überschüttet wurden, wie ich sie außerhalb Oesterreichs nirgend erlebt habe: ganz ebenso ward ein Vortrag zu Brünn aufgenommen, den ich dort im „Deutschen Hause" für die schwer ringenden Deutschen Mährens hielt. Ueberhaupt muß ich dankbar bekennen: fast noch dichter als im Reich ist unter den Deutsch-Oesterreichern die Zahl mir wohlwollender Beurtheiler: die Menschen dort haben eben erkannt, daß es mir, dem stammgenössischen Bajuvaren, Ernst ist mit meinem deutschen, auch sie umfassenden Arbeiten und Trachten: meine zahlreichen für die Deutschen in Oesterreich bestimmten Gedichte[1]) werden viel gesungen und vorgetragen und es

[1]) Gedichte V. 1892 S. 7—18.

vergeht nicht eine Woche, in der nicht ein Verein, eine Zeitung, ein Einzelner aus dem Donaureich sich an mich um Beiträge jeder Art für ihre deutsche Sache schreibt. Wie ich über unser Verhältniß zu Oesterreich denke, habe ich wiederholt ausgesprochen [1]).

Einmal hat gar ein Statsanwalt in Prag Anklage wegen Majestätsbeleidigung gegen mich erheben wollen wegen des harmlosen Gedichts: „Wenn heut in Oestreich niederstiege Herrn Rudolfs kaiserlicher Geist“ (Gedichte V, an die Deutschen in Böhmen, S. 15). Einem scharf bedrängten Lehrer, der es hatte abdrucken lassen in einer Festschrift, nahm ich sofort die Verantwortung ab: — es wäre mir „schon zu dumm“ gewesen, sagt man in München, hätte ich in Folge einer Verurtheilung nie mehr mein liebes Tirol oder den Bregenzer Wald oder Wien selbst aufsuchen dürfen: glücklicherweise ward der Antrag auf Strafverfolgung von dem vernünftigen Gericht abgelehnt.

[1]) II. S. 433 f., oben S. 432. Bismarckrede von 1892, von 1895. Moltke als Erzieher, V. Auflage, 1894, S. 24 f.

Damals nun (1878) gingen wir von Wien nach Gmunden, wo es uns an dem herrlichen Traunsee gar ausnehmend gefiel. Ich gedachte der verzweiflungsvollen Schwermuth, in der ich zuerst 1869 (IV. 1. S. 206) diese Landschaft durchirrt hatte und dankte meinen Sternen, die mich so glücklich geleitet. Wie schön sind die Wandelwege, die reißende Traun entlang, wo ungezählte Alpenveilchen duften, und an den Ufern des Sees! Wir lernten dort die liebenswürdige Familie Fleischl (oben S. 436) kennen, auch Goldmark, der später meinen „Fremdling" componiren wollte, aber es wieder aufgab. Von Gmunden aus machten wir die so zu sagen vorgeschriebenen Ausflüge: durch das herrliche Land an den Atter-, St. Wolfgang- und Mondsee; Ischl dagegen mit seinem endlosen Grün machte uns einen eintönigen, reizlosen Eindruck.

Von Friedrichshafen aus besuchten wir wiederholt die Schweiz: ich kannte schon die Nordostschweiz bis Brienz, Thun, Interlaken: ich gestehe, daß mir

das Engländer-, Oberkellner- und Ausbeuter-thum in jenen menschenwimmelnden Gegenden die Freude an der ja wunderbaren Natur stört: auch hatten wir wiederholt ungünstig Wetter. Dagegen entzückte uns am Genfersee, in dem herrlichen Genf selbst, dann in Evian, Chillon, Montreux, Vevey abermals, wie in Frankreich und Italien, die Verbindung der südlichen Natur mit den überall mahnenden Spuren uralter und manchfaltger Cultur, die bis in vorrömische Zeiten reicht: in dem Gasthof Bellevue zu Ouchy weilten wir längere Zeit und erfreuten uns der südlichen Vegetation in dem wohlgepflegten Garten.

Ungleich poesievoller als die viel betretene Nordschweiz fanden wir (im Jahre 1888) die Ostschweiz, da wir von Chur aus über Tiefenkasten und den Albula- und Bernina-Paß, Samaden, Pontresina, Sanct Moritz, den Julier und Septmer aufsuchten. Die großartigen Linien dieser Berge, die Einsamkeit auf jenen uralten Bergstraßen, auf denen noch die für die Legionen errichteten Meilensteine ragen, die

feierliche Stille in dem hohen Bergwald, über dessen Wipfeln hoch im Blau der Adler seine stolzen Kreise zieht, der Ausblick von dem Scheitel des Berninapasses gen Süden in das Land Italia hinterließen die gewaltigsten Eindrücke tiefster, echter und nicht durch Stadtmenschen verstörter Poesie.

In den vielen Jahren, die wir von Scheveningen den Rhein herauf nach Osten fuhren, machten wir gar oft, (nach kurzer, aber freudiger Zusammenkunft mit unsern lieben Meyers-Leuten zu Mannheim[1]) oder in Mainz oder in Darmstadt oder Frankfurt) ein par Tage Rast in Würzburg, die erinnerungsreichen Stätten wieder begrüßend, die wir 1867 bis 1872 so oft — ach! in ganz andern Stimmungen — betreten: den Zwinger, meine erste Wohnung am Ehehaltenhaus, die zweite — schmerzenreiche! — am Heldhaus, meinen alten Hörsal in der Hochschule,

[1] Oben IV. 1. S. 206.

den Guttenberger Wald (mit den Familien von Tröltsch, Semper und Strecker IV. 1. S. 244f. zusammen), den Nikolausberg und die Zeller Waldspitze. Und niemals versäumten wir im Garten bei Haberlein, wo noch immer der Springbrunnen eintönig gießt wie vor 28 Jahren, uns auf der Bank, an dem Tisch niederzulassen, an dem Platze, wo wir uns (Juni 1867) zuerst gesehen und gesprochen.

Dann luden wir wohl die alten treuen Freunde die Lexer, Semper, Grasberger und Heß zusammen zu edlem Stein und Leisten, der alten Zeiten und Kämpfe gedenkend, wie etwa die erneuerten Asen thun in der erneuerten Welt.

Ach, Tröltsch und Lexer und Semper und Roßbach sind dahin! Aber der Dank der Treue dauert bis an unser Ende[1]).

[1]) Nach der Zeitfolge hat unsere Reisen Frau Rath von Doß mit Hilfe unserer Briefe festgestellt:

1873. Partenkirchen. — Meran. — Venedig.
1874. Partenkirchen. — Stilfser-Joch. — Bellagio. — Genua.

1875. Straßburg. — Freiburg. — Schweiz. — Partenkirchen. — Prien.
1876. Friedrichshafen. — Bayreuth. — Paris. — Rom. — Neapel.
1877. Friedrichshafen. — Meran.
1878. Wien. — Gmunden.
1879. Brüssel. — Rouen. — Le Havre. — Friedrichshafen.
1880. Friedrichshafen. — Genf.
1881. Norderney. — Friedrichshafen.
1882. Friedrichshafen. — Vierwaldstättersee. — Prien.
1883. Scheveningen.
1884. Scheveningen. — Prien. — Tirol. — Meran.
1885. Scheveningen. — Prien. — Friedrichshafen.
1886. Scheveningen. — Würzburg. — Friedrichshafen.
1887. Scheveningen. — Prien. — Friedrichshafen.
1888. Friedrichshafen. — Graubünden. — Engadin.
1889. Scheveningen. — Friedrichshafen. — Meran.
1890. Scheveningen. — Friedrichshafen. — Mendel.
1891. Scheveningen. — Friedrichshafen. — Mendel.
1892. Gastein. — Mendel. — Friedrichshafen.
1893. Gastein. — Mendel. — Friedrichshafen.
1894. Gastein. — Reichenhall. — Mendel. — Friedrichshafen.

Der letzte Aufenthalt war in allen Jahren München.

XXVIII.

Eine ganz besondere Art von Reisen knüpfte sich nun aber an die Vorträge, die ich in den Jahren 1877—1885 in gar vielen Städten Deutschlands hielt.

Diese Fahrten, die uns in dankenswerther Weise eine große Zahl deutscher Landschaften und Städtebilder bekannt gaben, die ich sonst nie geschaut haben würde, hatten einen kleinen Anhang. Ich hatte in Würzburg in der Schrannenhalle für einen wohlthätigen Zweck einen geschichtlichen Vortrag gehalten, der den Leuten gefiel: es war mein erster Versuch, außerhalb der Hochschule — selbstverständlich ganz frei — zu sprechen. Er gelang. Da schrieb ein Buchhändler aus Darmstadt, Glied des Ausschusses des dortigen Vereins für volksthümliche Vorträge, der unter der

Schützung der Prinzessin Alice stand, und keinen geringeren als David Strauß (s. oben II. S. 437) zu seinen Rednern zählte, an meinen Verleger (s. oben IV. 1. S. 101) Stuber in Würzburg, ob das Lob meines Vortrages in den Zeitungen begründet sei? Die Antwort muß günstig ausgefallen sein: denn bald erhielt ich die Einladung in jenem Verein zu sprechen. Es war wohl 1871? Gar sehr gefiel mir das freundliche, saubere Residenz-Städtlein mit seinem Wäldchen um Schloß Kranichstein: der Vortrag glückte, die Prinzessin sprach sehr huldvoll mit mir und mit David Strauß kam ich bald in bestes Vernehmen: die Bibelkritik, Darwin und der gemeinsame Freund von Doß (oben II. S. 437) führten uns rasch nahe zusammen. Mit Freund Roquette, nunmehr Professor am Polytechnicum, tauschte ich Tunnel-Erinnerungen (II. S. 432). Seitdem habe ich wohl fünfmal in Darmstadt in dem kaufmännischen Verein gesprochen. Doch nun trat mit mir in Verbindung der Coburger Bankier (a. D.!) Herr Lotz, der sich in uneigennützigster

Weise das Verdienst erworben hat, diese Wandervorträge in ganz Deutschland auf das Trefflichste einzurichten und zu verbreiten: es sind, glaub' ich, zuletzt gegen 150 Städte geworden, in denen in den kaufmännischen und ähnlichen Vereinen solche Vorträge, etwa von October bis April, eingeführt wurden. Ich habe viele Jahre lang den Rückweg aus München nach Königsberg Mitte October in der Weise gestaltet, daß ich auf der Reise der Reihe nach in jeder solchen Stadt einen Vortrag hielt: manchmal 18 in 21 Tagen, oder 15 in 18 Tagen. Es strengte mich nicht im Mindesten an: — Therese wich nie dabei von meiner Seite: — vielmehr bot es des Anregenden und Belehrenden die Fülle. Das war der ideale Beweggrund: der reale war das in unsern ersten Jahren (oben S. 101) sehr spürbare Bedürfniß, meine bescheidene Einnahme zu mehren. Ich richtete — ich muß mich als Reisemarschall loben — die Fahrten so ein, daß wir etwa um Mittag in der Vortragsstadt eintrafen und das Sehenswürdigste,

auch der Umgebung, in Muße besichtigen konnten, bevor um sieben oder acht Uhr der Frack angezogen ward. Ich hatte zuletzt zwölf Gegenstände, die ich den Vereinen zur Auswahl stellte. Hier sind sie:

I. Altgermanisches Heidenthum im Deutschen Volksleben der Gegenwart. II. Das Tragische in der germanischen Mythologie. III. Wotan und Donar als Ausdruck der Deutschen Volksseele. IV. Feuer, Wasser, Luft und Erde in der germanischen Mythologie. V. Thiere, Pflanzen und Steine in der germanischen Mythologie. VI. Das Weib im altgermanischen Recht und Leben. VII. Die treibenden Kräfte in der deutschen Geschichte von der Urzeit bis zum Untergang der Staufer. VIII. Ursachen, Wesen und Wirkungen der sogenannten Völkerwanderung. IX. Theoderich der Große in Geschichte und Sage. X. Die Verbindung der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserkrone. XI. Geschichte des Statsbegriffs bei den Germanen. XII. Wesen und Werden des Rechts.

Mag man nicht ohne Grund gegen volksthümliche Vorträge einwenden, daß sie einen umfassenden Gegenstand nicht an einem Abend bewältigen können, so muß man eben kurz und knapp zu lösende Aufgaben stellen oder eine Mehrzahl von Abenden verwenden; in Königsberg habe ich wiederholt eine ganze Reihe von Vorträgen für Kaufleute über handels- und wechsel- und see-rechtliche Fragen gehalten.

Hier die Namen der Städte, in denen ich gesprochen: die Wiederholungen der Vorträge habe ich durch Sperrdruck angedeutet:

Altona, Annaberg (Erzgebirge), Apolda, Bamberg, Barmen, Berlin, Braunschweig, Bremen, Bremerhaven, Breslau, Bromberg, Bruchsal, Brünn, Cassel, Chemnitz, Coblenz, Coburg, Crefeld, Danzig, Darmstadt, Döbeln, Düsseldorf, Eisenach, Elberfeld, Elbing, Essen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Freiberg, Fürth, Gera, Gotha, Greiz, Hagen (Westfalen), Hamburg, Herford, Hamm, Hanau,

Hannover, Harburg, Hof, Holzminden, Iserlohn, Kaiserslautern, Karlsruhe (Baden), Kempten, Köln, Langenberg (Rheinland), Leipzig, Linz, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Mühlhausen in Thür., Münster, Nürnberg, Oldenburg, Osnabrück, Passau, Pforzheim, Plauen, Posen, Prag, Regensburg, Reichenhall (1894, zur Sedanfeier), Saarbrücken, Sanct Johann bei Saarbrücken, Scheveningen[1]) Stettin, Stuttgart, Thorn, Trier, Weimar, Wesel, Wiesbaden, Würzburg: Summa 77.

Man sieht also, daß ich, dem Wanderer Wotan vergleichbar, so gut wie alle Landschaften Deutschlands und die westlichsten Oesterreichs „mit meiner

[1]) Hier las ich 1892 den eben vollendeten Rolandin (vor einer höchst „internationalen" Hörerschaft!) zum Besten einer armen Fischerfrau (mit vielen Kindern), deren Mann soeben ertrunken war. Die Neugier der Gesellschaft zu Scheveningen und die hohen Preise trugen zusammenwirkend überraschend viel ein: der rührende Dankbrief der Frau in schlichtem ergreifendem Ton, ist eine mir gar werthvolle Urkunde: sie beweiß, daß meine um ihres „Idealismus" willen viel gescholtene Dichtung doch auch „reale" Wirkungen haben kann: — aber freilich sind es auch wieder „ideale"!

Weisheit Worten geweiht": von Kempten im Süden bis Elbing im Norden, von Scheveningen und Köln im Westen bis Brünn im Südosten.

Und das „Wandern in der Eisenbahn" schloß doch das richtige nicht aus: beide gewaltige Fußgänger, verwandten wir in allen jenen Städten zwei oder drei Stunden vor dem Einbruch der Dunkelheit darauf, nicht nur die Straßen und Plätze, auch die Umgebung der Orte — zumal eben solcher, die eine „haben"! — gehörig zu durchwallen.

Ueberaus gründlich ward mir von meiner lieben Begleiterin Münster gezeigt: weit über drei Stunden mußte ich es — vor dem Vortrag ein wenig ermüdend! — bewundern: übrigens sind der „Drostehof" und die andern Adelshöfe in der Stadt eigenartig genug. Und rührend war es, zu beobachten, wie das „Heidekind" von den Reizen seiner westfälischen Heide ergriffen ward: von seinen „Erinnerungen". Und auch auf mich wirkte mächtig die eigenartige Poesie dieser Landschaft und ihrer Besiedelung,

wie sie Annette so wunderbar zum Ausdruck gebracht hat: die melancholische Heide mit bebendem Boden, mit unheimlich schwarzen Wassertümpeln, die bis in die „ewige Teufe“ hinab zu reichen scheinen, von dunkelm Schilf klagend umflüstert, die Wallhecken und Graben, die jedes Eigen umfrieden und die uralten Einödhöfe, die, von ein par Bäumen beschattet, die geflickten Strohdächer mit den zwei Pferdeköpfen mehr verbergen als zeigen, und die Leute, schweigsam, wortkarg, treuherzig, aber aus dem scheinbaren Phlegma manchmal plötzlich in cholerischer Hitzethat aufflammend, mit so verträumten Augen, als hätten sie alle das zweite Gesicht, an das auch die Gebildeten dort noch vielfach glauben. Mir schien die Erde so roth vom Blute der 300,000 Sachsen, die Karl seiner Frömmigkeit geopfert hat. (Gedichte. IV. S. 68.) Die Fahrt dieser Woche war eine der stimmungsvollsten: ging es doch — mit vielen Haltestellen — von Iserlohn, Hagen, Dortmund, Hamm, Münster, Osnabrück, Herford, Hameln

langsam durch ganz Westfalenland: manchen dieser Landschaft und Bevökerung abgelauschten Zug hab ich meinen Balladen und Erzählungen einverleibt.

Gar lehrreich und anziehend war es auch, die deutsche nordwestliche Tiefebene kennen zu lernen: Braunschweig, die alte Welfenstadt, das vornehme, saubere Hannover, Bremen (und Bremerhaven), mit seinem Wahrzeichen stolzen Bürgerthums und deutscher Seefahrt in Vergangenheit und Gegenwart; in Lübeck suchten wir meinen lieben alten Geibel auf: es rührte mich tief, ihn, den ich vor 20 Jahren zu München in braunem Hare verlassen, nun als silberharigen Greis wiederzusehen: er hatte mir die alte Wärme erhalten und erstreckte sie sofort bereitwillig auf Therese, die ihm recht wohl zu gefallen schien: ich sollte ihn, den schon lange schwer leidenden, später nicht mehr schauen!

Aber nicht nur die alten Hansastädte, auch die Landschaften ringsum mit ihrer ganz eigenartigen Besiedelung und Bebauung waren höchst belehrend. Wiederholt und mit besten Erfolgen sprach ich in

meiner schönen Geburtsstadt Hamburg: die weiten Sagebiel'schen Säle waren stets bis auf den letzten Platz gefüllt. Wie schön ist das Alsterbecken, — das kleine Stück eines deutschen Venedig — wie erfreulich die Fahrt die Elbe hinab bis Blankenese!

Mit dem wackeren Consul Hermann (IV. 1. S. 90) tauschte ich heitere Erinnerungen — an die geleimte Watte von Vendenheim — aber auch ernste, an den blutigen Calvaire von Illy (IV. 1. S. 494).

Der liebenswürdige Vorstand des Vereins lud mich nach meinem ersten Vortrag noch zu einem Abendschmaus: ich lehnte dankend ab und meinte: ich weiß schon wie man in Hamburg lebt: „bei meinem vorigen Aufenthalt hier hab' ich sechs Wochen nichts thun können als trinken und schlafen."

„Da müssen Sie in seltsame Gesellschaft gerathen sein."

„Doch nicht: aber es waren die ersten sechs Wochen meines Lebens."

Aus den Eindrücken in Mitteldeutschland hebe ich vor Allem Eisenach und die Wartburg hervor:

ich habe, bevor ich sie kennen und lieben gelernt, manches Gedicht über die Gestalten ihres Sängerkriegs gemacht (Gedichte II. S. 232, III. S. 310); nun ragt dort seit Jahren das schöne Haus Eichberg in dessen Wetterfahnen-Kugel mein Hausspruch (Gedichte IV. S. 534, 535) ruht: möge der Spruch als ein Zauberspruch des Friedens wirken!

Dann rühme ich Mühlhausen in Thüringen, wo wir den ehrwürdigen Pfarrer und Dichter Julius Sturm begrüßten. Nahe vor der Stadt steigt aus dem Boden ein mächtiger „Ursprinc" auf, an dem einst geopfert ward: heute noch wird der „Quickborn" bekränzt: eine höchst poesievolle Heimstätte germanischen Götterdienstes!

In Gera und Greiz erfreuten wir uns der schönen Wandelwege durch die Anlagen und die Berghügel hinan, auch manchen lauschigen Winkels der alterthümlichen Häuser; Annaberg im Erzgebirg entzückte durch seine Lage, Eisleben, Luthers Geburtsort, ein altmodisches Ding, schien (damals schon!) in vielen

Straßen ein old tumble down place. In Weimar war das Goethe-Haus geschlossen: aber wir wandelten auf den Spuren des Dichters und des Menschen durch den Park und auf seinen andern Lieblingswegen: geradezu rührend, ergreifend war der Eindruck, den das Schiller-Haus in seiner schlichten Einfachheit machte. Ich verglich die Stube und ihre Tannendielen mit den Prunkgelassen eines viel gepriesenen Berliner Literaten, in die ich einmal — unfreiwillig — gerathen war: ich könnte in einer so maßlos überladenen Pomp-Einrichtung nicht arbeiten. Und bei Schiller ging es auch ohne Damast-Vorhänge u. s. w. ganz leidlich, obwohl man ja neuerlich (1894) an der Spree entdeckt hat, daß Schiller gar kein Dichter war.

Oft und oft durchmaßen wir bei jenen Vortragsfahrten und später bei dem Weg nach und von Scheveningen das Rheinland[1].

---

[1]) „Das schönste was ihr habt," sagt meine Praxedis in der „Statskunst der Frau'n" (was man ihr doch nicht so ganz zugeben kann!).

Mit welchen Gefühlen dachte ich, als ich zuerst wieder im glorreich erkämpften Reiche und an Theresens Seite den heiligen Strom erschaute, an jene bange Augustnacht 1870 zurück, da ich, ohne Hoffnung für die eigne Zukunft und mit Sorge um den Ausgang des Krieges für unser Volk, bei Mannheim plötzlich diese Fluthen im Mondenglanz erblickt und, mit ihrem Wasser die heiße Stirne netzend, ein schweigend Gelübde gethan hatte: nun, die Sterne haben all' meine Wünsche für Deutschland und für mich erfüllt — wie ich mein Gelübde.

Am häufigsten sprachen wir in Coblenz ein bei einer Schulgenossin Theresens von Nancy — von den sœurs dominicaines — her, Frau Wally Mosler, die, früh verwittwet, sich und ihre beiden Knaben mit ehrfurchtwürdiger Wackerheit und Herzensgescheutheit durchs Leben schlug. Wir freuten uns, ihren juristischen Sohn hier in Breslau aufnehmen zu dürfen.

In Trier fesselten gleichmächtig Natur und Geschichte!

Wie köstlich sind die Rebgärten auf den Höhen vor der Mosel-Stadt und wie eindringlich spricht die Herrlichkeit und Macht des Römerthums aus den großartigen Denkmälern! Ich besah mir Alles mit scharf einsaugenden Augen: trug ich doch damals schon die Schlacht bei Trier im Kopfe, die dann so viel später (1890) in den „Batavern" geschlagen werden sollte.

Hier wie in Münster sprach ich über altgermanisches Heidenthum im deutschen Volksleben der Gegenwart (oben S. 529).

Es war nicht eben leicht, zumal nachdem ich als Culturkämpfer verschrien war (oben S. 251), in diesen Städten über den Gegenstand — sie hatten ihn gewählt — zu sprechen, da doch gesagt werden mußte, wie viel Heidenthum von der Kirche in christliche Formen umgewandelt worden ist: — freilich das Weiseste, was sie nach dem Rathe Gregors des Großen selbst (Bausteine I. [Berlin 1879] S. 195) beginnen konnte. Wie leicht mochte von einem der zahlreich in

ihren Priesterkleidern in diesen Vorträgen erscheinenden Geistlichen eine harmlose geschichtliche Feststellung als ein Ausfall auf den Katholicismus gedeutet und in ihren schwarzen Zeitungen getadelt werden! Ich hielt den Vortrag in jenen beiden Hochburgen des Centrums ganz eben so wie in Berlin: und kein Mensch fand Aergerniß, jene Blätter lobten mich sogar.

Wiederholt suchten wir in Elberfeld Freund Emil Rittershaus und die Seinen auf: die schon 1853 in München geknüpften Bande hat das reifende Alter nicht gelockert, nein, gefestigt; dankbar gedenken wir auch des gastlichen Hauses Heimendahl dortselbst. In Kaiserslautern und Umgegend — auf den Schlössern Sickingens — führte uns umher unser liebenswürdiger Walhall-Verleger, Herr Voigtländer: wie reizvoll ist doch all das Gelände dort!

In Karlsruhe besuchten wir, wie so oft in Radolfzell, Freund Scheffel: einsam war es in dem stillen Haus an der Stephanienstraße, in dem öden Gärtlein:

und all' die Pracht der Geschenke, die das ganze deutsche Volk seinem Liebling zum 60. Geburtstage dargebracht hatte, in dem Sale gehäuft und unverändert seit jenem Tag ausgebreitet, konnte dem Hause nicht ersetzen, was ihm gebrach. — — —

Aus Baiern hebe ich die Eindrücke Nürnbergs hervor, dieses stehengebliebenen Stückes echtesten, mittelalterlichen Städtethums; lebte ich dort oder in der Nähe, wäre die traute Stadt dem Schicksal nicht entgangen, in einer geschichtlichen Erzählung verarbeitet zu werden; seit ein par Jahren Ehrenmitglied des Pegnesischen Blumenordens hab' ich nun doch einen gewissen Zusammenhang mit ihrer Culturgeschichte: wir wurden übrigens einmal dort durch eine unerwartete und unerwartet gute Darstellung der „deutschen Treue" (s. unten) überrascht.

Sehr lieb ist uns auch das glänzende Stuttgart in seinem Kranz von Reben geworden: liebe Freunde (oben S. 358—364) wohnen uns ja dort.

Nach meinem Vortrag erlebte ich einen reizend

naiven Zug eines echten Schwabenmädles. Ich hatte gesprochen über die treibenden Kräfte in der deutschen Geschichte von der Urzeit bis auf den Sturz der Staufer (oben S. 529): also ungefähr den Inbegriff und das letzte Ergebniß meiner Arbeit seit 40 Jahren. Nach Schluß schreitet durch den sich leerenden Sal auf mich zu ein reizender Backfisch von 15—16 Jahren, mutterlos, tantenlos, macht einen zierlichen Knix und flüstert erröthend: „Ich komm' zu Ihne extra̅, um Ihne extra zu danke̅ für den schöne Vortrag."

„Freut mich, liebes Kind, wenn er Ihnen gefallen hat."

„Ja, Sie könne gar net wisse̅, wie gut. Sehe Sie, mir habe vorge Woch ein Aufsatz zu mache ghabt über die deutsche Gschicht: und da hab i Alles ganz geradeso hingschriebe wie Sie's heut vortrage habn."

„Ich danke Ihnen," schloß ich, „nun ist mein Ziel erreicht: ich habe nicht umsonst gestrebt."

Hoch erfreut verlief sich die Kleine nach einem zweiten, noch viel anmuthigeren Knix.

Auf einer dieser Reisen in Süddeutschland — zu München — war es, daß sich mir endlich Gelegenheit bot, eine Dichterin persönlich kennen zu lernen, mit der ich Jahre hindurch nur Briefe gewechselt hatte: es war keine geringere als Carmen Sylva, die Königin von Rumänien. Sie hatte in der huldvollsten Weise mich und Therese brieflich eingeladen, sie auf ihrem Schlosse Pelesch zu Sinaia auf längere Zeit zu besuchen. Zu meinem lebhaften Bedauern mußte ich ablehnen: es waren die Jahre, da ich zu Königsberg am angestrengtesten an Urgeschichte III. arbeitete und im Sommer wöchentlich siebzehn Stunden Vorlesungen hielt. Unmöglich konnte ich am Schlusse des Halbjahrs, Anfang August, auf das Aeußerste erschöpft und des Schweigens, der Stille, des Nordseebades dringend bedürftig, die weite Reise vom Pregel nach Bukarest machen um dort dann in einen zwar gewiß höchst anregenden, aber doch auch höchst aufregenden geistigen Verkehr mit jener außerordentlichen Frau und ihrer unmittelbaren

Umgebung zu treten. Die Huldvolle nahm mir das Nein nicht übel, sie hat mir auch später noch Briefe geschrieben, die werthvollste Kleinode in unserem Hause bleiben, und gewiß nicht veröffentlicht werden: das wäre abscheulich. Denn wie sonst nur noch in ihren schmerzerfülltesten Gedichten spricht sich in dieser Prosa ihre Seele aus. Es ist ja kein Geheimniß, daß der Tod ihres einzigen — und einzig gebliebenen — Kindes die verzweifelnde Mutter zu einer Weltanschauung getrieben hat, wie sie etwa meinem Halfred in „Sind Götter?" ähnliches, unverschuldetes, bitterstes Weh aufzwingt. Diese Weltanschauung in der angeführten Erzählung, in „Odhins Trost" und in meinen Gedichten hat die hohe Frau zuerst auf mich merksam oder doch mir mehr gewogen gemacht als blos ästhetische Grundlagen vermocht hätten. Davon handeln denn auch meist jene Briefe.

Da ich nun in München erfuhr, die Königin sei auf der Durchreise in den „vier Jahreszeiten" abgestiegen, bat ich um Zutritt, der huldvoll gewährt

wurde, obwohl zwanzig Minuten später die Abreise erfolgte. So währte denn mein Besuch nur eine Viertelstunde. Sie genügte! Das ist ohne Zweifel eine der höchst begabten und eigenartigsten Frauen, die ich kennen gelernt.

Sie erinnert an die Königin Olga von Württemberg, mit der ich später ein lebhaft geführtes Streitgespräch über Carmen Sylva hatte: denn die Unkirchlichkeit (gelinde gesagt!) ihrer Schwester in der Doppelkrone von Lorber und Gold war der frommen Tochter des Czaren Nikolaus ebenso unbegreiflich wie — unerfreulich. Nun, ich habe damals zu Friedrichshafen, wie früher für Rumänien, so nun für Carmen Sylva furchtlos und treu eine Lanze gebrochen. Königin Olga wirkte durch den raschen und herrschgewohnten wie herrschbedürftigen Geist: Carmen Sylva wirkt durch eine Gluth und Macht und Raschheit der Einbildungskraft, deren Flügen man kaum schnell und hoch genug zu folgen vermag. Ich verhehlte ihr nicht, daß wir in politischen Dingen weit,

sehr weit auseinander gingen: mit unnachahmlicher Huld und Anmuth reichte sie mir da die Hand und sprach: „Aber uns eint die Poesie. Und wir Poeten müssen zusammenhalten.“ [1])

Möge der Lorber auch an ihr erwahren, daß ihm, wie heiligende, so heilende Kraft innewohnt [2]).

Hoch oben im Nordosten machte den größten Eindruck das herrliche Danzig: herrlich durch seine Bauten (Rathhaus und die Podesten in der breiten Gasse) und seine Natur, die Landschaft, die Gewässer, die Buchenhöhen von Oliva. Der einzige Fehler Danzigs ist, daß es nicht der Sitz der Albertina-Hochschule ist.

Dann Stettin, wo wir der Aufführung des größten Theils der Oper „Harald und Theano“ von Professor Lorenz (s. unten) mit wärmstem Beifall lauschten.

Bestritt ich vorhin Jungfrau Praxedis den

---

[1]) Vgl. Gedichte IV. 2. S. 325.

[2]) Als sie der Blitz streifte, schrieb ich ihr:
„Nicht hat die Krone beschützt Dir das Haupt vor dem streifenden Blitzstrahl,
Aber der Lorber Apolls, der Dir die Schläfe bekränzt.“

unbedingten Vorzug der Rheinlandschaft, so dachte ich, abgesehen von manchem Alpenbild, zumal der gewaltig-fluthenden Donau. Wir fuhren einmal zu Schiff von Passau nach Linz. Welch' großartige Eindrücke von Natur, welche Erinnerungen von Sage und Geschichte! Auf das Mächtigste ergriff mich dies Zusammenwirken: im Eingang von „Attila" habe ich diese schweigsam-grandiose Donaupoesie zu schildern versucht. Wenn man die leichte, freudige Heiterkeit des Rheinlandes mit der blühendsten Gothik vergleichen mag, so entspricht die feierliche, verhalten in sich ruhende Größe der Donau und ihrer wenig bewohnten Ufer dem romanischen Stil, der, wie früher bemerkt, mir und meiner Eigenart viel mehr zusagt. Das Einsame, Schweigende, Große in dem Strom und in den Umrissen seiner Uferhöhen ergreift wunderbar: die Nibelungen, „die gute Bechelaren", — nichts andres konnt' ich denken bei der Fahrt längs den „walddunkeln Donauberge" [1]).

---

[1]) Vgl. Gedichte V. S. 6.

Ueber die Erfolge meiner Vorträge zu Prag, Wien und Brünn will ich schweigen: Mißgünstige würden die Schilderung für übertrieben oder doch für maßlos eitel erklären. Ich sage nur: soviel Glauben, d. h. Beifall, hab' ich in Israël, d. h. in Deutschland, nicht gefunden. Das hatte zwei Gründe: einmal die lebhaftere, nach heißerem Ausdruck verlangende Eigenart der Deutsch-Oesterreicher im Vergleich zumal mit der norddeutschen, stets die eigne Würde wahrenden Zurückhaltung. Dann aber vor Allem: es geht den Deutschen dort buchstäblich das Wasser der Entdeutschung bis an den Mund: sie ringen hart, ja verzweifelt um die Erhaltung ihres Deutschthums: da ist ihnen nun ein Mann, der als Forscher, Lehrer, Schriftsteller und Dichter das Deutschthum so leidenschaftlich und so ernst vertritt wie ich, gar sehr willkommen! Nicht mir, dem Deutschthum das ich darstelle, galt und gilt jener Beifall und die Liebe, die mir jede Woche ein- oder zweimal in Briefen, Wünschen, Forderungen, Anerkennungen

jeder Art aus Deutsch-Oesterreich entgegen getragen werden. Man hatte auch in der Regierung zu Wien hiervon eine leise Ahnung, als ich einen Ruf an eine österreichische Hochschule erhalten hatte: vor Errichtung des Bündnisses von 1878 war es, da sprach der zuständige „Sections-Chef" (?): „Was? den Dahn? Lieber gleich den Bismarck!" Diesen Ausruf K. K. Unwillens rechne ich mir zu hoher Ehre.

In Brünn drohte die Begeisterung, im schönen deutschen Hause, das sich die Wackern dort unter Führung des Pfarrers Trautenberger und des Herrn Waniek aus eigner Kraft erbaut haben, „statsgefährlich" zu werden: nicht um meines Vortrags willen erwartete ich jeden Augenblick die Auflösung: — der mir gegenübersitzende, übrigens außerordentlich artige Polizei-Commissar, hatte die Hand stets an der „Auflösungsglocke" — aber als ich die Reden vernahm, welche die Jugend auf Bismarck, auf Deutschland, auf mich zu halten nicht müde ward. Indessen unaufgelöst schieden wir.

In Prag war den Fenstern des deutschen Casinos, in dem ich sprach, das Einwerfen gedroht, Polizei aufgeboten worden: es geschah nichts.

Von meinen Wiener Zuhörern in der juristischen Gesellschaft, noch mehr aber von der Wärme der Liebenswürdigkeit meiner Zuhörerinnen an dem Balladen-Abend, schweige ich: man soll der Mit-Dichter Neid nicht wecken. Aber danken will ich auch hier dem Ehepar, Dr. Ludwig August Frankl Ritter von Hohenwart (†) und seiner prächtigen Gattin, die mit ihrem Eifer und Geschmack die Einrichtung jenes Abends geschaffen haben: er zählt zu meinen allererfreulichsten Erinnerungen.

Wenn ich in der Folge diese Wandervorträge aufgab, so war der Eine Grund, daß ich im Laufe dieser 10 Jahre so ziemlich alle Städte und Landschaften Deutschlands, die mich anzogen, kennen gelernt hatte, der andere der, daß ich die etwa drei Wochen, die sie jährlich in Anspruch nahmen, dem Abschluß der Arbeit an den „Königen" nicht länger entziehen wollte.

XXIX.

Wenden wir uns also wieder dem lieben alten Königsberg zu; noch gar Viel wäre davon zu erzählen!

Vor Allem, in welch große Zahl von Vereinen und Verbänden jeder Art sie mich dort als Ehrenmitglied aufgenommen haben: ich nenne nur den akademischen Gesangverein und den Thierschutzverein, Gedichte IV. S. 528 und V. S. 57; auch ward ich Vorstand des Zweigverbandes des deutschen Schulvereins, Gedichte V. S. 7—11.

Aber nicht ungestraft war ich bekannt geworden in Ostpreußen und auch meine Geneigtheit, Ja zu sagen, kann ich helfen und fördern: so feierte denn zuletzt kein Verband von Kriegern oder Sängern (III.

S. 332, 333, IV. S. 496, 498) oder Turnern (III. S. 333, IV. S. 513—516, V. S. 81) oder Schützen (IV. S. 526—527) oder Ruderern (IV. S. 525) oder Gärtnern (IV. S. 526) oder Theater- (IV. S. 501 bis 503, 533) oder Kauf- (III. S. 298), oder Feuerwehr- (IV. S. 524) oder Eisenbahn-Leuten (IV. S. 520) oder eine Zeitung (IV. S. 523) in irgend einer ostpreußischen Stadt ein Jubelfest, — ein Prolog von mir mußte geschmiedet werden: auch auf manchem Kriegerdenkmal in der Provinz steht ein Spruch von mir.

Und so ist es denn auch kein Wunder, daß es geschah, und nicht eitle Ruhmrede, daß ich es sage: da ich 16 Jahre in Königsberg lebte und nach verschiedenen Richtungen hin ziemlich bekannt wurde, entstand allmälig ein schönes, vertrauliches Verhältniß zwischen mir und den Königsbergern „als solchen"[1]: ich

[1] Nicht einmal die doch oft — z. B. bei den Wahlen — schroff hervortretenden politischen Gegensätze schlossen das aus: ein Führer der Fortschrittspartei, Rechtsanwalt Alscher, oben S. 205, war mir befreundet, der treffliche Dom-Probst Dinder,

weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll. Sie hatten — selbstverständlich unter Wahrung ihres kantischen Kriticimus (oben S. 76) — so zu sagen: ihre Freude an mir: es war ihnen recht, daß ich unter ihnen lebte, ja ich schien zu Königsberg zu gehören, wie der Schloßteich. Oder wie Wichert: daß wir beide — endlich — gingen, haben sie wie eine Art Ungehörigkeit angesehen. Aber am Meisten hatte ich „Liebe", wie man am Pregel statt Beliebtheit sagt, bei der Jugend d. h. (abgesehen von meinen Hörern) bei den

---

oben S. 262, wenigstens ein sehr freundlicher Bekannter, ebenso die conservativen Grafen Dohna — mehrerer Zweige — und Dönhof und Andere desgleichen. Wir bekämpften uns in Worten und Werken, aber ich ward nicht angefeindet, sondern anerkannt. — Die Socialdemokraten hatten kein Blatt dort und kamen überhaupt erst in den letzten Jahren in Betracht. Die zunehmende Verbitterung der Parteikämpfe, die Größe der Stadt, mein stärkeres Hervortreten in politischen Fragen (Sturz Bismarck's, Schulgesetz, Heine-Denkmal) sind wohl die Ursachen davon, daß ich hier in Breslau in Zeitungen und zumal in anonymen Schmähbriefen (beim Schulgesetz waren es 13, in der Heinefrage 34, diese von zum Theil unaussprechlicher Gemeinheit und Unfläthigkeit), an eine lebhaftere Sprache meiner Gegner gewöhnt wurde.

Gymnasiasten, die bei der Vorlesung und Aufführung meiner Dramen meine — freiwillige — Claque bildeten.

Nun lag wenige Minuten nördlich von meiner Wohnung in Hinter-Tragheim das Wilhelms-Gymnasium: die jungen Helden kannten mich fast alle, da täglich unsere Wege sich kreuzten, wann sie im Winter nach 4 Uhr aus der Anstalt an meiner Wohnung vorbei nach Hause gingen und ich aus der Thüre trat, in die Universität zu gehen.

Einmal nun fand ich bei dem Heraustreten, daß bei der täglichen Schneeballenschlacht all' zu viele Große über die Kleineren hergefallen waren und sie arg bedrängten: von Knabenzeit an ein leidenschaftlicher Schneeballwerfer, Kämpfer im Allgemeinen (I. S. 92) und Vorfechter der bedrängten Unschuld (II. S. 539): so auch in diesem Fall, warf ich mich mit Leidenschaft und mit achilleïschem Erfolg für die Jüngeren in das Gefecht und brachte, ein Rächer der Kleinen, den Aelteren eine an Kopf, Ohren und

Antlitz — meinen alleinigen Zielen — empfindliche Niederlage bei. (Ach, wenn ich doch so zielsicher dichten wie werfen könnte!) Aber nun hatte ich mir durch diesen Sieg den Winter-Frieden für immer verwirkt! Sowie ich um 4 Uhr aus der Thür trat, fiel, falls nur irgend ballbaren Schnee Gott Ullr gewährte, ein ganzes Rudel von heimwärts trachtenden Gymnasiasten über mich her, denen es offenbar höherer Reiz war, den Professor Dahn zu werfen, als ihre Genossen. Einige hielten dann auch wohl zu mir. Das Ganze verlief aber in dem sonst um diese Zeit ziemlich menschenleeren Hinter-Tragheim so nett, so liebenswürdig, so ohne jede Rohheit oder lärmende Ungebühr, daß ich mich täglich auf die Schneeballschlacht freute! Der Sohn meines verehrten Amtsgenossen Schirmer, mein lieber junger Gönner Hanns Schirmer, der mich auch in Schlesien nicht vergessen hat, war stark betheiligt und bedauerte, wann sich im Mai der Schnee in Schmutz verwandelte.

Hierbei muß ich auch diese Jugendstufe der

Ostpreußen warm loben: von dem Hinter-Tragheim hinweg, an dem Theater vorbei, gelangte man sofort auf den Platz vor der Universität, auf dem die geheimsten Geheimräthe, die theologischesten Theologen und die zopfigsten Zöpfe unter meinen Amtsgenossen ihren nachmittaglichen Ver .... tiefungsgang zu halten pflegten. Ein par Mal hatten mich nun die „Jungs" mit ihren Würfen bis auf diesen Platz verfolgt, über welchen Anblick einer meiner mir an Weisheit, namentlich aber an Würde, überlegensten Amtsgenossen und Mißgönner vor Entrüstung in den Schnee zu sinken drohte. Ich sah nun aber auch selbst ein, daß, wenn der „ästhetische Versemacher", der sogar, ward er bei Aufführung seiner Stücke gerufen, auf der (†††) Theaterbühne erschien, nun auch noch öffentlich sich mit Gymnasiasten schneeballte, ein disciplinares Einschreiten gegen Dichtung, Nicht-in-die-Kirche-gehen und Schneeballen „in idealer Concurrenz" nicht länger mehr hintangehalten werden konnte. Ich stellte daher die Jungs und: „Jungs,"

— sagte ich — „es wird — wie bisher — fortgeschneeballt: aber nur bis an's Theater. Nicht mehr da, wo man's von der Universität aus sehen kann. Sonst komm' ich in den Carcer."

Musterhaft haben sie's eingehalten, die wackern „Jungs" von Ostpreußen. Hart abgeschnitten war der Fehde wildester Gang, sobald die Ecke des Universitätsplatzes erreicht war. Das ist gute, stramme, preußische, ostpreußische Zucht. Ich würde mich an Oder, Main und Isar nicht fest darauf verlassen, daß nicht die Lebhaftigkeit über die Stränge schlüge.

Ein solcher Gymnasiast ward uns nun allmälig ein Haus- und Familiengenosse, mein kleiner Neffe, „unser Fritzchen" (Henschke), der Enkel meines Oheims Wilhelm (II. S. 359), der den Vater früh verlor und nun in dem Waisenhaus zu Königsberg die Classen bis Prima durchmachte. In unsere enge Wohnung konnten wir ihn nicht aufnehmen. In den fünf Jahren seines harten Lebens in der Anstalt

hat uns der zarte, fast schwächliche Knabe nur Freude, nicht einen Augenblick Verdruß gemacht. So konnten wir ihn jeden Sonntag zu Tisch haben: denn er „hatte“ nie einen „Sonntag“, d. h. ein Ausgeheverbot am Sonntag.

Mit uns um die Wette nahmen sich seiner an, Heilmann (oben S. 208), „der wilde Herr Jäger“, wie Fritzchen ihn ehrerbietig, meine Benamung: „der wilde Jäger“ mildernd, nannte, und Mathildchen (oben S. 125). Mit Auszeichnung bestand er die Abgangsprüfung vom Gymnasium zu Marienwerder (das „Abitur“, wie man in Preußen häßlicherweise amtlich schreibt) und wie freuten wir uns, den lediglich durch eigne Kraft und Pflichttreue aus recht harten Verhältnissen empor Gestiegenen im Jahre 1894/95 hier in Breslau als Postbeamten wieder bewillkommnen zu können.

XXX.

Betrachten wir nun die Früchte der sechzehnjährigen Königsberger Arbeit in Wissenschaft und Dichtung: selbstverständlich kann in diesen nicht für Fachgenossen nur, für einen weiten Leserkreis bestimmten Blättern auf die Wege und die Ziele der Wissenschaftlichen nicht so ausführlich eingegangen werden, wie auf die Beweggründe, Veranlassungen und vorgesteckten Aufgaben der Dichtungen.

Ich hatte noch in Würzburg die westgotischen Studien (IV. 1. S. 103) abgeschlossen: aber die Vollendung des Druckes zog sich bis in das Jahr 1874 hinaus.

Die Jahre 1872 und 1873 waren mit der Ausarbeitung und Vervollständigung der neuen statsrechtlichen Vorlesungen stark in Anspruch genommen.

Gleichwohl begann schon damals die Arbeit an zwei umfassenden Werken über älteste germanische Geschichte: es mag befremden, daß ich solche Unterbrechung in der Fortführung der Könige eintreten ließ — sie währte 14 Jahre, von 1874—1888 —: aber ich hatte zwingende Gründe.

Allerdings war gleich nach Abschluß der Westgotischen Studien die Arbeit an den Königen wieder aufgenommen worden und zwar hatte ich mich zunächst den Langobarden zugewandt, mit denen ich mich bis dahin am Wenigsten beschäftigt hatte. Da ward mir nun bald klar, daß ich, ähnlich wie vor Darstellung der Ostgoten in Italien über Prokopius (IV. 1. S. 97), so vor Darstellung der Langobardengeschichte über ihren wichtigsten Geschichtsschreiber, Paulus Diaconus, des Warnefrid wackern Sohn, mir völlig klar geworden sein müßte und ich begann alsbald in Königsberg, noch in der „Lehmhütte" (also 1873), eine ungemein zeitraubende Statistik über den Sprachgebrauch, dann Forschungen über Quellen, Lebensgang, Weltanschauung

des Mannes, ähnlich wie bei Prokop. Die karge Frucht dieser mühevollen dreijährigen Arbeit war ein schmales Heftlein: „Langobardische Studien I. Paulus Diaconus“, das erst 1876 erschien (Leipzig, Breitkopf und Härtel): der gesammelte Stoff für das noch Folgende (etwa dreimal so viel!) liegt seit 1876 gehäuft, nur noch der Niederschreibung harrend. Die Schrift, gegen Bethmanns bis dahin allein herrschende Ansichten gerichtet, ist in dem Bestreben, manchen zweifellosen Irrthum zu beseitigen, hie und da vielleicht allzukritisch ausgefallen: indeß manches hat sie doch zuerst richtig gestellt und jedesfalles war es unrecht, wie leider geschah, mir die einfältige Absicht unterzuschieben, die lange (sehr lange!) in Vorbereitung begriffene Ausgabe in den Monumenta Germaniae zuvorkommend zu verdrängen durch den Abdruck der Gedichte des Benedictiners, während ich ihn doch, wie ich ausdrücklich sagte, nur deßhalb beifügte, weil ich bei meiner Beweisführung unablässig dieser Verse bedurfte. Es ist „unfair“ gewesen, mir die Dummheit

nach zu sagen, ich habe, ohne über irgend eine Handschrift (mit Ausnahme einer für ein kurzes Gedicht) verfügen zu können, eine Wettbewerbausgabe herstellen wollen!

Während diese Arbeit mich nun tief in die politische äußere Geschichte des VI.—IX. Jahrhunderts von Italien, Byzanz, dem Frankenreich eintauchte, kam mir immer klarer die Erkenntniß, daß gerade bei meiner Auffassung des Verhältnisses des Rechts zu den übrigen Geistes- und Lebenserscheinungen der Völker und Zeiten die politische, Bildungs- und Wirthschaftsgeschichte in den folgenden Bänden der Könige in stärkerem Maße als in den früheren möglich gewesen, mit dargestellt werden müsse. Bei den bisher behandelten gotischen Völkern fließen die Quellen auch hierfür spärlich: ganz anders bei den Franken und den allmälig in ihrem Reiche versammelten Stämmen: hier war die Heranziehung der reichfluthenden Quellen für diese Gebiete geboten. Da nun aber doch weder die Zahl der für die

Könige bestimmten Bände in's Ungemeßne vermehrt, noch ihr Umfang in's Ungefüge verstärkt werden konnte, ergriff ich gern die mir dargebotene Möglichkeit einer Arbeits- und Stoffvertheilung. Wilhelm von Giesebrecht, noch von München her mir recht wohl gesinnt — er hatte meine Aufnahme als correspondirendes Glied der dortigen Akademie angeregt — ertheilte mir den ehrenvollen Auftrag, in der von ihm geleiteten neuen Ausgabe der Geschichte der europäischen Völker (weiland von Heeren und Ukert, bei Perthes in Gotha), die älteste deutsche Geschichte bis 814 zu übernehmen. Und fast gleichzeitig forderte mich Oncken in Gießen auf, in der von ihm bei G. Grote in Berlin herausgegebenen „Allgemeinen Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" zu schreiben. Ich übernahm auch dies: beide Aufgaben deckten sich ja nicht, da die „germanischen"[1]) auch die ostgerma-

[1]) Nordgermanen und Angelsachsen blieben Andern vorbehalten.

nischen, d. h. gotischen Völker, die Langobarden und Burgunden umfaßten und das „Romanische“ auch die Entwicklung der Provincialen in Gallien, Spanien, Italien umschloß.

Nur für die späteren deutschen Stämme ergab sich Wiederholung: jedoch war mir sehr erwünscht — gerade aus dem obigen Grunde — eine Theilung in der Art durchzuführen, daß in der „deutschen“ Geschichte die Verfassung, in der „germanisch-romanischen“ die politische und die Culturgeschichte viel eingehender behandelt wird. Dankbar und verehrungsvoll habe ich die Urgeschichte dem Minister Dr. Falk — nach seinem Sturze! — zugeeignet.

Wie gewöhnlich ward die ursprünglich geplante Bogenzahl beider Werke weit überschritten: die Deutsche (zugeeignet den Freunden Gareis, Roßbach, Semper in Erinnerung an die gemeinsam durchlebte Schlacht bei Sedan) erhielt (statt 40) 80, die Urgeschichte (statt 100) vollends 170 Bogen, zumal durch den III. Band, der allein 74 Bogen zählt. Vierzehn

Jahre erheischte die Herstellung dieser sechs Bände von 250 Bogen, von 1875 bis 1888 [1]) und bei jenem III. Bande, der meiner Meinung nach neben dem VI. der „Könige" und dem „Prokop" meine beste wissenschaftliche Leistung ist, wäre ich in den heißen Königsberger Sommern nahezu zusammen gebrochen: man sieht es dem dicken „Wälzer" doch nicht an, wie viel Lebenskraft darin steckt: ich arbeitete damals von früh 7 Uhr bis abends 9 Uhr mit Unterbrechung nur durch drei Stunden Vorlesung und 1/4 Stunde Mittag: wir gingen damals erst lange nach 9 Uhr aus; im Jahre 1887 wär' ich schier der Last erlegen.

Im Jahre 1888 aber nun, nach der Uebersiedelung hierher, zu den Königen zurückkehrend, verspürte ich, tief aufathmend, welche Erleichterung jene langen Vorarbeiten mir verschafft hatten: in unzähligen Dingen konnte und kann ich nun darauf verweisen, so daß ich

[1]) Urgeschichte I. und II. 1881; III. 1883—1888; IV. 1889; Deutsche Geschichte I. 1883; II. 1888.

im Jahre 1894/95 den VII. Band der Könige, in drei Abtheilungen zusammen etwa 70 Bogen, (die Merovinger), veröffentlichen konnte, dem im Jahre 1896 der VIII., die Karolinger, im Jahre 1897 der IX., der rechtsrheinischen Stämme und die Burgunden, im Jahre 1898 der letzte — X. — die Langobarden, folgen wird; und zwar auch dann, wenn ich vorher sterben sollte: Freund Gareis kann und wird aus der nahezu (ausgenommen die Langobarden) druckfertig vorliegenden Handschrift ohne viel Mühe die Herstellung vollenden, sodaß also der Abschluß dieses wissenschaftlichen Hauptwerkes meines Lebens gesichert ist.

Im Jahre 1875 gab ich (Leipzig, Breitkopf und Härtel) die handels- und wechsel-rechtlichen Vorträge heraus, — überarbeitet und erweitert — die ich im Winter zuvor in der „Börsenhalle" für den kaufmännischen Verein gehalten hatte: ich wiederhole, daß ich an jenen Abenden, da sich an den Vortrag freie Erörterung der von den Hörern gestellten Fragen knüpfte, mindestens ebensoviel gelernt als gelehrt

habe: nochmal sage ich den anregenden Stunden besten Dank.

Im Jahre 1876 nahm ich die Aufforderung der Beck'schen Verlagshandlung zu Nördlingen (später München) an, ein Rechtsbuch zu schreiben, d. h. eine Darstellung des deutschen Privatrechts, Handels-, Wechsel- und See-Rechts, die, volksthümlich gehalten, auch Nicht-Juristen ein Bild des auf diesen Gebieten geltenden Rechtes gewähren sollte. Doch verfolgte ich dabei zugleich einen andern Zweck, den die Erfahrung als den richtiger gewählten — oder doch besser von meiner Arbeit erreichten — heraus stellte: nämlich das Buch sollte den Studirenden der Rechte sozusagen die deutschrechtliche Institutionenvorlesung ersetzen oder doch von ihnen gleichzeitig mit den Vorlesungen über jene Fächer studirt werden: dieses Ziel ward in vollem Maß gewonnen und mehrere Amtsgenossen haben das Buch als hierfür gut geeignet empfohlen. In Königsberg und Breslau wird es in dieser Weise häufig gebraucht. Daß gleichwohl nach

18 Jahren — es erschien 1877 — noch eine neue Auflage nicht erforderlich geworden ist, erklärt sich aus der tödtlichen Abneignng deutscher Studenten, ein Buch zu „kaufen“: — das erscheint ihnen als unverantwortliche Entziehung des für den Bier-Bedarf unerläßlichen Vermögens. Zumal neu kaufen! Welche Vergeudung! Dagegen ist weniger dawider einzuwenden, daß der Student nach bestandener Prüfung das nun nie im Leben mehr benöthigte Buch gegen ein Geringes einem noch studiren Müssenden abläßt: durch diese sinnreiche Einrichtung kann wie der Herr mit wenigen Broden und Fischen Tausende speiste — Ein Exemplar die „wissenschaftlichen Bedürfnisse“ vieler auf einander folgender Geschlechter von Studenten befriedigen: da sie es mit in die Vorlesung nehmen, machte ich vom Lehrstuhl herab die Bekanntschaft eines Exemplars zu Königsberg: — kenntlich an einem großen Oelfleck im Urheberrecht — es hat von 1878—1888 dort vorgehalten! — Und hier in Breslau kreist „von Geschlecht

zu Geschlecht", d. h. seit 1888 Eines mit einem riesigen Dintenklex in der ehelichen Gütergemeinschaft: es wird wohl so lange hier „dienen" wie — ich selbst. —

Jener Antrag war mir erwünscht gekommen: gegenüber dem leider nicht ganz unbegründeten Vorwurf, daß ich einseitig in Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie stecke, nie im heutigen Recht gearbeitet habe[1]), wollte ich gern auch einmal derartiges bringen.

Und aus diesem Grunde, dann aber zumal, um mir die Vorlesung über deutsches Privatrecht mit ihrem stets anschwellenden Stoff abzukürzen und zu erleichtern, veröffentlichte ich im folgenden Jahr[2]) einen Grundriß des deutschen Privatrechts, auf dessen sehr reiche Literaturangaben ich fortan verweisen konnte,

[1]) 's ist freilich nicht wahr! Vergl. das Handels- und Wechselrecht in der von mir besorgten dritten Ausgabe von Bluntschli, dann zahlreiche Aufsätze über eheliches Güterrecht, Urheberrecht, Patentrecht, Rechtsquellen, Gewohnheitsrecht: s. jetzt Bausteine V. 2. 1884. Privatrechtliche Studien und IV. 1. 1883.

[2]) 1877. Breitkopf und Härtel, Leipzig.

so die viele Zeit ersparend, die das unerfreuliche Dictiren der Bücher erheischt; freilich muß man alsdann durch stete Erneuung, Verjüngung, Mehrung des Vortrags dafür sorgen, daß die Herren aus dem süßen Glauben, der Besitz des Grundrisses mache den Besuch der Vorlesung überflüssig, unsanft aufgerüttelt werden. Ich kenne einen Fall, da ein Professor fast alle Zuhörer verlor, — und zwar von Rechtswegen! — nachdem er sein Vorlesungsheft hatte drucken lassen und es nun Jahrzehnte hindurch, peinlich unverändert, als edictum perpetuum behandelte. Für das Handels-, Wechsel- und Seerecht empfinde ich jenes Bedürfniß der Zeitersparung weniger, deshalb habe ich die Vollendung des Grundrisses für diese Vorlesung immer wieder hinausgezögert. Jedoch habe ich gerade für sie — einstweilen — in anderer Weise ein wenig gesorgt.

Wiederholt ward ich in Königsberg und Breslau von den Vorständen der Oberlandesgerichte und Vorsitzenden der Prüfungsausschüsse aufgefordert,

Gegenstände für die schriftlichen Arbeiten bei der ersten Prüfung der Rechtsbeflissenen aus dem Deutschen Privatrecht, Handels-, See- und Wechselrecht in Vorschlag zu bringen.

Ich veröffentlichte nun[1]) eine Sammlung solcher Vorschläge als Anhang zu dem „Grundriß". Dieselben mögen, auch abgesehen von der Prüfung, als Leitfäden für die Wiederholung der Vorlesungen dienen und was das Handels-, Wechsel- und Seerecht betrifft, das ich hier besonders systematisch behandelt und reich bedacht habe, einstweilen auch als eine Art Grundriß während des Hörens der Vorlesung.

In den Jahren 1879—1884 beschäftigte mich — neben Urgeschichte und Deutscher — noch eine andere mühereiche Aufgabe. Allmälig war in den 26 Jahren seit meiner ersten Veröffentlichung (1853, die Schutzschrift für Prantl, II. S. 473) eine ganz unglaubliche Menge von größeren und kleineren

[1]) 1889 bei Breitkopf und Härtel.

Abhandlungen, Aufsätzen, Besprechungen auf den Gebieten meiner verschiedenen Fächer angewachsen, verstreut in allen möglichen Zeitschriften und Zeitungen: sehr oft mußte ich in meinen Büchern und ganz besonders den Vorlesungen auf solche verweisen.

Da war nun diese Verstreuung recht unbequem für Andere wie für mich und die Zusammenfassung des Zusammengehörigen, je in einen Band, erschien wünschenswerth: so machte ich mich denn an die zeitraubende Arbeit, diese disjecta membra scriptoris, innerhalb des Faches geordnet, aus unzähligen Abdrücken zu sammeln, sie zu sichten und systematisch nach den Gegenständen und nach der Zeitfolge herauszugeben unter dem Namen „Bausteine" [1]), in „Reihen und Schichten" gegliedert. Allein es ging doch nicht an, die zum Theil über zwanzig Jahre alt gewordnen Dinge unverändert abzudrucken: in manchen Stücken hatte ich meine Ansicht geändert, in andern Fällen

[1]) Berlin 1879—1884. O. Janke, VIII Bände.

waren seither neue Quellen entdeckt worden, durchgängig aber ward die Ausdrucksweise der Form meinen jetzigen Aussprüchen angepaßt, wobei auch eine gewisse — übrigens sehr maßvolle, sich von jeder Uebertreibung fern haltende — Reinigung von entbehrlichen Fremdwörtern — viele sind ganz unentbehrlich und werden nicht mehr als Fremdlinge verspürt — durchgeführt ward. Gern will ich zugeben, daß auch ich mich nicht von dem bei solchen Sammlungen den Urheber meist beschleichenden Fehler freigehalten habe, Kleinigkeiten aufzunehmen, die nur für ihn selbst noch Werth haben: es ist eben schwer die Gränze zu ziehen und man strebt annähernde Vollständigkeit an.

Bezeichnend für das starke Uebergewicht der Rechtsgeschichte und der Geschichte der altgermanischen Zeit und des früheren Mittelalters bis 1270 ist, daß von den acht Bänden drei (I., II. und VI.) diesen Dingen zugetheilt sind: die werthvolleren sind wohl in I. (er ist Freund Toeche gewidmet): die Briefe aus

Thule, dann zehn Abhandlungen über germanische Mythologie, fünf über die Völkerwanderung und die Geschichte des germanischen States, in II. (Paul Laband zugeeignet) die (Habilitations-)·Schrift über die Gottesurtheile, und eine (für mich wenigstens) grundlegende, (nur für mich) bahnbrechende Abhandlung über Fehdegang und Rechtsgang bei den Germanen, sowie ein Aufsatz über den Zusammenhang Deutschlands mit Italien im Mittelalter; in VI. (zugeeignet William Stubbs, „dem Meister der englischen Verfassungsgeschichte") die Darstellung der Leibeigenschaft in Deutschland.

Der III. Band (Friedrich Vischer und Ludwig Steub III. S. 557 in Dank, Verehrung und Freundschaft zugeeignet) ist der schönen oder doch leichten Literatur gewidmet: ich nenne hier nur den Aufsatz über den Bau der Ballade, dann Besprechungen von Freytags Soll und Haben, sehr vieler Bücher Steubs, Julius Wolffs, Scheffels: dann sind hier die Reisebriefe aus Tirol und Italien

von 1862 abgedruckt und drei Berichte aus dem Krieg in Frankreich; der vierten Reihe erste Schicht (gewidmet dem ehrwürdigen Restor der deutschen Philosophen, Zeller in Berlin, und Demetrius Sturdza in Bukarest, dem Jugendgenossen solcher Studien (II. S. 115 f.) bringt Philosophisches: die in Berlin 1852 geschriebene Abhandlung über Platon, die Schutzschrift für Prantl, die beiden bis dahin ungedruckten Antworten für Huber und Grimm (II. S. 473); der vierten Reihe zweite Schicht (meinem lieben Freund und Collegen in Poesie und Wissenschaft Max Seydel (IV. 1. S. 69) zu eigen) enthält meine zahlreichen (15), zum Theil umfangreichen Abhandlungen zur Rechtsphilosophie, auf die ich in der stundenkargen Vorlesung viel verweisen muß: und auch hier verweise ich jene Leser darauf, die sich genauer über meine philosophische Weltanschauung und über meine Lehren von Recht und Stat unterrichten wollen als das hier geboten werden kann: außer mit Ihering (Kampf ums Recht) habe ich mich mit

jenen immer noch zahlreichen Rechtsphilosophen auseinandergesetzt — deutlich! — die, Nicht-Juristen, Sittlichkeit und Recht fortwährend durcheinanderwerfen und das Recht statt als Befriedigung eines selbständigen Vernunftbedürfnisses als Mittel zum Zweck der Moral, als ein nothwendiges Uebel, statt als ein nothwendiges Gut der Vernunft auffassen, dem Menschen so wesentlich wie Sprache, Kunst, Religion, Sittlichkeit und Wissenschaft.

Der fünften Reihe erste Schicht enthält fünf völkerrechtliche Abhandlungen, darunter das kleine „Kriegsrecht für den Tornister des deutschen Soldaten" von 1870, dann die Erörterung der damals neu und brennend in der Praxis auftauchenden kriegsrechtlichen Fragen: (Geiseln, Luftballon, Kabel, Franctireurs, Pflichten der Neutralen), dann die „Lanze für Rumänien" (II. S. 123) und fünf statsrechtliche (darunter die Vorschläge von 1871 über die deutsche Provinz Elsaß-Lothringen): diese Schicht ist zugeeignet dem wackern belgischen Minister Rolin-Jaequemyns und

dem braven holländischen Professor Opzoomer (†) zu Utrecht, den muthigen[1]) Vertheidigern des guten deutschen Rechts im Jahre 1870/71.

Die zweite Schicht faßt die (oben S. 569, Anm. 1 erwähnten acht) Abhandlungen über heutiges Privat- und Handelsrecht zusammen und meine Vorschläge zur Umgestaltung des Rechtsstudiums in Preußen: zugeeignet sind sie Brinz, einem meiner frühesten und verehrtesten Lehrer. (II. S. 32.)

Aber das Jahr 1878/79 tauchte mich — neben den fortgeführten Arbeiten an Urgeschichte und Deutscher Geschichte — tief, sehr tief in rechtsphilosophische Aufgaben.

Im Herbste 1878 hatten wir in der Krone zu Friedrichshafen (oben S. 351) ganz zufällig das aus der Schweiz zurückkehrende Ehepar von Jhering getroffen. Selbstverständlich zog es mich mächtig an, den Verfasser des Werkes: „Der Geist des römischen Rechts“ kennen

[1]) Und in jenen Landen fast einzigen!

zu lernen, das ich für meine Vorlesungen über Geschichte der Rechtsphilosophie eifrig und, sogar wo ich zweifelte, mit Bewunderung durchforscht hatte. Und auch Ihering schien es nicht unlieb, sich mir gegenüber auszusprechen über Dinge, die ihm damals vor allen Andern nah anlagen: er verlängerte seinen ursprünglich auf einen Tag bestimmten Aufenthalt auf etwa drei.

Und in diesen drei Tagen verhandelten wir fast ganz ausschließend, er meist vortragend, ich meist Zweifel kurz dazwischen werfend, über das große rechtsphilosophische Werk, das er im Geiste wälzte: den „Zweck im Recht".

Es wird mir recht schwer im Gemüth, an diese Dinge zu rühren, zumal unsere menschlich so schön und wissenschaftlich — bei allen Gegensätzen — so ritterlich begonnene und lange — durch Ihering's Verdienst zumal — durchgeführte Beziehung zuletzt so mißtönig abriß — aber wahrlich nicht durch meine Schuld!

Denn es ist mir höchst schmerzlich, nahezu unerträglich, früher schön gestaltete Verhältnisse grell zerreißen zu spüren: um dieses zwingenden Harmoniebedürfnisses willen hab' ich oft im Leben — etwa sechsmal — Menschen, die mir einmal nahe gestanden, nachdem sie, zweifellos im schlimmsten Unrecht mir gegenüber, mir auf das Bitterste wehe gethan, zumal wenn wir gemeinsam theuere Gräber verehrten, immer und immer wieder die Hand zur Versöhnung gereicht und in allen Fällen — ausgenommen Einen — mit schönem Erfolg. Meine Nächsten haben zuweilen diese allzuweit gehende Weichheit ganz unbegreiflich, mit meinem sonstigen Wesen unvereinbar, und dem parsifalischen Mitleid, der „linken Backenreichungslehre" (oben S. 385) gleich gefunden. Dagegen muß ich Einspruch thun: gegen Menschen, die mir nie etwas waren, hebe ich bei Beleidigung germanischen Fehdegang. Aber mit Menschen, mit denen ich in erfreuenden Verhältnissen stand, in häßliche gerathen, ist mir so hart, daß ich

lieber das alleräußerste Maß von Geduld und Verzeihung gewähre. Aehnlich stand es mit Rudolf Ritter von Ihering: daß unser schön geknüpftes Band häßlich zerrissen ward, schmerzt mich: und mit äußerster Zartheit, mit vollster Gerechtigkeit gegen den im Tode Verstummten, will ich die traurige Geschichte erzählen, so erzählen, daß er selbst nichts dagegen erwidern könnte[1]).

Vor Allem ist zu trennen der Mensch und der Rechtsphilosoph.

Mit dem Menschen kam ich gleich von Anfang prächtig zu recht und blieb ich bis an sein Ende — fast — in schöner Beziehung; nur zuletzt hat's der „Rechtsphilosoph" den beiden Menschen verdorben.

So entgegengesetzte Naturen wir beide waren — oder gerade vielleicht deshalb — gefielen wir einander gleich von Anfang sehr: auch ich ihm, das darf ich ohne Ruhmrede sagen. Er, wie er selbst gern und

[1]) Ist ihm doch nach seinem Tode von Menschen, die ihm reichen Dank schuldeten, übel vergolten worden!

laut von sich rühmte, von echt niederdeutscher Derbheit — im besten Sinne des Wortes: — „ich bin frisischer Bauer und sehr sinnlich angelegt,“ sprach er mit breitem Lachen; jenes war er zwar nun nicht: wohl aber erfreute er sich eines starkknochigen Realismus, von dem mir — leider! — jede Spur fehlt: der liebe Gott hatte ihm wie seinen kräftigen Geist so seine starken Ellenbogen nicht umsonst gegeben: er wucherte mit beiden und schob sich kraftvoll durch das Leben! Er verspottete mich wegen meines „asketischen“ Speisens: er selbst erwies sich freilich in der „Krone“ — Frau Deeg (oben S. 351) — mußte tüchtig auftragen in jenen Tagen! und bei unserem verabredeten Wiederzusammentreffen in München ging dies Wesen (bei Schleich) munter fort! — als ebensolcher gourmet wie gourmand und ich bewunderte auch seine auf vieljährigen und gründlichen Quellenforschungen beruhenden Weinkenntnisse.

Dabei war er ein von Geist und Witz — allerdings zuweilen etwas grobkörnigem — sprühender

Tischgenosse, der auch die Frauen in heiterster Laune hielt. Uns beide verband — neben Tieferem und Ernsterem — die gemeinsame Abneigung gegen die Zopferei, die an gar manchen Facultäten oder doch an vielen lieben Amtsgenossen immer noch waltet: er schalt grimmig über die allermeisten (nicht alle) Romanisten mit einer göttlichen Grobheit, die ich bewunderte, ohne sie erreichen zu können: und es freute mich herzlich, als ich — später — erfuhr, er habe mich schon vor, aber zumal nach unserer Begegnung oft vertheidigt gegen manche Amtsgenossen, die mir wenig Liebe trugen: — (aus den oft schon in diesen Bänden beweinten Gründen: ich kann nun leider Besserung für den Abend meines Lebens nicht in Aussicht stellen: es lohnt die Zeit nicht mehr).

Also menschlich ging Alles gut: er verzieh mir auch, daß ich sein viel bewundertes Büchlein „Kampf um's Recht“ nicht gerade sehr glimpflich behandelt hatte (Bausteine IV. S. 269) —: denn ich hielt und halte den Grundgedanken für maßlos übertrieben:

es **kann** sittliche, zumal politische, patriotische Pflicht sein, den Kampf um das verletzte Recht mit allen Opfern an Geld, Zeit, Mühe, Verdruß bis zum Aeußersten durchzukämpfen, aber nicht im Allermindesten **muß** das bei jeder Rechtsverletzung der Fall sein. Ihering wollte in jener Schrift den Deutsch-Oesterreichern bei seinem Abgang von Wien ein kräftig Wörtlein hierüber sagen — mit bestem Fug. Aber das war nun seine leidenschaftliche Art: hatte er einen richtigen oder doch in gewissem Maße richtigen Gedanken erfaßt, der ihn dann ganz beherrschte, so rannte er mit seinem harten Friesenkopf durch alle Mauern, ins Ungemessene diesen Gedanken fort reißend oder vielmehr von ihm fortgerissen.

In den meisten Dingen in schönstem Einvernehmen, begannen wir nun auf viele Stunden währenden Spaziergängen Rechtsphilosophie zu besprechen und er führte mir den ganzen Plan seines auf drei starke Bände berechneten Werkes vom „Zweck im Recht" vor!

Ich erschrak: ich gerieth in peinliche Verlegenheit gegenüber dem so viel Aelteren, dem weltberühmten Beschwörer des Geistes des römischen Rechts.

Ich erschrak darüber, daß der Mann an eine solche rechtsphilosophische Aufgabe heran trat, der er weder der Begabung noch den Kenntnissen nach im Allergeringsten gewachsen war.

Ihering war, wie berufenere Beurtheiler als ich bezeugen, einer der hervorragendsten juristischen Geister aller Zeiten: zumal sein Werk über den Besitz wird als klassisch gerühmt: aber er hatte nicht die mindeste Anlage für Philosophie.

Und zu diesem Mangel an Fähigkeit, philosophisch zu denken, trat nun die vollständigste Abwesenheit jeder Kenntniß der Geschichte der Rechtsphilosophie!

Diese Unwissenheit trat in naiver, geradezu liebenswürdiger Weise hervor. Wie er auf unsern langen Spaziergängen mir seine Gedankenreihen vortrug und mich fragte, was ich dazu meine, erwiderte ich meist kurz: „Das ist ganz richtig, steht aber schon bei

Aristoteles," oder „jawohl, das lehrt schon Hemming oder Oldendorp oder Bodinus oder Hobbes oder Locke (mit dem Ihering ahnungslos vieles gemein hatte) oder Hugo Grotius oder Spinoza oder Hume oder Pufendorf oder Thomasius oder Montesquieu oder Leibniz oder Rousseau oder Kant oder Hegel oder Wilhelm von Humboldt oder Stahl oder Trendelenburg oder Krause oder Ahrens," — da blieb er ganz erstaunt stehen und sprach ein langgedehntes „So?" Einmal aber wandte er sich lachend zu seiner Frau und meinte: „Es ist nur gut, wenn Einem gesagt wird, was schon früher gedruckt ist."

Nun soll das gewiß keine Ruhmrede sein: kein Wunder, daß ich diese Dinge wußte, der sie schon vor bald 30 Jahren bei Prantl und dann in genauester Quellenforschung gelernt hatte, da ich ja seit 1857 Geschichte der Rechtsphilosophie vortrug: Ihering aber hatte offenbar kaum je ein Buch über Geschichte der Rechtsphilosophie gelesen, geschweige sich eingehend und in geschichtlicher Folge mit den Quellen selbst

befaßt, hatte er auch wohl mal ein Stück in Kant oder Hegel gekostet. Aber das war eben das Verhängnißvolle, daß der grundgescheute Mann glaubte, die Aufgaben der Rechtsphilosophie behandeln zu können ohne jede Vorbildung. So wiederholte er oft und oft alte Wahrheiten und — häufiger noch! — alte, längst abgethane Irrthümer. Meine Hoffnung, er werde nun die Dinge, die ich ihm als bereits der Geschichte angehörig bezeichnet hatte, weglassen, blieb unerfüllt: er brachte all' diese alten Geschichten wieder vor!

Aber es fehlte, wie an Schulung, so, wie bemerkt, an Begabung für das Philosophische, von dem er mit herausfordernder Geringschätzung sprach.

Lediglich von der juristischen Seite her — und zwar von recht äußerlich „praktischen" Gesichtspunkten aus — betrachtete er das Problem des Rechts in der Menschheit: es fiel ihm gar nie ein, daß es ganz ebenso Sache des Philosophen ist, von der Seite der Philosophie her der Rechtsidee und ihren Erscheinungen

in seinem System die richtige Stelle anzuweisen. In Anthropologie und Psychologie war er so unschuldig, daß er, um seine Wahnvorstellung von dem absolut freien Willen des Menschen zu retten — er fürchtete andernfalls Sittlichkeit und Strafrecht nicht aufrecht halten zu können! — den Menschen aus der Verkettung von Ursache und Wirkung ausdrücklich herausnahm! Das Causalitätsgesetz gelte nur für „Natur", d. h. die unbelebte Natur, dann noch die Pflanzen und die Thiere, nicht aber für den Menschen! Jeder Mensch aber könne, — so lehrte er ganz wie die dickste Scholastik — in jedem Augenblick sich völlig frei für das Gute entscheiden, ohne jede Rücksicht auf Vererbung (angeborne Eigenart) und Anpassung (d. h. Erziehung, Lebensgeschichte!). Das drückte er so aus: „das Thier trinkt, weil es Durst hat, der Mensch, um seinen Durst zu löschen!" Auf meine Vorstellungen hin ließ er wenigstens diesen Satz in der zweiten Auflage des I. Bandes fort.

Aber abgesehen von solchen Verstößen, — die ganze Grundauffassung von Recht und Stat, der äußerste Utilitarismus, wie ihn die Engländer längst gelehrt, die rein praktische Zweckmäßigkeit, ohne jede ideale Vernunftnothwendigkeit der Idee, schien mir so verwerflich, daß ich ihm meinen grundsätzlichen Widerspruch nicht verhehlte und ihn bat, die Tags zuvor auf seinen Wunsch zugesagte Besprechung des Werkes mir zu erlassen. Aber davon wollte er nichts hören: lauter Widerspruch sei ihm lieber als Schweigen. Und auch als ich nun in Königsberg den I. Band durchforscht hatte und, meine Befürchtungen noch weit übertroffen findend, ihn wiederholt ersuchte, mich schweigen zu lassen, bestand er auf meinem Versprechen. So schrieb ich denn eine Kritik, die aber eine Anti-Kritik, d. h. eine Bekämpfung von A bis Z wurde und so umfangreich ausfiel, daß sie ein ganzes Buch ausmachte. „Die Vernunft im Recht"[1]) nannte ich es, weil ich gegenüber der ausschließlich realen Wurzel

[1]) Berlin 1879, bei O. Janke; 13 Bogen.

der äußeren praktischen Zweckmäßigkeit bei Ihering (die ich als die Eine nicht leugne) als die zweite, ideale, gleich wesentliche, die Vernunftnothwendigkeit des Rechts, in Befriedigung eines besonderen Vernunftbedürfnisses, eines Rechtstriebes (wie Familien-, Sprach-, Kunst-, Religions-, Moral- und Wissens-Triebes) aufstelle. In der Form suchte ich den Gegner mit schonendster Artigkeit zu behandeln, wie das meiner hohen Verehrung vor dem Meister auf andern Gebieten entsprach: ja, ich habe mir von manchem Amtsgenossen vorwerfen lassen müssen, ich sei in den huldigenden Ausdrücken (zumal des Vorworts) viel zu weit gegangen.

Nun aber ist an Ihering hoch zu rühmen, daß der so viel Aeltere meinen lauten und grundsätzlichen und das ganze Werk verfolgenden und nach Ergebniß und Methode gleich entschieden verwerfenden Widerspruch ohne Verletztheit hinnahm — er schrieb nur einem gemeinsamen Freund: er mache sich, wie aus der Philosophie überhaupt (!) — in solchem Fall

muß man nicht Rechtsphilosophie treiben — nichts aus meinen philosophischen Einwendungen. Vielmehr blieben wir in freundschaftlichem Briefwechsel: er änderte und strich in der zweiten Auflage des I. Bandes einiges von mir Angegriffene und vertröstete mich immer und immer wieder auf den II. Band, der meine Bedenken überwinden und insbesondere die von mir so bitter vermißte Begründung des Sittlichen (im Unterschied vom blos Nützlichen) mit der Betonung des Idealen auch im Recht (im gleichen Unterschied) glänzend nachbringen sollte: dann möge ich auch über den II. Band schreiben.

Nach langem Harren erschien dieser und ach! — ich sag' es mit aufrichtigem Bedauern — er war nicht nur noch viel mehr verfehlt als der Erste, es war in dem, was er brachte meist nicht viel Anderes als ein geistreicher after-dinner-talk wie Ihering solchen meisterhaft führte: das war Alles, nur keine Rechtsphilosophie: das Traurigste aber war, das was er nicht brachte: nämlich jene viel verheißenen

Begründungen des Idealen in Sittlichkeit und Recht.

Nach langer Ueberlegung schrieb ich ihm einen gewiß sehr artig und ehrend gefaßten Brief, in dem ich erklärte, es sei mir ganz unmöglich, mich über diesen II. Band zu äußern, da ich ihn für Rechtsphilosophie überhaupt nicht halten könne.

Das scheint ihn nun tief gekränkt zu haben: ich habe auf diesen Brief keine Antwort und auch sonst kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten, während er mir seit 1878 all' seine Veröffentlichungen geschickt hatte.

Ich wiederhole: es schmerzt mich, daß ein schön angeknüpftes Band, das — durch Ihering's edles Verdienst — den ersten Ruck so erfreulich ausgehalten hatte, nun häßlich zerrissen ward: aber ich könnte auch heute nicht anders: hätte ich mich über den II. Band ausgesprochen, wäre der Bruch noch schroffer ausgefallen.

Uebrigens ist es traurig, daß der glänzend

Begabte die beiden Hauptwerke seines Lebens: den „Geist" wie den „Zweck" unvollendet gelassen hat: das hängt mit seinem stoßweisen Arbeiten zusammen und dem Feuer, mit dem er von neuen Einfällen fortgerissen ward. Statt jene Arbeiten zu vollenden, warf er sich plötzlich auf eine „Vorgeschichte der Indo-Europäer", zu der ihm nun abermals sowohl wie bei der Rechtsphilosophie alle erforderlichen Vorkenntnisse — sprachliche, geschichtliche, anthropologische, Quellenbeherrschung — gebrachen und jede völkerpsychologische Methode.

So folgte er denn — eben ohne Zucht der Gedanken durch Methode! — jedem der raschen ihn ohne Unterbrechung durchblitzenden Einfälle. Man hat das Buch aus dem Nachlaß herausgegeben. Es schmerzte mich, als ich vernichtende Kritiken darüber lesen mußte und sie nicht Lügen heißen konnte.

XXXI.

Das folgende Jahr (1881) brachte mir eine Aufgabe, der ich mich mit besonderer Liebe und deshalb mit Freude unterzog, weil sie mich nicht wie jene rechtsphilosophische Fehde von meiner Hauptarbeit an der „Urgeschichte“ und der „Deutschen“ abzog, sondern mich nöthigte, mich in einen wichtigen Theil dieser Arbeit noch gründlicher, als ich sonst vielleicht gethan hätte, zu vertiefen.

Die Verlagshandlung von Otto Weigel zu Leipzig forderte mich auf, das 1859 bei ihr erschienene Werk Eduards von Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung, dessen erste Auflage vergriffen war, neu herauszugeben. Der ebenso liebenswürdige wie ehrwürdige greise Verfasser, den ich auf einem Geschichts- und Alterthumsforscher-Tag zu München 1860 kennen

gelernt hatte, war von mancher meiner Einwendungen[1]), zumal gegen das lockere Gefüge des Werkes, überzeugt worden und wir hatten uns damals, Dank der Herzensgüte des so viel reiferen Herren, rasch angefreundet.

Gern übernahm ich — auch um dieser Erinnerung willen — den Auftrag: mußte ich mich ja doch mit dem Werke gründlich auseinandersetzen. Die neue Ausgabe mußte aber freilich ein ganz neues Werk werden: waren doch seit dem ersten Erscheinen mehr als 20 Jahre verstrichen, außerordentlich reich an Arbeiten und Fortschritten gerade auf diesen Gebieten. Das Buch war allzudick gewesen: beträchtliche Kürzung erreichte ich durch Weglassung der ersten 18 Bogen, die ältere römische Geschichte und die Verfassungsentwicklung von der Gründung der Stadt und von Servius Tullius an darstellte — in einer Geschichte der Völkerwanderung entbehrlich, — ferner durch

[1]) In einer eingehenden Besprechung in den damaligen gelehrten Anzeigen der Münchener Akademie 1859/60.

Verweisung von Excursen in den Anhang kleineren Satzes, durch Streichung von Ortsuntersuchungen von Schlachtfeldern, von Bekämpfung älterer, längst überwundener Lehren und durch Auslassung der asiatischen Kriege Roms. Den so gewonnenen Raum verwerthete ich für ein systematisch geordnetes Verzeichniß der Quellen und der Literatur, das mit Dank aufgenommen wurde: jetzt ist es durch ähnliche Verzeichnisse in Könige VI. 2. und VII. 1. wesentlich ergänzt. In sehr vielen Dingen mußte ich freilich an Stelle der Ansichten des Verfassers die meinigen setzen: nicht eine Seite blieb unverändert: die germanischen Verfassungszustände mußten völlig neu dargestellt werden: das neu geschaffne Werk (I. 1880, II. 1881) wurde einstimmig günstig beurtheilt[1]).

An den Winterabenden von 1879 und 1880 von 6—8 Uhr — nach den Vorlesungen — hatte ich die angenehme Arbeit gethan.

[1]) Z. B. auch von meinem späteren hiesigen Amtsgenossen G. Kaufmann.

Und ebenfalls von einem Verleger, nicht von mir, ging der Gedanke eines andern Unternehmens aus, das mir außerordentlich viel Freude machen sollte, zumal da ich meine liebe Frau Therese dabei als geistige Mitarbeiterin gewinnen konnte.

Ein Verleger, Herr Voigtländer (der Sohn) in Kreuznach, forderte mich auf, eine kurze Darstellung der germanischen Götter- und Heldensage, nicht gelehrt, volksthümlich gehalten, zumal für die deutsche Jugend, etwa vom zwölften bis achtzehnten Jahre, zu schreiben.

Mit beiden Händen griff ich zu. Auch das war keine Ablenkung von den beiden geschichtlichen Hauptarbeiten jener Jahre: mußte ich für sie doch auch diese Quellen wieder durcharbeiten. Schwierigkeiten aber bot mir die Aufgabe durchaus nicht: hatte ich doch schon vor fast dreißig Jahren Jakob Grimms herrliche deutsche Mythologie auf das Eifrigste — vielleicht viermal — durchgearbeitet und durchgenossen (II. S. 123), hatte in München

und Würzburg germanische Mythologie vorgetragen und die Edda erklärt: zahlreiche, zum Theil umfangreiche Abhandlungen über germanische Mythologie waren auch in den Königsberger Jahren noch entstanden (s. oben S. 274, Bausteine I. S. 68—260): meine Begeisterung für die germanische Götterwelt ist ja bekannt: hat sie mir doch nach meiner Schrift gegen den Schulgesetzentwurf hier auf der offenen Schweidnitzer Straße den Scheltruf: „Wotanspriester!" eingetragen (vgl. IV. 1. S. 40), welche Ehrung ich dankbar annahm.

Ich war also Feuer und Flamme für die herrliche Aufgabe.

Kurz zuvor hatte Therese, lediglich behufs eigener Ergetzung, angefangen dänisch, schwedisch, altnordisch und angelsächsisch zu treiben, um jene Quellen in der Ursprache genießen zu können. Nun bat ich sie, als meine Helferin mir die Darstellung der Heldensagen ab- und allein zu übernehmen: sie that es gern und machte ihre Sache so gut, daß die Leute

vielfach ihre Darstellung lieber lesen als die meine[1]. Es ist staunenswerth, wie rasch ihre Sprachbegabung außer der Vertiefung in die Nordischen Sprachen auch die völlige Beherrschung des Angelsächsischen ermöglichte, so daß sie den schwierigen Beowulf bald so gut verstand wie ich.

Der Verleger hatte in Johannes Gehrts zu Düsseldorf den berufensten Zeichner zu unseren Darstellungen gewonnen und so erzielte denn das Buch, das ich mit solcher Liebe und Freude geschrieben habe, wie kein anderes Un-dichterisches, einen geradezu verblüffenden Erfolg: in vier Jahren erschienen neun Auflagen, jede zu mehr als eintausend Exemplaren: und die Beurtheilungen, die der Verleger dieser neunten beigelegt hat, sind übereinstimmend geradezu

[1]) Ja, mein junger Freund, Hanns Schirmer, Sohn des Geheimraths (oben S. 555), damals zwölf Jahre alt, meinte sogar: „Papa, die Frau Professor Dahn schreibt aber doch viel besser als der Herr Professor.“ Es mag ja sein. Aber man hört es doch nicht ganz gern. Ich lasse mich auf die Gefahr solcher Vergleichung nicht mehr ein.

beschämend günstig. Auch das war ein „Auftriff!“ (oben S. 473).

Ich füge gleich das zweite Werk an, in das ich mich mit Therese getheilt habe. Nach Vollendung von Walhall wandte sie sich in ihrer Liebe für Sprachen dem altfranzösischen und dem provençalischen zu und brachte es auch hier bald so weit, daß sie die Quellen der Sagen von Karl dem Großen fließend zu lesen vermochte. Nun kam ihr (oder mir? — ich weiß es nicht mehr —) der Gedanke, jenen germanischen Sagen die romanischen, kerlingischen folgen zu lassen und nach zweijähriger angestrengter Arbeit hatte sie die Darstellung auch dieses ungleich spröderen und minder dankbaren, für die Jugend nur mit allerlei Auslassungen geeigneten Stoffes vollendet: ich setzte nur die geschichtliche Einleitung über Karl den Großen an den Eingang ihrer Arbeit; und diese Einleitung ist wohl zu gelehrt ausgefallen: sie überschreitet die Gränzen der Fassungsgabe und zumal der Antheilnahme der Jugend: vielleicht ward

also, was ich zur Förderung bestimmt hatte, eher ein Hemmschuh für Theresens Arbeit[1]: es ist seit der ersten — 1887[2]) — keine neue Auflage erschienen.

In den auch für das Steppenklima Königsbergs außergewöhnlich heißen Sommer 1883 fiel jene plötzliche Aufforderung Freund Sturdza's zu Bukarest, in aller Geschwindigkeit eine Lanze für Rumänien[3]) zu schaften, zu beeisen und zu brechen. Es war eine starke Zumuthung, bei der Hitze und bei der Ueberlastung mit Urgeschichte III.! Aber ich that's, — alter Freundschaft gedenk! — schob alle Quellen und Bücher und die eigene Handschrift zur Seite und lieferte die Lanze fix und fertig zu dem beredeten Termin: nicht fünf Wochen Zeit hatte ich dafür zugemessen erhalten.

---

[1]) So meinte diesmal (nicht Hännschen Schirmer, sondern) Alfchen Kißner (s. oben S. 136). Aber „Alfi" ist gern galant gegen Damen. Auch ziehen ihn solche bunte „Aventuren" lebhafter an als „Kirche und Stat unter Karl dem Großen".

[2]) Leipzig, Breitkopf und Härtel.

[3]) Oben S. 192, jetzt Bausteine V.

Im Jahre 1884 erschien eine zweite Ausgabe des VI. Bandes der Könige: es ist der Band des Werkes, der am Meisten Neues brachte: bei diesem Anlaß ging das Werk aus dem Verlag von Stuber in Würzburg in den von Breitkopf und Härtel in Leipzig über, die also nun fast meine sämmtlichen Werke erwarben, ausgenommen die wenigen, die aus besonderen Gründen bei Stahel in Würzburg, E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Weigel in Leipzig, Janke in Berlin, Voigtländer in Kreuznach und später Schottländer in Breslau (weil zuerst in Nord und Süd abgedruckt: Schulgesetz, Moltke als Erzieher, Bismarckrede vom 1. April 1895). Jene neue Ausgabe hatte insofern viel Arbeit gemacht, als ich die gesammte seit 1872 in Spanien nachgewachsene Literatur heranziehen und mich mit einzelnen der Hidalgo's ziemlich scharf auseinander setzen mußte: ergetzlich darin sind die Entdeckungen des Don Aureliano Fernandez Guerra über König Roderich, von dem aber leider „niemand nichts weiß": Don Aureliano

theilt dies Schicksal der Menschheit, glaubt es aber nicht. Schon früher hatte ich den all zu eifrig patriotischen Castilianern nachgewiesen, daß einer ihrer verehrten Gotenkönige „Acosta" ein Lesefehler (für: a causa) ist und daß dieser Fehler sogar Weib und Kind in ihrer Ueberlieferung hinterlassen hat.

Zu den bisher angeführten wissenschaftlichen Arbeiten traten nun noch von 1881—1888 jedes Jahr ein par Hefte der Urgeschichte, die ja in Lieferungen von je zehn Bogen erschien: geraume Zeit war ich es allein, der die Fortführung des umfassenden Gesammtwerkes aufrecht hielt, da alle andern Mitarbeiter mit ihren Beiträgen in Rückstand geriethen.

Im Ganzen habe ich 1872—1888 in Königsberg über 20 Bände wissenschaftlichen Inhalts veröffentlicht.

XXXII.

Betrachten wir nun die dichterische Aerndte jener Jahre.

Zuerst 1873/74 erschien die II. Sammlung meiner „Gedichte“[1]), in welche auch zahlreiche Theresens (mit deren Namen) aufgenommen waren.

Sie sind zum größten Theil in den schmerzenreichen Jahren 1868—1872 entstanden und tragen deutlich die Spuren dieses Ursprungs, nicht nur in der Lyrik, auch in den Balladen, bis zuletzt die gar sehr weichen Flötentöne durch die Trompeten des deutsch-französischen Krieges abgelöst und abgeschlossen werden, wie die Hamlet'sche In-sich-Versunkenheit durch die Trompeten des Fortinbras. Wie selbstverständlich in Deutschland fand ein Band Lyrik

[1]) Zuerst im Cotta'schen Verlag, die 2. und 3. Auflage 1874 (?) und 1883 bei Breitkopf und Härtel.

anfangs wenig Beachtung: der Leiter der fortschrittlichen Königsberger Zeitung, Herr Rößler-Mühlfeld, ließ sogar drucken: „Er habe nicht genügend Zeit, soviel Lyrik zu lesen, wie der Herr Professor, soviel zu schreiben."

Später hat sich dann doch dieses Blatt bequemen müssen, von dem national-liberalen Dichter Kenntniß zu nehmen und gern wiederhole ich, daß mein ständiger Beurtheiler daselbst, Herr Krause (oben S. 77), unerachtet einiger grundsätzlicher Abweichungen unserer Ansichten, meine Dichtungen mit Gerechtigkeit, mit Scharfsinn, ja meistens sogar mit einer am Pregel überraschenden Wärme besprochen hat. Zuletzt geriethen wir in Hader wegen eines Dramas einer fremden Dame: aber ich danke ihm gern an dieser Stelle nachträglich noch für sechzehn Jahre einsichtiger und sogar höchst wohlwollender Kritik. Bekannter ward jenes Bändchen erst, seitdem „König Roderich" und „Kampf um Rom" Feind und Freund „alarmirt" hatten. — Es ist dann später wohl auch ein

„pathologischer Grund", d. h. die liebe Neugier gewesen, was viele Leser anzog, in jenen Versen herum zu spüren.

Auf die Gedichte II. folgte die nordische Erzählung: „Sind Götter?" zuerst ebenfalls bei Cotta, (1874), von der 2.—6. Auflage (1893) bei Breitkopf und Härtel erschienen. Ich hatte beigefügt „die Halfred Sigskaldsaga": und richtig! eine Reihe von Kritikern erklärte, „daß ich die allbekannte alte Sage sehr geschickt verarbeitet habe": während doch das Ganze von oben bis unten völlig frei erfunden ist! Und da soll man vor unseren „Literaturkritikern" Achtung haben, die da die genaue Kenntniß einer alten Sage erschwindeln, die nie vorhanden war! Vielmehr ist diese Dichtung das Ergebniß einerseits meiner alten, seit 1852 feststehenden Weltanschauung, welche die mirakelhafte Gängelung der Menschengeschicke durch transscendente Gewalten verwirft, andererseits jener Schmerzen, inneren Kämpfe und Qualen, die mich, wie angedeutet, in den Jahren 1868—1871 sehr

harscharf an den Abgrund des seelischen und leiblichen Untergangs geführt hatten.

Warum leiden Andre wegen unsrer Schuld? So lautet die Grundfrage der nicht pessimistischen, aber tief tragischen Dichtung. Ich halte sie neben „Felicitas" und „Rolandin" für meine formvollendetste, nach Odhins Trost für meine inhaltlich bedeutendste; sie ward wie alle meine folgenden Prosaerzählungen in alle germanischen Sprachen übertragen: aber in eine romanische — die französische — nur eine: „Fredigundis": beides ist bezeichnend, die Regel und die Ausnahme. Das bis ins Mark germanische an meinen Sachen ist den Romanen nicht genehm: Fredigundis aber ist eine Königin der „Ur-Franzosen". Der „Kampf um Rom" sollte in das Italienische übersetzt werden: aber selbst nicht die Gestalt des Cethegus genügte, das „allzu Gotische" dem Verleger erträglich zu machen. Das Gedicht Thora's in jener Erzählung ist übrigens von Therese, nicht von mir (s. Gedichte II. S. 429).

Nun erfolgte die Anknüpfung mit Dr. Oskar von Hase (oben S. 180) und als ihr erstes Ergebniß das Erscheinen der „zwölf Balladen“ in dem Verlag von Breitkopf und Härtel: sie enthielten die Mette von Marienburg (s. jetzt Balladen und Lieder S. 177) wohl die beste Ballade, die ich gemacht habe, viel vorgetragen und (1894) von Professor Wermann in Dresden meisterhaft in Musik gesetzt (nach einer Erweiterung).

Darauf kam 1874/75 der König Roderich.

Wir sahen (oben IV. 1. S. 104; oben S. 264), das Trauerspiel war keineswegs ein „Tendenzstück“ in dem Sinne, daß es dem königlich preußischen Culturkampf auf den Leib geschrieben ward: vielmehr hatte mich der tragische Kampf zwischen Stat und Kirche schon längst und auch in dieser westgotischen Erscheinung schon 1869—1871, in Würzburg, lange vor dem Ausbruch dieser preußischen Auflage beschäftigt. Richtig ist nur, daß die mich hochaufschäumend umwogenden Fluthen dieses Kampfes, die mich im innersten Menschen bewegten (oben

S. 241 f., 262), den Anstoß gaben, den längst gefaßten Plan jetzt auszuarbeiten und zu veröffentlichen: und richtig ist selbstverständlich auch, daß der ganz unerhörte Erfolg von der Stimmung jener Tage getragen ward. Ein ausgesprochner Gegner, Professor Maurenbrecher (oben S. 138), bezeugte damals in den „Grenzboten" das ganz Außerordentliche des „literarischen Ereignisses": das Stück wurde in Königsberg in einem Winter und Sommer dreiunddreißig, in Berlin und Hamburg, wo Ludwig Barnay ganz gewaltiges aus der Rolle des Helden gestaltete, ebenfalls je über dreißig Mal, über dreißig Mal auf anderen Bühnen gegeben. Mein alter Pfaffenhaß (von anno 1852), meine gründliche Kenntniß gewisser Dinge aus der mittelalterlichen Geschichte (und aus der späteren), aber auch meine Würdigung der Großartigkeit des Systems der römischen Kirche, andererseits meine glühende Begeisterung für Volk und Vaterland fanden darin einen flammenden Ausdruck.

Einen Sindred von Toledo kann man nicht

schreiben, wenn man nicht viele Jahrzehnte Kirchengeschichte getrieben und jenes großartige unerreichte System kennen, bewundern und — fürchten gelernt hat.

Nun aber galt es, das Stück in Königsberg auf die Bühne bringen, mit der ich nicht die geringste Fühlung hatte.

Diese Kluft überbrückte mir, ein echter pontifex, in liebenswürdigster Weise, Freund Wichert, der seit Jahrzehnten das Königsberger Theater mit seinen zahlreichen und meist vortrefflichen Stücken beherrschte. Ich gedenke noch des trüben Wintertages an dem er, nachdem er das Trauerspiel mit wärmstem Beifall gelesen, mich durch die dunkeln Labyrinthe jenes Musentempels über mangelhafte Holztreppen[1]) zu

[1]) Wie oft sollte ich in den folgenden Jahren dieses Weges eilen von meinem verborgnen Sitz in einer Loge durch die Gastgarderobe (oben S. 233), die steile Leiter-gleiche Stiege hinab auf die Bühne, wann mich die Königsberger, mir gegenüber das wärmste, liebenswürdigste Publikum, das man sich denken kann, fast nach jedem Aufzug heraus riefen. Es waren doch schöne Zeiten!

dem Großgewaltigen dieser Räume geleitete, dem Herrn Commercienrath Woltersdorf, der, ich glaube, dreißig Jahre lang hier geschaltet hat.

Er war ein Original, einer Zeit angehörig, die wir uns kaum noch recht vorstellen können. Viel ward er angefochten und geschmäht von den zahlreichen jungen Schillern, deren Größe er nicht begriff und deren Stücke er nicht aufführte: man warf ihm banausischen Sinn vor, er kenne nur das Geschäft, d. h. das Geld, nicht die Kunst.

Nun, ich muß sagen: ich habe viele Theaterdirectoren kennen gelernt, aber keinen, der das Geld nicht gesucht hätte! Es ist wahr, der Dicke war ein Sonderling, ein wenig drollig, einem Eisbär nicht unähnlich, wann er in seinem weißen, zottigen Winterüberzieher und gleichstoffiger Mütze in seinem Geschäftszimmer auf und nieder ging, brummig und brummend, jeden Satz mit: „énne, énne" einleitend und man sagt, er konnte aufdringlichen Dichterlingen und anmaßenden Schauspielern gegenüber bärengrob werden.

Ich habe ihn stets mir sehr wohlgewogen — er war ein alter Bekannter meiner Aeltern — und in Führung der Geschäfte wacker und verständig erfunden, allerdings derb auf's Praktische gerichtet: aber das war eben das Erfreuliche an diesem Theaterdirector, daß er nicht, wie gar manche seiner Mitschuldigen, mit Phrasen und Flausen von Kunstbestrebungen das auf den Erwerb gerichtete Trachten schmückend zu verbergen bemüht war, sondern offen seine allerdings nicht gerade stolzen Ziele aufdeckte. Dabei hat „der Alte," wie er in der ganzen deutschen Theaterwelt hieß, doch seine Anstalt geraume Zeit auf sehr anständiger Höhe gehalten und liefen manchmal schnurrige Streiche seiner vielgescholtenen Sparsamkeit mit unter, so hat doch dieser „Banause", dieser „Geizhals", wie sie ihn schmähten, Jahrzehnte hindurch den Ertrag eines Abends im Jahre dem Königsberger Zweige der deutschen Schillerstiftung zugewendet: — eine Freigebigkeit an Geld, die wir dort und anderwärts von Herren nicht zu erzielen

vermochten, die freilich an schönen Worten unvergleichlich freigebiger sind.

Auch meinem König Roderich gegenüber erwies sich der Alte als geradezu verblüffend reichspendig. Von Wichert für das Stück gewonnen und sich starken Erfolg versprechend, der denn ja auch nicht ausblieb, griff er tief in die von seiner noch eifrigeren kleinen runden Frau sonst streng gehütete Casse und verwendete auf Decorationen und Gewänder für das hierin nicht ganz anspruchlose Stück so viel, daß die Königsberger staunten: in der That ward hier viel mehr geleistet als eine Provincialbühne zu leisten verpflichtet ist. Ich danke den beiden noch heute in ihr Grab nach.

Freilich, an ein par komischen Zügen fehlte es nicht!

Nachdem ein außerordentlich hoher Betrag für die Ausstattung gewährt und aufgebraucht war, stellte sich heraus, daß noch die vielgenannte blaue Gotenfahne und das Bärenfell des alten Garding fehlten. Vergebens

bemühte sich der wackere Regisseur, Herr Wilhelm Fuchs, der das Stück ganz vortrefflich inscenirt und vorbereitet hatte, die par Thaler noch heraus zu drücken: die Frau Commercienrath sprach ihr nicht unbegründetes „bis hieher und nicht weiter". Sei's um das Bärenfell, — aber die blaue Fahne mußte ich haben. Ich erbot mich, sie auf meine Kosten zu beschaffen: das ward mit Stolz abgelehnt. Da verrieth mir eine gütige Fee, daß die Frau Commercienrath ein wie für jenes Helden-Panier von Gott vorbestimmtes Gewandstück, einen seidnen himmelblauen — nun sagen wir „heimelichen" Rock eigne und „da sie nun doch einmal einen Narren an mir gefressen habe", werde sie, wenn ich sie in ihrer Wohnung aufsuche, sich wohl, so lang das Stück gegeben werde, von dem Kleinod trennen, das ja später wieder von dem Speerschaft gelöst und seiner zarteren Bestimmung zurückgegeben werden könne. „Erhabne Beschützerin von Kunst und Wissenschaft," redete ich sie an in jener werbenden Stunde auf ihrem rothen Plüschsofa: sie

schmunzelte, den Spott erkennend, aber doch ein wenig geschmeichelt und — genug! Drei und dreißigmal flatterte der himmelblaue Heimeliche über das Schlachtfeld am Guadalete: was später wieder aus ihm wurde, unterließ ich „zu fragen und Wissens Sorge zu tragen".

Aber wie ein Unglück kommt ein Glück selten allein.

Mein alter Schutzherr, der Wunschgott Wotan, weilte unsichtbar bei mir zu jener Stunde in der Kemenate im Mitteltragheim: als ich mich dankend und erfreut erhob, Abschied zu nehmen, fiel mein Blick auf den Pelzteppich, der vor den Füßen meiner Gönnerin lag. Bei Donar: — es war Donars heiliges Thier: ein prächtiger Bär. „Glück muß ein junger Mensch haben," sagt man in München. Drei unddreißigmal trug der wackre Garding (Herr Würst) schwitzend das schwere Bärenfell fünf Aufzüge lang auf seinem Rücken.

Mehr kann kein Dichter von seiner Theaterdirectrice verlangen!

Ich wohnte den sehr zahlreichen Proben bei und half, ohne zu stören, was man nicht von jedem Dichter auf der Bühne rühmen mag, aber bei dem Sohn meiner Aeltern kein Verdienst war.

Das Stück, lange vorher im Buchhandel verbreitet, wurde mit athemloser Spannung erwartet.

Für mich kam auf den Erfolg viel an: war ich doch noch nicht lang in der Stadt, der „Kampf um Rom" hatte mich noch nicht bekannt und beliebt gemacht: ich hatte als Dramatiker noch gar keine Stellung, liebherzige Amtsgenossen sahen scheel zu der Bemengung eines Ordinarius mit dem „Comödiantenpack" und würden meine Niederlage mit kindlichen Freudensprüngen begrüßt haben. Wie stark in Professorenkreisen das Vorurtheil gegen Alles, was mit der Bühne zusammenhing, damals dort war (vgl. oben S. 225), beweist folgender Zug. Ein mir sehr wohlwollender alter Herr weigerte sich, bei der Rectorwahl zu erscheinen und für mich zu stimmen, weil möglicherweise 1) während meines Rectorats ein

Stück von mir in Königsberg gegeben werden, 2) gefallen, 3) ich gerufen werden und 4) am Ende wirklich auf der Bühne erscheinen könnte, „wobei doch Alles aufhören würde". Wohlan: all dies Gräßliche geschah in meinem Rectoratsjahr und es hörte doch nicht alles auf: nicht einmal die Albertina!

Ich hätte also dem verhängnißreichen Abend mit großer Aufregung entgegensehen müssen. Aber ich war — nicht blos schien! — ganz ruhig. Ich wußte: das Stück müsse wirken, nicht der „Tendenz", des dramatischen Aufbaues und der lodernden Leidenschaft wegen: ich hatte mich auf den vielen Proben überzeugt, die Darstellung durch die Herren Pfadisch (Roderich), Kramer (Sindred), L'Allemand (Pelayo), W. Fuchs (oben S. 613, Tarek), Würst (Garding), werde vortrefflich sein.

So ging ich, obwohl meine Stellung in der Gesellschaft zu Königsberg so ziemlich von dem Erfolge dieses Abends abhing, ganz kühl von vier bis sechs

Uhr in meine Vorlesungen und dann von sechs bis sieben mit Therese spazieren.

Das Haus war diesen ersten Abend und die folgenden drei bis fünf bis auf den letzten Platz besetzt: ja, zahlreiche Stühle mußten in Logen und Parkett getragen werden.

Ich habe derartiges an Erfolg, d. h. an Begeisterung des Publicums, niemals in einem Theater erlebt: auch nicht zu Bayreuth 1876.

Ich weiß nicht, wie viele Male ich gerufen ward. Es war erschöpfend.

Am andern Morgen wollte ich mich den Huldigungen der Studenten entziehen: ich wählte deßhalb nicht meinen gewöhnlichen Weg in die Universität über die Schloßteichbrücke, sondern einen andern.

Aber sie hatten es „ausgebaldowert“ und als ich in die Französische Straße einbog, standen links und rechts die Studenten und riefen mir zu aus König Roderich: „Heil dem Stern der Goten!“

Es hatte mich gewundert am Abend der Aufführung,

daß meine „Sajonen", d. h. eine Art von Edelknappen so unvergleichlich vornehmer, feiner stattlicher aussahen als die gewohnten Gestalten der Statisten: nun erfuhr ich erst, daß sich eine große Zahl von Studenten, zumal aus meinen Schülern, freiwillig gemeldet hatte, unentgeltlich in dem Stücke mitzuwirken. Das freute mich am Meisten an dem ganzen Ereigniß.

Nach der elften Wiederholung ward ich — mitten in der „Urgeschichte!" — überrascht durch eine Abordnung der hervorragendsten, in dem Stücke beschäftigten Schauspieler: der Regisseur hielt eine treffliche Ansprache, in der er das „noch nicht dagewesene" des Erfolges hervorhob, worauf sie mir eine prächtige Gruppen-Photographie der wichtigsten Männer und der drei Frauen des Stückes im Costume überreichten, die uns heute noch von der Wand herunter an unvergeßliche Stunden gemahnt.

Nach diesem Königsberger Erfolg — ich darf ihn einen ganz unerhörten nennen — beeilten sich

fast alle Stadttheater in dem protestantischen Deutschland das Stück zu geben; die Hoftheater wollten nicht durch die Aufführung gleichsam Partei ergreifen in dem „Culturkampf": in Hamburg, wo, wie bemerkt, Barnay ganz gewaltiges aus der Rolle des Helden gestaltete, im Nationaltheater zu Berlin (mit W. Buchholz) wurde das Drama je über dreißig Mal gegeben, ähnlich in Leipzig, Danzig und anderwärts.

Selbstverständlich fiel die ultramontane Presse über mich her und meinte, solche Kämpfe zwischen Stat und Kirche habe es damals nicht gegeben, ja sie behaupteten, ich habe Reden Falk's, Lasker's und Windhorst's wörtlich in das VIII. Jahrhundert hineingetragen! Man konnte von diesen Herrn Caplänen nicht verlangen, daß sie die westgotische Geschichte kennen sollten: ich verwies sie kurz auf Band V und VI der „Könige": ich habe in der Dichtung nur König Roderich an Stelle Witika's gesetzt.

Bezeichnend für unsere Kritik ist folgendes

Stücklein. Ein vielgenannter Kritiker in Berlin trug mir bittern Groll und verfolgte meine Dramen Jahre lang auf das Gehässigste, weil er, wir er mir später ganz unbefangen gestand, wähnte, ich habe die Aufforderung zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift aus Hochmuth unbeantwortet gelassen: ich habe sie nie erhalten! Dieser Kritiker fand es höchst geschmacklos, daß ich dem König und dem Basken, der ihn, von den Pfaffen verhetzt, ermorden will, fast wörtlich die zwischen Bismarck und Kullmann zu Kissingen gewechselte Frage und Antwort in den Mund gelegt habe.

König Roderich, 2. Auflage, IV. Aufzug, neunter Auftritt, S. 162.

Roderich: „Was that ich dir, daß du mich morden wolltest?“

Xaldrul: „Nichts, Herr! Man sagt, ihr seid der Kirche Feind.“

Nun wäre das ja wirklich eine arge Geschmacklosigkeit gewesen.

Zum Glück konnte ich aber durch die Aussage

der Freunde Friedländer (oben S. 134) — der hatte den Tag der Vorlesung in sein Tagebuch eingetragen! — und Schipper (oben S. 136) beweisen, daß ich ihnen die Scene mit diesen Worten geraume Zeit bevor der Schuß in Kissingen fiel vorgelesen hatte. Ich schickte diese Berichtigung und das schriftliche Zeugniß beider Professoren an den Herrn. Der mußte sie nun freilich auf Grund des §. 11 des Preßgesetzes bringen: aber er fügte bei: „Nun, wenn also Herr Dahn die Worte nicht von Bismarck hat, so hat sie also Bismark von Herrn Dahn.“

Das sollte wohl geistreich sein!

Spätere Wiederholungen der Aufführung, die zumal Barnay in seinem Theater zu Berlin anregte, auch in Breslau von einem Director gewünscht wurden, habe ich verhindert: — um Bismarck's willen. Nachdem dieser den Culturkampf — unter den schwersten Opfern von Seite des States! — beigelegt wissen wollte, stand es mir nicht zu, diese verlöschenden Kohlen wieder anzufachen durch eine Dichtung,

die allerdings wie von begeisterter Vaterlandsliebe und Freude am Stat, so von glühendem Hasse durchlodert ist, nicht wahrlich gegen die katholische Kirche, deren Großartigkeit ich bewundere, auch wo ich sie fürchte, wohl aber gegen die auf Unterjochung des States gerichteten Uebergriffe gar vieler ihrer Priester, die denn auch das Westgotenreich unterworfen und schließlich zum Untergang geführt haben.

XXXIII.

Nun aber ließen mich die eigenen dramatischen Lorbern nicht schlafen: d. h. es drängte mich, sie zu mehren.

Ich griff in meinen Gedanken zurück auf den vor nahezu zwanzig Jahren gefaßten und im Aufbau der Handlung durchgeführten Plan einer Nibelungendichtung [1]): und zwar — was ich heute noch für richtig halte trotz Hebbel und Anderen — mit Beschränkung auf Eine einzige echt tragische Gestalt als Helden und Träger der Handlung: den Markgrafen Rüdeger. Schon in München (1858) war ich mir in langen Gesprächen mit Geibel, der ja auch nur Einen Theil der Sage dramatisirt hat,

[1]) Ich hatte den Stoff inzwischen vielfach in Balladen behandelt (Gedichte II. S. 167—171, IV. S. 57).

klar geworden darüber, daß man nicht (wie etwa Gustav Freytag [1]) in den Fabiern) das ganze Geschlecht der Nibelungen zu tragischen Helden stempeln und deshalb untergehen lassen kann: was hat Giselher, hat Volker verbrochen? In dem Markgrafen aber widerstreiten in echt tragischer Schärfe die Liebe zur Familie und die Eid-Pflicht der Mannentreue. Ich verstärkte diese noch durch besondere persönliche Verpflichtung zu Dankbarkeit gegen Etzel (der, wie ich erfand, dem empörten Vater Rüdigers wie dessen mitgefangenen Sohn verziehen, Leben, Freiheit, Land belassen und abermals die Donaumark anvertraut hatte), sowie gegen Krimhild, deren Hochzeitbürge und Lehensmann er wird, um auch der heutigen Empfindungsweise die Nothwendigkeit der Pflichterfüllung des Markgrafen aufzuzwingen.

Nach meiner Auffassung — nicht nur nach der

[1]) Soeben (1. V. 1895) erhalte ich die Nachricht von dem Tode des greisen Meisters.

des Mittelalters — von Heldenthum und Treue- und Ehre-Pflicht muß der Markgraf den Kampf zuletzt auch gegen den Herzensfreund Volker und den Eidam aufnehmen: darüber gerieth ich freilich in lebhaften Streit mit Freund Wichert, dem die Familie und Freundschaft über jene Pflicht ging. Aber bei Langensalza haben nahe Freunde und Gesippen pflichtgemäß wider einander gefochten. „Das höchste Gut des Mannes (ist nicht seine Familie, sondern) sein Volk." Dabei wird es wohl bleiben müssen, sollen wir nicht von der Höhe des States auf die Anfänge der Gesellung — die Familie — zurück und herab sinken.

Andererseits verschärfte ich das Weh durch seine schöne Freundschaft mit dem liebenswürdigen Fiedler von Alzei und ließ ihn zweifellos schuldig werden durch den gegen seinen Eid, alle Nibelungen zu verderben, unternommenen Versuch seinen Eidam Giselher zu retten, der an der freiwilligen Rückkehr des Geretteten zu gemeinsamem Untergang scheitert.

Für das junge Liebespar hab' ich viele Herzen gewonnen.

Dann aber fügte ich, was ja der Sage völlig fehlt, einen großen weltgeschichtlichen Ausgang bei, einen heldenhaft-germanisch-patriotischen Grundgedanken, indem ich Dietrich von Bern, der in der Sage nur als Gast und Dienstmann Etzels dessen Befehle vollzieht, den großen Gedanken beilege, nicht blos den Tod Sigfrids an jenem blutigen Geschlecht zu rächen, zugleich Etzels Knechtung der Welt zu brechen und vor Allem die ihm unterworfenen Germanen zu befreien, wozu er vergebens den Markgrafen gewinnen will: „der Ruhm des Markgraf Rüd'ger ist die Treue," antwortet der. „Befreit die Welt: — ich muß dem Heunen dienen."

Dietrich aber verlangt am Schluß — als Bedingung für die Bezwingung Hagens — von dem schon in seiner Macht erschütternden Etzel:

„Gieb alles Volk mit goldnem Hargelock'
Und blauem Aug', das meine Zunge spricht,
Gieb alle Völker der Germanen frei."

Und als nach der Vollbringung der „müde Etzel“ auf Frau Helke's Grab ihm zuruft: „Auf euren Schultern ruht fortan die Welt,“ schließt Dietrich die Dichtung mit den Worten:

Ich nehm' sie auf: — für der Germanen Volk!
Herolde laßt in alle Lande ziehn
Und allen Völkern heilgen Frühling künden:
In Blut versank' der blutgen Nibelungen
Geschlecht: der Heunen Joch und Geißel brach
Und hoch und leuchtend hängt der Gotenkönig
Zu Bern den Heerschild starken Friedens auf,
Der Amalungen unbefleckten Schild:
Gerächt ist Sigfrid und die Welt ist frei.“

Das Stück hatte in Königsberg glänzenden Erfolg, Dank der prachtvollen Krimhild der Seebach[1]) und des trefflichen Spiels der Herrn L'Allemand und Anderer[2]) — später gab Meister Lewinski den Hagen (oben S. 230) nun eben: — meisterhaft! —

[1]) Leider hat es sich nie so getroffen, daß unsere liebe Freundin, das kleine Aennchen Haverland, in einem meiner Stücke spielen konnte; die Krimhild wäre ihr gar gut gelegen.

[2]) Der spätere Lustspieldichter Kadelsburg gab — sehr gut — den Dietrich!

40*

Der „Alte" (s. oben S. 610), der das Trauerspiel nach dem „Roderich" unbesehen angenommen hatte, lernte es erst bei der Aufführung kennen[1]).

Nach dieser nun wünschte er mir Glück: „aber," meinte er, „der letzte Aufzug! Sie bringen sich ja Alle um! Am Schlusse müßte doch eine allgemeine

[1]) Auf meine Vorhersage, es werde nicht solche Wirkung haben wie Roderich, weil jede Beziehung zur Gegenwart fehle, meinte er treuherzig: „Énne, énne! Können Sie nicht ein Bischen Tendenz hineinmachen?" In die Nibelungen! (Andere haben es freilich fertig gebracht!) Ja, ja: für das „Wirkungsvolle" war er stark eingenommen, der Alte! Am Schluß der Probe eines feinen Wichert'schen Lustspiels, in dessen letzter Scene eine Musikbande auf der Bühne steht, meinte er: „Énne, énne. Ja, ein ganz gut Stück. Schluß ein bischen zu matt. Müßte noch was Packendes geschehen!"

„Aber was denn noch? meinte der erstaunte Dichter.

„Énne, énne! Es könnte ja Einer zufällig in die große Trommel fallen!" — Derb drollig war er überhaupt: es verdroß ihn schwer, gingen die Königsberger im Mai nicht mehr in sein Stadt- und auch nicht so zahlreich wie er es wünschte in sein Sommer-(Wilhelm)Theater, sondern lieber in's Freie, wo sie in den Gärten, dickbepelzt, den „Ostpreußischen Maitrank" (Grog) schlürften, oft mit frostrothen Nasen: dann grollte er: „Énne, énne, ja natürlich! Jetzt scheint dem lieben Gott seine verfluchte liebe Sonne! Da läuft das Viehzeug in's Grüne!"

Versöhnung stattfinden!" Zwischen Krimhild, Gunther und Hagen!

Aber ein geradezu weihevoller Abend ward mir durch die Aufführung des Stückes zu München im Oktober 1875 bereitet.

Es war mir schon ganz feierlich, daß ich nun zum ersten Mal auf dieser Bühne, in diesem edelschönen Raum, in dem ich meine Aeltern, Frau Maria Dahn-Hausmann, so viele andere ausgezeichnete Künstler so oft bewundert hatte, wo ich Jahrzehnte lang meine allereindringlichste ästhetische Schulung durchgemacht hatte (II. S. 138), nun meine eignen Gestalten sehen und hören sollte. Dazu kam: ich hatte die Rolle des Rüdiger meinem lieben Vater nicht „auf den Leib geschrieben", vielmehr aus seiner Seele, seinem ganzen Wesen abgeschrieben: die tiefinnerliche Herzensgüte, das milde Wohlwollen gegen jedermann, die Herzensfreundlichkeit und Herzensweiche, die Offenheit ohne Falsch und Mißtrauen: auch der Markgräfin hatte ich manchen Zug von Marie Dahn-

Hausmann[1]) geliehen. Und nun sah ich da meinen lieben Vater als meinen lieben Markgrafen vor mir stehen, hörte meine Worte aus seinem Munde und neben ihm ganz ähnlich seine Frau als Gotelindis!

Mir kamen die Thränen innigster Rührung und sie kehren mir heute wieder bei diesen Worten, bei dem Gedanken an jenen Abend. — Das ausgezeichnete Spiel nicht nur der beiden — zumal auch Rüthlings als Hagen, Possarts als Etzel (s. oben S. 231), Häußers als Bleda, Knorrs als Dietrich, Richters als Gunther, Rohde's als Volker errangen dem Stück an der Isar noch lebhafteren Beifall als am Pregel: mir schwindelte, wie ich dem Ruf meiner Landsleute — auf diese Bühne! — Hand in Hand mit meinem Vater und seiner Frau folgte.

Den Münchenern gefiel — scheint es — der Anblick: sie verschafften ihn sich recht oft!

„Es war ein Dahn'scher Familienabend," meinte ein boshaft sein wollender Kritiker. Der junge Herr

[1]) Ihr ist das Drama zugeeignet.

wußte gar nicht, wie sehr er Recht hatte. Denn er konnte ja nicht wissen, welche Verdienste zwar nicht ich, aber meine Aeltern und meine Stiefmutter sich seit so vielen Jahren um die Münchener Bühne erworben hatten, bevor der Kritiker lesen und schreiben konnte. —

„Habent sua fata libelli.“ Nachdem der „Roderich“ so vielfach und in Königsberg und München auch der Markgraf den — (bescheiden) — geschilderten Erfolg gehabt hatten, — erachtete ich es für keinen Raub, den Markgrafen auch meinem alten Gönner (s. II. S. 323) Dingelstedt für Wien und Herrn von Hülsen (der mir wirklich wohl wollte, wie ich gern bekenne) für Berlin einzusenden.

Der Briefträger brachte nach Monaten — auf Einem Gang — folgende zwei Antworten:

„Mein herzlieber alter (oder ach!
vielmehr junger) Felix!

Dein (wir hatten niemals Brüderschaft gemacht!) Markgraf ist herrlich, prachtvoll! Leider

kann ich ihn nicht geben, da ich die Hebbel'schen Nibelungen gebe.

In alten Treuen Ihr (!)

Fr. v. Dingelstedt."

Ich öffnete den Brief aus Berlin, kopfschüttelnd erwägend, wie so das ein Grund sei? Aber ich lachte, als ich nun zu lesen bekam:

„Hochverehrter Herr Professor! Ihr Rüdeger ist ganz vortrefflich. Leider kann ich ihn nicht geben, da ich die Hebbel'schen Nibelungen nicht gebe.

Hochachtungsvoll

v. Hülsen."

Gründe sind wohlfeiler als Brombeeren!

Viele Jahre später, lange nach Hülsen's Tod — dankbar gedenk' ich sein, trotz jener seltsam begründeten Ablehnung — las ich in Breslau, daß im Schauspielhause zu Berlin die Hebbel'schen Nibelungen wiederholt aufgeführt worden seien. „Hei", dachte ich in meiner Tumbheit — „ein reiner Thor," noch immer den Bühnenleitungen gegenüber —, „nun ist ja jenes, obzwar schwer begreifliche Hemmniß weggefallen,"

schrieb also an einen der jenen Kunst-Tempel beherrschenden Götter und fragte ganz demüthig an, ob man nunmehr vielleicht mein Stück geben wolle? „Bedauere," lautete die Antwort, „wir können unmöglich den Markgrafen Rüdeger geben, da wir gerade die Hermannsschlacht von Kleist geben!"[1])

Now I gave it up in despair!

Ja, sie sind lieb, die Theatergewalten! Seit sechs Jahren ist, nach sehr verbindlichem Brief des Zuständigen, Kraft schriftlichen Vertrages, mein Schauspiel „Sühne" von dem K. K. Hofburgtheater zu Wien angenommen: drei Anfragen, ob und wann man das Stück zu geben gedenke, sind unbeantwortet geblieben. — Ein Hoftheater!

[1]) Unter derselben Oberleitung — nicht Hülsen's! — wurde dem Componisten von „Harald und Theano", Professor Lorenz in Stettin, eröffnet, man könne seine Oper wegen meiner schlechten Textdichtung nicht geben: darin kämen Ausdrücke vor wie der „Kreuz-Altar" (nämlich der christliche, im Gegensatz zum heidnischen). Excellenz von Hochberg haben sich dann später in Hannover davon zu überzeugen geruht, daß man die Oper mit schönstem Erfolg geben kann, wenn man will. In Berlin ward sie auch nach dieser Erfahrung nicht gegeben.

Was soll man da gegen Stadttheater sagen? Ich habe mir längst von den meisten Theaterleitungen und von der meisten Kritik (du lieber Gott!) und von allerlei schriftstellerischen Zusammenrottungen eine sittliche und geistige Würdigung anerziehen müssen, die bei ihrer eisigen „Weltraum"=Temperatur keine wärmere Empfindung aufkommen läßt als ein Achselzucken auszudrücken überkräftig im Stande ist.

Ein Stadttheater hatte ein Stück von mir (Nr. I) angenommen, durch bindende schriftliche Zusage. In derselben Stadt nahm ein andres Theater ein andres Stück (wohlverstanden, lieber Leser: Nr. II, mit Nr. I in gar keinem Zusammenhang als der Personalunion in dem Verfasser) von mir an: darauf erklärt der erste Herr Director, er werde nunmehr die angenommene Nr. I nicht geben!

Vertrag und Recht binden nur die dramatischen Schriftsteller, nicht die souveränen Directoren, die ja freilich thatsächlich jener Geschick in Händen haben.

Und dann drängen mich liebe, aber thörige Menschen, ich solle doch wieder für die Bühne schreiben. Ich danke! Da bin ich für den Erfolg — abgesehen von den Leitern und Schauspielern — von vielen Theater-Agenten und Theater-Kritikern abhängig, die seit zwanzig Jahren meist noch viel tiefer gesunken sind; was man freilich nicht für möglich hätte halten mögen! (Viele der Herren zählen zu den Unedelsten unserer Nation und anderer Nationen.) Nein, in diese Schichten steig' ich mit meinen Dichtungen nicht hinunter! Ich war immer sehr für die Reinlichkeit! —

Warum soll ich den Erfolg meiner Dichtungen von der Mitwirkung so vieler un- — nun sagen wir: unberechenbarer Kräfte bedingt machen? Veröffentliche ich eine Erzählung, so sind von October bis Weihnachten sechs Auflagen zu je tausend Exemplaren vergriffen: — so stark ist nach langjährig festgestellter Statistik die Zahl meiner „K ä u f e r": L e s e r sind es etwas mehr, da in Deutschland auf einen Käufer doch mindestens zwanzig Leser treffen; und ich habe dabei

nicht nöthig, Intendanten, Directoren, Agenten, Schauspielern — und am Ende gar noch den Herrn Theater-Recensenten —! — gute Worte zu geben. Was ich will im Drama, wollen offenbar die Theaterleiter nicht: — denn keines meiner mit wärmstem Beifall gegebenen Stücke „hat sich gehalten“: d. h. man hat sie nicht mehr gegeben, obwohl sie gefielen, allerdings nicht jeder Art von Theaterbesuchern! — und was diese Herrschaften wollen, das will ich nicht: also brauchen wir uns ja gegenseitig nicht zu suchen.

Aber damals — 1875, — nach den Erfolgen der beiden Trauerspiele, — glaubte ich noch, auch als Dramatiker dem deutschen Volk etwas bieten zu können, das ihm gefalle; fanden doch die Leute in meinen Balladen überall dramatisches Leben, und tadelten sie doch zuweilen an meinen Erzählungen das nur allzu Dramatische.

Ich schrieb nun (1875) das Schauspiel „Deutsche Treue“, welches das schwere, aber schließlich erfolggekrönte Trachten Heinrich's I. darstellt, die äußeren

Feinde: Ungarn, Slaven, Franzosen von dem Reich abzuwehren, das jedoch am Schwersten bedroht ist durch das Widerstreben des Trotzes der Stammesherzoge der Baiern und Alamannen und des zu Frankreich neigenden Lothringers gegen den von dem Sachsen getragnen Gedanken der Reichseinheit. Einfältigerweise hat man auch dies Stück ein „Tendenzstück" genannt. Also die Vorführung eines die ganze Geschichte des Mittelalters durchwogenden Gegensatzes, allerdings mit Verfechtung des Reichsgedankens, ist „Tendenz"!

Schon als Student hatte ich mir für die Darstellung dieser Widerstreite jene Zeit ausersehen. Wie mußte es mich anziehen, meine genaue Kenntniß der Eigenart der deutschen Stämme, meine ihre Vorzüge und Schwächen gerecht abwägende Neigung in ihren Vertretern zu verwerthen: der ruhige, wortknappe, stets kühl auf's Ziel gerichtete, aber auch opferfähige Sachse, der heißblütige, lustige, offne Alamanne, der markige, cholerische, trotzige Baier, der freundlich vermittelnde Franke, der halb französische Lothringer:

aber auch Ungarn und Slaven wie Franzosen galt es zu zeichnen: um die Hof- und Stats-Action wärmer, gemüthvoller zu gestalten, ward der politische Gegensatz zugespitzt zu einem Widerstreit zwischen Liebe und Pflicht gegen den Stat in der Tochter und dem Neffen des Baierherzogs.

Ueberall, wo das Stück gegeben ward, fand es glänzenden Erfolg: in Königsberg, in Berlin (wo es, unter Hülsen, oft wiederholt ward), in Nürnberg (auf diesen drei Bühnen sah ich es) und den allerstärksten in — München. Aber daran hängt leider eine sehr häßliche Geschichte.

Gleich nach der Vollendung des Druckes hatte ich meinem Vater noch ein zweites Exemplar geschickt, mit der Bitte, es König Ludwig II. zur Entscheidung darüber vorzulegen, ob es in München gegeben werden dürfe? Denn wenn auch Baiern und zumal sein Herzog Arnulf, — wie ich glaube, eine der markigsten und herzgewinnendsten Heldengestalten, die ich geschaffen, — in dem Stück ganz ausgezeichnet wegkommen: —

immerhin siegt darin der Reichsgedanke über die trotzige, sich selbst genügen wollende Sonderthümelei des Stammes und ich wußte nach jener Unterredung auf dem Schachen (oben S. 288 f.) hinlänglich, daß der König an dieser Stelle leicht verletzbar war. Ich wollte also durchaus nicht, daß das Stück etwa ohne sein Wissen von der Münchener Intendanz angenommen und gegeben werde und er, nachträglich von dem Inhalt erfahrend, mir zürne. Mein Vater sandte das Buch dem König ein, der ihm (oder seiner Frau?) bald darauf in einer Audienz erkärte, daß Stück habe ihm sehr wohl gefallen: gewiß solle es in München gegeben werden und er ließ mir viel Huldvolles darüber schreiben. Daß er es wirklich gelesen hatte, nicht nur mir Höfliches sagen wollte, ging aus seinen Aeußerungen über einzelne Gestalten und Auftritte hervor.

Im Winter 1875/76 ging nun das Schauspiel in München in Scene: ich konnte, von den Vorlesungen festgehalten, der Aufführung nicht beiwohnen:

zu meinem lebhaftesten Bedauern: denn dieses ist mir am Meisten von allen meinen Dramen an's Herz gewachsen: es war ganz nothwendig, daß gerade ich diesen Stoff behandelte mit meiner liebevollen Versenkung in die Eigenart der deutschen Stämme, mit der Anerkennung berechtigter Selbständigkeit der Besonderheit und der begeisterten Forderung pflichtmäßiger Unterordnung unter das Ganze.

Auch durfte ich von der Münchener Besetzung das Glänzendste für den Erfolg erwarten. Diese Erwartung ward nicht getäuscht: nicht nur Zeitungen und Briefe, mündliche Berichte berufener Augenzeugen — so Freund Kißners (oben S. 136, 600) — bezeugten, daß der Beifall ein ganz gewaltiger, jubelnder war, Dank der ausgezeichneten Darstellung: Possart als Herzog Arnulf durfte ich ja später selbst hier in Breslau bewundern (oben S. 232); wahrhaft herzgewinnend, fortreißend schön, soll mein lieber Vater den guten, gemüthvollen Bischof Udalrich von

Augsburg gespielt haben, ausgezeichnet Rüthling den König Heinrich, Rohde den humorvollen Schwaben, Knorr den Konrad von Kärnthen, Fräulein Bland die Lindgard: aber auch die zahlreichen Nebengestalten sollen ganz vortrefflich gewesen sein.

Die telegraphischen Berichte meldeten eitel Freude in München, viele Wiederholungen wurden verheißen.

Da erschien in der (damals noch) Augsburger Allgemeinen Zeitung ein im höchsten Grade gehässiger, denuntiatorischer Artikel, der, unter Anerkennung des nicht zu leugnenden Erfolges und der unzweifelhaften dichterischen Vorzüge des Stückes, im Brustton des entrüsteten blauweißen Patrioten laut erklärte: dieses Stück, das die Demüthigung Baierns durch Norddeutschland verherrliche, hätte nie in München gegeben werden dürfen und werde hoffentlich nun und nimmermehr wieder auf dem Theater erscheinen, das ja vor Allem Hof-Theater, dann aber baierisches „National-Theater" heiße.

Der nicht genannte Angeber war Herr Hermann (von) Schmidt (III. S. 282).

Dieser Mann hatte als blutjunger Anfänger in den vierziger Jahren in dem Hause meiner Aeltern viel verkehrt: in seinen Dramen hatte mein Vater gar manche Rolle „creirt" und ihm den Sieg des Abends erringen helfen: auch vielfache andere Förderung hatte er durch meinen Vater genossen.

Er war so wenig ein blau-weiß für Haus Wittelsbach Schwärmender, daß er, was ihm gewiß nicht verübelt werden soll, im Jahre 1848/49 als rother demokratischer Republikaner sich der Art benahm, daß er seine Anstellung als Polizei-Actuar verlor. Nun gerieth er sehr stark in den Hintergrund: ich weiß nicht warum, aber keineswegs nur wegen seiner politischen Ueberzeugungen ward er von Vielen gemieden oder zog er sich vielleicht selbst zurück. Als Mitte der fünfziger Jahre die „Krokodile" aufkamen, bemühte ich mich vergebens, ihn dort einzuführen: er hatte sich zu mir, dem heranwachsenden, recht freundlich gestellt: ich

mochte ihn gut leiden: wir standen auf Du und Du. Er war, glaub' ich, nur einmal als Gast in den Krokodilen: die Häupter dort trauten ihm nicht, wie ich glaubte, mit Unrecht. Als seine frühesten baierischen Dorfgeschichten, vor Allem „das Schwalberl“ erschienen, tauchte er aus langer Verschwundenheit wieder auf: ich hatte meine helle Freude an diesen ersten ganz vortrefflichen Sachen[1]) und lobte sie aus voller Ueberzeugung auf das Wärmste in den Zeitungen. Das gefiel ihm. Wir trafen uns nun öfter: vermittelt durch Godin (III. S. 114), neben dem er als Concipient bei Henle (III. S. 550) arbeitete, entspann sich ein freundlicher Verkehr, wir tranken manch Glas Bier zusammen.

Bei diesen Gesprächen ergab sich, daß der alte Schwärmer von 1848/49 seiner Begeisterung für die deutsche Einheit treu geblieben, daß er, bei aller Liebe zu der baierischen Bauerneigenart, nichts

[1]) Die späteren sind in Folge maßloser Vielschreiberei immer schwächer, unwahrer, werthloser geworden.

weniger als blau-weißer Particularist war, ja, daß er die alten demokratisch-republikanischen Gesinnungen bewahrt hatte und viel weniger als z. B. ich monarchisch und wittelsbachisch gesinnt war.

Und dieser Mann verklagt die „deutsche Treue" an der Isar und verlangt, daß das Hoftheater nicht die Demüthigung des „angestammten Herrscherhauses" vorführe!

Ich kann mir keinen andern Beweggrund für diese Handlungsweise denken, als die Verstimmung über den glänzenden Erfolg seines jüngern Dutzbruders auf einer Bühne, auf der er selbst seit geraumer Zeit durchaus keine Lorbern mehr davongetragen hatte.

Die Denuntiation aber hatte eine für mich und die Meinen sehr traurige Wirkung.

Irgend ein Neidling legte — ich weiß nicht, von wem veranlaßt, — den Artikel roth angestrichen auf des Königs Schreibtisch: und der damals wohl schon recht kranke Mann — das hebe ich ausdrücklich zu seiner Entschuldigung hervor — wurde wüthend

vor Zorn gegen mich. Der in Schreck und Entsetzen gerathende Intendant, Herr von Perfall, ward sofort angewiesen, das Stück nie mehr zu geben. Und der König hatte es doch vorher gelesen, — unzweifelhaft — gelobt, die Aufführung gebilligt! Aber nun hatte ihn der vergiftete Pfeil aufgehetzt!

Und leider beschränkte sich seine Entrüstung nicht auf mich: er ließ meinen ehrwürdigen, siebenundsechzigjährigen Vater, den er stets auf das Ehrenvollste behandelt hatte, seinen Unwillen bitter empfinden — denselben Mann, der ihm das Stück zur Prüfung vorgelegt hatte! — und sagte, voller Zorn gegen mich, der von ihm stets so glänzend ausgezeichneten Frau Dahn-Hausmann:

„Der Herzog Arnulf . . . ha, das soll *ich* sein!"

O nein, armer, nervenkranker, kraftzerrütteter König! Durchaus nicht!

Nicht du, mit deiner krankhaften Verachtung für Krieg und Kampf und Heldenthum (oben S. 313), konntest mir vorschweben bei jenem kerngesunden,

markigen, schwertgewaltigen Helden, den Feind und Freund mit dem mächtigsten seiner Berge, mit dem hohen Ortler, vergleichen.

Wie wenig unbefangener Sinn in dem Stück eine Verletzung Baierns oder seines Königs entdecken kann, geht schlagend daraus hervor, daß jene Vorstellung zu Nürnberg, die wir zufällig dort erlebten, nach dem Theaterzettel gegeben wurde:

„Zur Feier des Namenstages
Seiner Majestät des Königs Ludwig II.“

Und am folgenden Tag stand in den Nürnberger Blättern: man hätte in der That keine bessere Wahl eines Dramas zur Feier dieses Tages treffen können: der König habe ja seine Begeisterung für das Reich, seine deutsche, nicht nur baierische Gesinnung ruhmvoll bewährt: man solle fortab an allen baierischen Bühnen den Tag also feiern!

Ich glaube, später ist der königliche Zorn gegen die Meinen wieder verraucht: ob auch gegen mich,

weiß ich nicht; er wurde ja bald den Menschen kaum mehr zugänglich.

Lange nach seinem Tode (1894) fragte ich einmal an, ob denn „deutsche Treue“ an der Isar immer noch untersagt sei? Mir ward der Bescheid, das Verbot stehe nicht mehr im Wege, aber man könne nicht wagen, die katholische Geistlichkeit zu verstimmen! Dabei ist der edelste, beste, herrlichste Mensch in dem Stück jener Bischof von Augsburg: ein Bischof von Salzburg darin ist allerdings ein Ränkeschmied: als ob es nie — im zehnten Jahrhundert — einen bösen Bischof gegeben hätte!

Mit solchen Schwierigkeiten: Denuntiation in München, Königswankelmuth und zuletzt Furcht vor der Priesterschaft hat ein Stück zu kämpfen, das von der glühendsten Liebe nicht nur zum Reich, gerade auch zu der baierischen Eigenart durchlodert ist, dessen Held ein Urbild baierischer Kraft und Hochherzigkeit ist.

Und da soll man für die deutsche Bühne dichten!

Meine Rache an Hermann Schmidt blieb nicht aus.

Als nach seinem Tod, unerachtet der so zahlreichen und wahrlich nicht erfolglosen Veröffentlichungen, befremdlicher Weise der Nachlaß als nicht erheblich bezeichnet wurde, habe ich mich bemüht, seiner Wittwe Zuwendungen zu verschaffen. —

XXXIV.

Das Jahr 1876 brachte den Kampf um Rom, der nach dem „Roderich“ noch viel weiterhin meinen Namen bekannt gemacht hat: von der Entstehung des Werkes und seiner Errettung vor dem Feuertod durch Therese ist bereits (III. S. 360, 370) berichtet: damals erschienen zwei Auflagen auf einmal, jetzt sind es einundzwanzig zu je eintausend Exemplaren. Mit Stolz erfüllt mich dabei nur, daß Bismarck es das seit vielen Jahren einzige Buch genannt hat, das er zweimal gelesen. Nach meiner Werthschätzung stehen manche meiner Balladen, dann „Sind Götter?“, „Odhins Trost“, „Felicitas“, „Fredegundis“, „Bis zum Tode getreu“, „Rolandin“ als Kunstwerke höher.

Unbegründet aber ist der Vorwurf, daß die Erfindung der Gestalt des Cethegus unstatthaft sei.

Hätt' ich das in dem Vorwort nicht gesagt, — die Meisten meiner hoch überlegenen Be- und Ver-urtheiler hätten es nie gewußt. Im Uebrigen verweise ich die Herrn auf „Könige" II, wo deutlich gezeigt ist, daß die Goten vor Allem dem Uebertritt des Römerthums auf die Seite von Byzanz unterlegen sind: nicht nur Goten und Byzantiner, auch dies Römerthum des VI. Jahrhunderts, in seinem zum Theil berechtigten Haß gegen die Barbaren, in seinen bei aller inneren Fäulniß noch großartigen Ueberlieferungen mußte dargestellt werden: daher ist Cethegus nothwendig.

Auch an dies Werk knüpfen sich allerlei „Erinnerungen".

Kurz vor dem Erscheinen hatte der Herr, der unter dem Namen Julius Rodenberg (ich weiß wirklich nicht, wie er heißt) schreibt, mich in der schmeichelhaftesten Weise aufgefordert, an seiner neu begründeten „Deutschen Rundschau" mit zu arbeiten. Ich schickte den Aufsatz „über das Germanische in der mittelalterlichen

Teufelssage" (Bausteine I. S. 260): er lobte ihn mächtig und versprach, „für eine der Bedeutung des gerade erschienenen Kampfes um Rom entsprechende Beurtheilung Sorge zu tragen." Darauf brachte die Deutsche Rundschau unter der höhnenden Aufschrift: „Die Könige der Germanen als Roman" eine maßlose Verwerfung des Werkes aus der Feder von Wilhelm Scherer.

Es ist ja nun ganz gleichgültig, was dieser Mann über eine Dichtung urtheilte: denn neben seinen zweifellos hohen Verdiensten um die Sprachgeschichte steht, durch seine „Poetik" erwiesen, fest, daß er nicht die Spur eines Schattens eines Scheins von Verständniß für Dichtung d. h. für das Entstehen und das Wesen und die Aufgabe der Poesie besaß: jenes Buch ist eine bedauerliche Erscheinung in der deutschen Literatur. Aus jener Verurtheilung sei nur das Eine hervorgehoben, weil es eine herausfordernde Unwahrheit ist: nach Herrn Scherer wird in jenem Roman die Weltgeschichte nur von Weibern gemacht, die Männer

kommen nicht in Betracht: und Cethegus, Belisar, Narses, Vitiges, Totila, Teja?

Die Wiener „neue freie Presse“ hatte (1876) ein begeistertes Lob des Romans gebracht, die wärmste Anerkennung, die ich je zu lesen bekam. Im Jahre 1894 reizte ich durch meine Erklärung gegen das Heine-Denkmal die Wuth jener, die bekanntlich auf Erden „die besten Hasser“ sind: nun erinnerte sich die gleiche „neue freie Presse“ jener Verurtheilung des Romans durch Scherer, grub sie nach neunzehn Jahren wieder aus und druckte das schreiendste Gegentheil zu ihrem eigenen Urtheil ab, zugleich bemerkend, zwar meine Stoffe seien deutsch, aber ich habe keine Ahnung davon, was deutsch sei in der Dichtung: „einer der deutschesten Dichter war vielmehr Heinrich Heine.“

Nun stand aber Scherer an der Spitze einer äußerst zahlreichen, ganz unglaublich strebsamen Anhängerschaft. Diese verfolgte und verfolgt mich daher — übrigens gewiß in gutem Glauben, wie die Aschaschim des „Alten vom Berge“, blind seinem

Worte vertrauend und gehorchend — planmäßig bei jeder Veröffentlichung. Daß das auf „vorgängiger verabredeter Verbindung" beruht, zeigt folgende lustige und wahre Geschichte. Zu einem jungen Sprachforscher, der später mein Amtsgenosse ward, kam in Berlin etwa 1878 ein Glied der dort von Scherer gegründeten literarischen Gesellschaft (ich kenne den Namen nicht genau) und fragte:

„Haben Sie nicht was von Dahn? Ich kenne nichts von ihm. Aber ich habe es übernommen, ihn herunter zu reißen."

Ein anderes, später ganz ausnehmend erfolgreiches Glied jener Schar schrieb mir die begeistertsten Briefe über den „Kampf": nach dem Erscheinen jener Verurtheilung verwandelte der Mann sich in einen meiner bittersten Angreifer: er hatte eben „umgelernt".

Mich tröstet nur das Schicksal Schiller's, dem diese Herrn ja auch nachgewiesen haben, daß er kein Dichter gewesen.

Aus dem Roman ist ein Drama und sind etwa

vier bis fünf Operndichtungen gearbeitet worden: die mir (Dank dem trefflichen Clavierspiel unserer lieben Freundin, des Fräuleins Lieselein Jeppe zu Berlin) bekannt gewordene Composition von Scharwenka (Mataswintha, Text von Kleffel [1])] ist sehr schön und wurde 1894 zu Berlin bei Kroll, aber freilich nur als Concert — ohne Costüme — mit reichem Beifall aufgeführt.

Mit der sie schmückenden Unbefangenheit haben die Yankees über ein Jahr lang die Spalten einer großen deutschen Zeitung mit den vier Bänden ausgefüllt: wir hatten ja keinen Vertrag der gegen solche Seeräuberei schützte. (Und der, den wir jetzt haben, schützt sehr wenig.) „Non olet!“ ist der Wahlspruch des „smart Yankee“.

Der Roman ist in alle germanischen Sprachen übersetzt worden, — über die englische s. oben S. 450 — aber in keine romanische oder slavische; er ist zu „tudesque“.

[1]) Die Partitur bei Breitkopf und Härtel 1892.

XXXV.

Auf den „Kampf" ließ ich noch im gleichen Jahre die Veröffentlichung der bereits 1857 entstandnen „Amalungen" (III. S. 376) folgen.

Im nächsten Jahre wandte sich der schon viel gefeierte Componist Heinrich Hofmann zu Berlin an mich mit dem Wunsch, ich möge ihm eine Operndichtung schreiben. Nachdem meine Königsberger Musik-Stats-Räthe seine Compositionen höchlich gelobt hatten, that ich gern nach seinem Begehren und schrieb ihm einen „Armin" (der mit der Befreiungsschlacht endet); den von der Geschichte gegebenen heroischen Stoff suchte ich dadurch herzrührender zu gestalten, daß ich neben das ebenfalls gegebene Liebespar Armin und Thusnelda die Tochter des Varus, Fulvia, stellte, die dämonische Leidenschaft

für den starken Cherusker und Eifersucht auf seine Geliebte verzehren. Hofmann, in dem und dessen trefflicher Frau wir bald liebe Freunde gewannen — er hat später noch gar manches Gedicht von mir, wie von Freund Julius Wolff vorzüglich componirt — hat denn auch mit seiner Oper, überall wo sie gegeben wurde: in Berlin, Hamburg, Leipzig, Danzig, Königsberg, die schönsten Erfolge erzielt: zumal in dem zweiten Akt, der fast ganz durch die heimliche Zwiesprache des Liebespares und die Entführung Thusneldens ausgefüllt wird; auch die Scenen der Fulvia, die recht günstig wirkende Gestalt des Skalden, das Sunnwendfest und manche Chöre schlugen sieghaft durch; es ist meine Schuld und es liegt wohl auch am Stoffe, daß der letzte Aufzug dramatisch nicht so wirksam ist wie zu wünschen wäre: es wird auf die Länge im Text eintönig, dies ewige Krieg- und Kampf- und Cherusker-thum.

In Königsberg war einstweilen ein Wechsel der Leitung des Stadttheaters eingetreten: der derbe,

drollige „Énne énne“ (oben S. 609) war ersetzt durch Max Stägemann. Das war freilich ein andres Korn! Stägemann, als Schauspieler und als Sänger gleich hervorragend, war von einer fabelhaften Welt- und Geschäftsgewandtheit, von bezaubernder Liebenswürdigkeit im Umgang und seine prächtige Gattin, Frau Hilli, bedurfte nicht erst ihres Geigenspiels, um alle Herzen zu gewinnen. Viele schöne Stunden verlebten wir in dem wirthlichen Hause. „Max“ verließ mich nicht, brachte unermüdet alle meine Stücke eines nach dem andern zur Aufführung: freilich haben sie auch alle den Königsbergern gefallen.

So scharf er sich auf's Geschäft verstand: — einer der klügsten Kaufleute am Pregel meinte lachend: „der ist uns Allen über!“ — so ernst war es ihm als einem echten Künstler — von der Spindelseite aus dem Blute der Devrients! — um die Kunst zu thun und er hob nicht nur die Oper, auch das Schauspiel in den leider nur wenigen Jahren seiner Wirksamkeit in Königsberg: — bald mußten wir ihn

an Leipzig abgeben — zu einer Höhe, die auf einer Provincialbühne wohl nur sehr selten erreicht wird. Im Schauspiel, unter der Regie von Oswald Hanke, wirkten ausgezeichnete Kräfte: Herr Neumann, l'Allemand, Fräulein Weigel, Fräulein Miller und andere mehr: manchen Sieg haben sie mir — nicht meine Dichtung — erstritten: dankbar gedenk' ich's.

Der Armin hatte unter Stägemann's Leitung prächtigen Erfolg: unsere liebe Freundin Marianne Brandt war eine herrliche Fulvia [1]).

Im Jahre 1877 erschien mein erstes Lustspiel, „die Statskunst der Frau'n", das ich mit Lust und Liebe, in froher Ferienstimmung, im trauten

[1]) An ihre Leistung knüpfte sich eine drollige Verwechselung. Gleichzeitig mit ihrem Besuch hatten wir im Hause Charisius (oben S. 213) eine russische Generalin Brand kennen gelernt. Nach beider Brände Abreise sprach Frau Magda: „Die Brand schrieb, sie wünsche eine Photographie von Ihnen mit Ihrem Namen." „Gern," erwiderte ich," und schrieb auf die Rückseite einer solchen: „Seiner glühenden Fulvia F. D." Frau Magda schickte den geschloßnen Umschlag ab. Lebhaftes Erstaunen des grimmen Generals in Kowno.

Friedrichshafen geschrieben, in Italien durchgefeilt (oben S. 444) hatte. Der Stoff ist entnommen der vielfach, z. B. vortrefflich von Freund Wilhelm Hertz, behandelten Sage, daß die Tochter des Pfalzgrafen Konrad den Sohn Heinrich's des Löwen eingeschlummert vor dem Burgthor fand und ihm ein verschlossenes Schreiben aus der Tasche nahm, in dem Kaiser Heinrich VI. befahl, den Ueberbringer gefangen zu setzen oder zu tödten: sie schreibt statt dessen den Befehl, den Ueberbringer sofort mit des Pfalzgrafen Tochter zu vermählen[1]).

Den durch den Stoff gegebenen Gestalten fügte ich noch ein par erfundene bei: den fröhlichen Minnesänger Friedrich von Hausen und, — Freund Scheffel zu Liebe — eine Enkelin seiner reizenden Praxedis: er hatte die größte Freude daran und schrieb mir gar freundlich über die Widmung! — um so ein zweites Liebespar zu gewinnen. Dem

[1]) So ungefähr: die Sage tritt in verschiedenen Fassungen auf.

genialen, aber gefährlichen Kaiser Heinrich VI. stellte ich im Gegenspiel die anmuthige, edle und herzgescheute Pfalzgräfin gegenüber: ein in alle Mädchen zugleich verliebter blutjunger Falkonier und ein in Praxedis vernarrter alter Schloßwart Bumpo sollen die Heiterkeit mehren: eine Schreibstunde, in der „das Lämmlein“ Agnes die Kunst lernt, Geschriebenes zu tilgen und durch andere Buchstaben zu ersetzen, ein Ballspiel mit Stegreif-Reimen, eine Trinkscene, in welcher der die Andern trunken machen wollende Bumpo selbst ziemlich angeheitert wird, heben sich von dem politischen Hintergrund ab, in welchem von der Pfalzgräfin die Versöhnung des Kaisers mit Heinrich dem Löwen und Richard Löwenherz, die Abkehr von Frankreich angestrebt und durch „die Statskunst der Frau'n“ erreicht wird.

Das Stück gefiel sehr: nicht nur in Königsberg, wo die Aufführung unter Stägemann ganz vorzüglich war, auch im Schauspielhaus zu Berlin, in häufigen Wiederholungen, von denen ich einer beiwohnte,

ebenso in Stuttgart, wo König Karl (oben S. 369) die Darstellung befahl: viel weniger scheint es in München Erfolg gehabt zu haben, trotz des — wie ich hörte — ausgezeichneten Spiels der Frau Dahn-Hausmann (Pfalzgräfin), Possarts (Kaiser), Rohde's (Friedrich von Hausen) und Anderer.

Eine sehr wichtige Rolle soll — schrieb man mir — mit sichtbarer Unlust gespielt, wenn nicht gar — was ich aber durchaus nicht glauben will — absichtlich verdorben worden sein.

Dazu kam, daß ein Kritiker die Sittlichkeit des Stückes angriff, weil das „Lämmlein" den Geliebten vor unverschuldeter, grausamer Kerker-, ja Todes-Strafe, die nicht der Kaiser, der rachsüchtige Bumpo — in Mißbrauch einer kaiserlichen Vollmachtsurkunde — ausspricht, durch Aenderung des Befehls rettet.

Das ist freilich „Fälschung": aber seit Jahrhunderten hat kein Mensch an diesem Zuge der Sage Anstoß genommen. Der Herr, der darüber schalt, war wohl ungenügend unterrichtet. Das

Stück wurde in München nur ein par Mal wiederholt.

Das folgende Jahr (1878) brachte unter dem Namen: „Balladen und Lieder" die dritte Sammlung meiner Gedichte, meist erst seit 1873 entstanden: zugeeignet „meiner lieben Frau Therese": unter den Balladen haben der Cyclus: „Walther von der Vogelweide", der an etwa zwanzig Vögel und deren Eigenart knüpft, am Meisten Beifall gefunden: Freund Karl von Hase war ganz erstaunt, als ich ihm im ärgsten Fimbul-Winter von Thule die eben erwachsenen Frühlings- und Landschafts-Schilderungen Herrn Walther's vorlas. Dann die Kreuzfahrerlieder der Deutsch-Herrn-Ritter in Preußen; die lyrischen Sachen spiegeln in ihren vielen Gelegenheitsgedichten unsern geselligen Verkehr in diesen Jahren und die zahlreichen „Prologe" u. s. w. jene starke Inanspruchnahme meiner Muse durch Vereine, Jubiläen und andere Feste (s. oben S. 192 f.). In diesem Jahre (1895) wird eine zweite Auflage der Sammlung erscheinen.

Ich hatte in jenen Jahren viel gearbeitet in den Quellen über Blutrache, Fehdegang und Rechtsgang bei den Germanen [1]).

Diese Gedankengänge führten mich zu dem in dem Schauspiel „Sühne" behandelten Gegenstand. Anknüpfend an einen Zug aus der isländischen Njals-saga ließ ich einen hochgemuthen Fürsten auf die Blutrache für den heißgeliebten jüngern Bruder verzichten, unter der Bedingung, daß die Blutrache für immer in dem Volk abgethan und durch Sühne ersetzt werde. Das Stück spielt kurz vor der Varusschlacht, zu der Armin am Schluß die versöhnten Gaue entbietet; zugleich wird dem großherzigen Samo von seinen bisherigen Widersachern das Königthum über die ganze Völkerschaft der Semnonen übertragen: das Königthum, das ich ihn in folgenden Worten schildern lasse. Der Knabe Thiotfrid frägt seinen Bruder Samo:

„Du bist nur Fürst: was heißt nun Königthum?"

1) S. Bausteine II. 1880, S. 76—128.

Samo:

„Kind, Königthum ist höchstes Opferthum!
Von Göttern gelten Könige entstammt:
Drum soll'n sie mehr als andre Menschen — tragen.
Bei uns ward noch kein Mann so hoch gewerthet,
Dies höchste Heldenamt ihm zu vertrau'n:
Nicht nur im Keil der Schlachtordnung geziemt
Der Vorderplatz dem König, wo zumeist
Ihn für sein Volk der Feinde Speerwurf trifft, — —
Ihm ziemt im Frieden auch der schwerste Kampf:
Sich selbst vergessen, Sippe, Sohn und Bruder,
Den eignen Wunsch in Liebe, wie in Haß,
Das eigne Herzblut opfern für sein Volk, —
Das, lieber Bruder, das heißt Königthum."

Royauté oblige! Das ist freilich eine andere Auffassung von dem Königthum als sie der absolutistische Tyrannen-Dünkel in den Redensarten: „car tel est mon plaisir" oder „l'état c'est moi" und ähnlichen äußert. Friedrich der Große hatte sich nur den ersten Diener des States genannt: sein Gegenbild gewährt jenes Wort von Louis XIV.

Großartige Bethätigung findet diese germanische

Auffassung vom Königthum darin, daß sie den Opfertod des Königs für sein Volk verlangt.

Lastet längere Zeit auf dem Volke Seuche, Mißwachs, „Un-Sieg“, d. h. die Unmöglichkeit trotz aller Tapferkeit einen Sieg zu erfechten, — etwa wie 1870 auf den Franzosen! — so hat eine unentdeckt und daher ungesühnt gebliebene Frevelthat den Zorn der Götter auf das Land herab beschworen und, gelingt es nicht That und Thäter zu entdecken und den Frevler in Todesstrafe den verletzten Göttern zu opfern, so muß sich der König, der sein Volk wie gegen die Menschen so gegen die Götter vertritt, tödten und so sich selbst den Göttern als Sühnopfer für sein Volk darbringen. Da die wichtigsten Fragen der Rechtsphilosophie — so über das Verhältniß von Recht und Sittlichkeit — darin behandelt sind, hab' ich das Drama Ihering gewidmet, der mir einen prächtigen Brief darüber schrieb: ich habe die Widmung auch nach unserm Bruch in der zweiten Auflage wiederholt.

Das Stück errang 1879/80 in Königsberg glänzenden Erfolg, Dank dem ausgezeichneten Spiel von Marie Seebach (Heilrun), die wieder als Gast erschienen war und nun die ersten Worte ihrer Rolle — die Friedensweihe über die Dingstätte — ebenso schön sprach, wie früher als Krimhild die ersten Worte — den Fluch über Burg Bechelaren: aber auch die Herren Neumann, l'Allemand, Fräulein Weigel (Samo, Sigo, Albheid) leisteten ganz vorzügliches. Die Kritik tadelte blos, daß das junge Liebespar, das am Schluß des dritten Aufzuges, von Messerstichen getroffen, stürzt und für todt gilt, nur verwundet ist und im letzten Act wieder lebend zum Vorschein kommt. Das sei undenkbar. Du lieber Gott, wenn auf jeder Kirchweih in Niederbaiern jeder Messerstich tödtlich wäre, — Niederbaiern läge lange schon ausgestorben! Auch haben ja die jungen Leutchen durchaus nicht todeswürdige tragische Schuld auf sich geladen: warum müssen sie — im Schauspiel — sterben? Im Trauerspiel können Nebengestalten von dem Fall des Helden

mitgerissen werden (Max und Thekla): allein das Stück ist kein Trauerspiel und kann keines sein, da der Held Samo nicht unter, sondern, geläutert durch Selbstbezwingung, als Sieger hervorgeht. Sonst hatten mich die Königsberger wohl zu blutig gefunden: — nun wollten sie mir meine beiden Lieblinge morden, deren Liebes- und Streit-Scene am Nornenbrunnen bei'm Gränzhag ihnen doch so wohl gefallen hatte. Ich gab nicht nach. Als aber bei der im vorigen Jahre (1894) erfolgten, — recht wackeren, — Aufführung in Breslau, die ebenfalls sehr warm aufgenommen ward (— zumal auch die oben angeführten Worte vom Königthum, geschrieben 1879, —), ziemlich allgemein, auch von Einsichtvollen und Wohlwollenden, dasselbe Bedenken ausgesprochen wurde, ließ ich bei den Wiederholungen mit leicht zu gestaltender Veränderung das junge Par sterben: den Leuten gefiel's nun besser, mir nicht; in der zweiten Ausgabe (1895) habe ich diesen veränderten Schluß beibehalten; es ist das Stück, das nun fünf Jahre

„Kraft schriftlichen Vertrags“ im Burgtheater zu Wien — todt liegt (oben S. 633); ich fürchte, das bleibt eben so todt wie nun das arme Liebespar.

Uebrigens sag' ich gleich jener spartanischen Mutter, deren Sohn bei der Wahl durchgefallen war: „ich freue mich, daß das Vaterland so viele bessere Dramatiker hat als ich bin“: das Stück ist in diesen sechszehn Jahren sonst von keiner Bühne gegeben worden.

Ein Hauptgrund dieser meiner Nichterfolge liegt, wie oben bemerkt, in den Stoffen: die Leute wollen sich und ihres Gleichen und die Fragen von „brennender Actualität“ (!) auf den Brettern sehen. Treffend drückten das bei der ersten Aufführung zu Königsberg zwei Damen aus, die, hoch aufgedonnert und schmuckbeladen wie geputzte Kamele des Jordan, nach dem dritten Act auf dem Gang vor den Logen, ohne mich an der halboffnen Thüre zu bemerken, einander zuraunten:

„Gräßlich langweilig!“

„Nicht einmal die Toiletten haben die Damen bisher gewechselt."

Anno neun nach Christi! Ja, man soll eben keine Stücke bringen, die anno neun spielen: „nur das Neueste aus Berlin", „Ausverkauf von Stöffern von hochfeiner Nouveauté!"

Allerdings haben die größten Dramatiker von jeher weit in der Vorzeit spielende Stoffe bevorzugt: so die Hellenischen, so Shakespeare, so Schiller, so Goethe, so Grillparzer: allerdings meinte Schiller, „was kann denn dieser Misère Großes passiren"? — aber was verstanden die vom Drama im Vergleich mit der „Moderne" (wie das falsch gebildete Miß-Wort lautet), mit dem Geschmack des fin de siècle = mene tekel = Ekel!

Mir lag es warm am Herzen, deutsche, nationale Kunst auf die Bühne zu bringen: und da es mit dem Schauspiel, trotz der Erfolge von Roderich, Markgraf, Deutsche Treue, Statskunst doch nicht recht auf die Dauer und auf vielen Bühnen gehen wollte,

dachte ich, den Deutschen mit der Oper beizukommen. Sie hatten doch Richard Wagner's Tribun, seine Götter, Nibelungen, Minnesänger, Gralritter sich gefallen lassen: — vor Allem freilich um der Musik willen. Vielleicht verziehen sie mir auch meine vorzeitlichen Gestalten und mein Deutschthum, wenn jemand — als mildernden Umstand! — recht schöne Musik dazu machte.

Zwar, der schön componirte Armin hatte sich — offenbar wegen anno neun! — auch nicht gehalten!

Aber ich beschloß, es doch zu versuchen, und schrieb nun rasch hintereinander — zum Staunen der Menschheit — drei Operndichtungen: „Harald und Theano" (1879), den „Schmied von Gretna-Green" (1880) und den „Fremdling" (1880). Ueber jene Umdichtung meines Erstlingswerks, seine treffliche Composition von Professor Lorenz zu Stettin und deren in jedem Sinne des Wortes „Einzigen" Erfolg ist schon gesprochen (oben S. 546 und III. S. 267). Gewidmet habe ich sie Franz von Lachner

(II. S. 159), der meinem Macte Imperator erst die Schwingen gab, die es durch ganz Deutschland getragen haben; auch andere Gedichte von mir sehr schön componirt und mich in München schon mit Haydn, Beethoven, Mozart, Weber, Bach, Händel vertraut gemacht hat (vgl. Gedichte II. S. 379). Ungefähr gleichzeitig erschien eine neue Auflage des kleinen Epos mit schönen Illustrationen von Gehrts bei Titze in Leipzig.

In dem „Schmied" schwebte mir, wie gesagt (oben S. 471), als Ideal für Musik und Text die „weiße Dame" vor: meine beiden Componisten und ich haben uns jenem Ziel ach nur wenig genähert: beide Compositionen blieben ohne dauernden Erfolg. Meinem Text aber fehlt die anmuthige, leichte Heiterkeit des Scribe'schen, der „esprit gracieux". Doch ist mir, glaub' ich, gelungen, eine wirksame Begründung des so befremdlichen Trauungs-Rechtes zu erfinden: der Vorfahr des Schmiedes hat unter äußerster Lebensgefahr die von dem Priester begonnene Trauungsformel

für einen flüchtigen König von England nach Verwundung des Priesters in der Schmiede zu Ende gesprochen; dann hab' ich den Schmiedehammer auf Thor-Donar zurückgeführt, der ja, wie die Riesen zerschmetterte, so die Bräute weihte; und in der Poesie der englisch-schottischen [1]), Hausgeister und Elben die in der alten Schmiede umgehen, lag ein für die Composition günstiger Stoff, so zwar, daß kein geringerer als Brahms einmal dachte, die Oper zu componiren (übrigens auch Rubinstein, der nur verlangte, ich solle die Geister nicht blos als Staffage verwenden, sondern entscheidend in die Handlung eingreifen lassen, was mir widerstrebte).

Eine Oper von Brahms! Es wäre denkwürdig geworden.

Im gleichen Jahre (1880) noch schuf ich aus meiner frei erfundnen Ballade „der Fremdling" (Gedichte II. S. 99) die gleichnamige Operndichtung,

---

[1]) Deßhalb ist die Dichtung Theodor Fontane (II. S. 435) gewidmet, „dem Meister der englischen Ballade".

bei der mir Richard Wagner's Hereinziehung der germanischen Götter in menschliche Leiden und Freuden vorschwebte. In einem in Asgardh spielenden ersten Aufzug verwettet Baldur gegenüber Loki sein Haupt, falls das von ihm zum Weib erkorne Menschenmädchen Nanna, die verwaiste Stieftochter eines nordischen Königs, nicht alle schwersten Proben der vertrauensvollsten Liebe bestehen sollte. Die hab' ich dem armen Kinde wahrlich nicht erspart: sie schlägt die Werbung des Sohnes ihrer bösen Stiefmutter aus, weil sie die Braut eines Unbekannten geworden. Als Gefangene in den Baldurtempel gebracht, wird sie hier von dem Unbekannten aufgesucht, im Augenblick zärtlichster Umarmung wird das Par von dem eifersüchtigen Freier und dessen Gefolgschaft überrascht, der Unbekannte entflieht. Nanna wird wegen Tempelschändung zum Tode verurtheilt: sie soll lebend eingegraben werden: standhaft bis an's Ende weist sie die Hand ihres Freiers zurück, der sie um diesen Preis zu retten bereit ist: ihr Glaube an

den Fremdling und seine ihr zugesagte Hilfe wankt nicht, als sie schon die fallenden Erdschollen bedecken: da, im letzten Augenblick, erscheint auf leuchtendem Sonnenwagen der Fremdling: es ist Baldur, der vor den staunenden Augen der Menschen seine Gemahlin emporträgt zu den Göttern, die oben auf der Regenbogenbrücke die neue Göttin jubelnd begrüßen, während Loki beschämt an Treue und Liebe bis zum Tode bei den Menschen glauben muß.

Der Stoff, reich an dichterischem Gehalt und an dramatischer Wirkung, hätte von Richard Wagner in Musik gesetzt werden müssen: — er hat die Widmung sehr freundlich aufgenommen: — aber leider widerstritt das seinem Grundsatz, nur eigne Dichtungen zu componiren.

Telegraphisch verlangte Goldmark (oben S. 521) das Compositionsrecht, das ich dem erfolgreichen Componisten der „Königin von Saba" gern gewährte. Nach viel mehr als Jahr und Tag gab er es auf: der Stoff lag ihm doch zu fern. Später versuchte sich an

ihm Hanns Sommer in Berlin (nun Weimar): auch er verzichtete: er meinte, die Götter könne man nur aus Wagner abschreiben oder ganz abweichend behandeln: beides würden die Leute nicht lieben.

Schade drum! Ich las die Operndichtung vorigen Winter hier vor: sie fand — auch ohne Musik — reichsten Beifall.

Das Jahr 1880 — ich war 46 Jahre alt — brachte besonders reiche Aerndte: neben den angeführten Operndichtungen, dem ersten Band von Wietersheim (oben S. 593) und mehreren Lieferungen (zu zehn Bogen) „Urgeschichte“ (oben S. 565) erschien „Odhins Trost“, nach meiner Meinung mein, dem geistigen und dichterischen Gehalt nach, bedeutendstes Werk: ich trug es schon seit 1872 in liebevoll pflegenden Gedanken.

Hier habe ich meine heroisch tragische (aber nicht pessimistische: [II. S. 37]) Weltanschauung niedergelegt, jenen Monismus, der das Mirakel und eine die Geschicke der Menschen stets gerecht und väterlich liebend

leitende Himmelsgewalt und die Tugend aus Berechnung auf Lohn im Himmel oder jämmerlicher Furcht vor Strafe in der Hölle ausschließt, die Pflicht um der Vernunftnothwendigkeit des Guten willen auferlegt, den Verzicht auf Leben und Glück von dem Einzelnen um des Ganzen willen fordert, aber doch das Dasein freudig bejaht, in der Erkenntniß, daß das Einzelne vergehen muß, um im Wechsel der Individuen das Vernunft-Gesetz und das Allgemeine zu erhalten.

Das Werk enthält die Antwort auf die Frage: „Sind Götter?“ (oben S. 605).

Diese Weltanschauung, dann die begeisterte Liebe zu dem altgermanischen Götterglauben und zu germanischer Eigenart, die mächtig darin hervorbricht, haben dem doch nicht für weite Kreise zugänglichen Buche den unerwarteten Erfolg von sieben Auflagen in zehn Jahren gebracht: übersetzt ward es in das Holländische, Dänische, Schwedische und Ungarische.

Die gewagte Verquickung der Göttergeschicke mit

den Erlebnissen von Heiden und Christen auf Island wurde so gut aufgenommen, daß ich darauf verzichtete, die Göttergeschichte, wie ich einmal plante, auch für sich allein in Verkehr zu bringen.

Viele, viele Männer und Frauen haben mir in diesen fünfzehn Jahren, ohne von einander zu wissen, geschrieben, daß sie in schwersten inneren Kämpfen und äußeren Leiden in diesem Buche, d. h. in seiner entsagend-heroischen Weltauffassung in der That den Trost gefunden haben, denen ihnen der verlorene Kirchenglaube zu spenden nicht mehr vermochte. In Königsberg hat es ein Geistlicher als Confirmationsgeschenk gewählt. Das würde ich nun nicht thun! Leicht ist manchen der Glaube erschüttert, denen die Philosophie ihn nicht ersetzt: nur geistig voll Reife sollen an das Buch herantreten und auch für solche gilt das Wort des Geistes-Gottes:

„Ich weiß, Wenige wird er trösten,
Odhins heldentapfrer Trost.“

Denn in Wahrheit ist dieser Trost: der Verzicht

auf jeden Trost für die völlige Entsagung und für die Vernichtung im Tode.

Auf dem Schlachtfeld von Sedan habe ich in Thun und Schauen und Denken für dieses Werk den meisten Stoff gewonnen. Es ist mit den Namen meiner Therese und meines Vaters geschmückt.

Im Jahre 1882 erschien der erste Band einer ganzen Reihenfolge von geschichtlichen Erzählungen.

Bald nach Vollendung des „Kampfes“ (1876) war mir der Gedanke gekommen, eine beträchtliche Zahl von dichterisch sehr wohl zu gestaltenden Stoffen, die mir bei der Quellenforschung in der Zeit der Völkerwanderung bis einschließlich Karls des Großen, ja bis auf das Jahr 1000 und darüber hinaus bis auf Herzog Ernst von Schwaben und Kaiser Friedrich II. aufgestoßen waren, in ähnlicher, obzwar vielfach abweichender Weise wie weiland den Untergang der Ostgoten zu behandeln. Freilich, ich war mir darüber klar, daß ein gleicher Erfolg nicht zu erzielen sei, da kein andrer Stoff von so großartig

weltgeschichtlichem Hintergrund und von so echt tragischer Bedeutung mehr zur Verfügung stand.

Allein die Heroica ist doch nicht das einzige vollberechtigte Tonwerk Beethoven's und gar manches echt malerische Bild schien mir möglich, obzwar in kleinerem Rahmen: manches εἰδύλλιον, wenn nicht ein μέγα εἶδος. Auch reizte mich in manchen Fällen das Komische, sei es in der gegebenen Gesammtlage (schlimme Nonnen, Weltuntergang), theils in einzelnen Gestalten (eben diese und noch viele andere): mein nach so langer Verdüsterung seit 1873 in vollendet glücklichem Ehe- und Haus-Leben wieder erwachter Humor, der — nicht umsonst hatte mein Großvater Monsieur Le Gay geheißen — in der Mischung meines Wesens einen nicht unerheblichen Theil ausmacht, was mit dem Tragisch-Heroischen (II. S. 37) so wenig in Widerspruch steht wie in Shakespeare Falstaff unvereinbar ist mit Percy und Prinz Heinrich in denselben Aufzügen, machte sich geltend und verlangte neben dem Pathetischen und Tief-Ernsten auch

gelegentlich zu Wort zu kommen: die Freunde im „lustigen Loch“ (oben S. 141), die zuweilen auch durch mich erlustigt wurden, meinten, ich solle mich doch in meinen Büchern vor den Leuten nicht stets „haben“ wie König Teja oder der Welt=Untergang ahnende Odhin: ich sei eigentlich doch ganz „fidel“: ich möge diese Fidelität nicht nur den Nächsten bei'm Becher mündlich ausdrücken (sagte der liebe August Müller (oben S. 142), er selbst freilich von geistvollstem Humor durchsprüht!), auch schriftlich in die Welt gehen lassen. So entstanden denn aus eigener Neigung die beiden Lustspiele (oben S. 658 und unten S. 686) und in den „kleinen Romanen aus der Völkerwanderung“, auch wo der Hauptgegenstand ernst war, manch' heitere Gestalt, daran es ja auch im „Kampf um Rom“ nicht ganz gemangelt hat.

Den Reigen führte „Felicitas“: und wohl hat die Kleine den ersten Platz verdient: sie hat den Leuten am Meisten gefallen und von allen meinen

Dichtungen nach dem „Kampf“ die meisten Auflagen erlebt: nämlich zwölf in neun Jahren.

Die Anregung gab eine Inschrift, die ich im Corpus Inscriptionum bei Mommsen fand:

„hic habitat felicitas: nihil intret mali“!

Ich wollte die Inschrift, d. h. ihren Stein, selbst den Spruch verwirklichen lassen; dann schwebte mir die Einwanderung der Bajuvaren in jene mir so vertrauten Berglandschaften vor und der Fortbestand römischer Cultur auch unter germanischer Oberherrschaft, wie ich sie für den zweiten Band der „Urgeschichte“ eingehend hatte erforschen müssen.

Einen guten edlen Christenpriester war ich dem Christenthum doch auch schuldig, nachdem ich manchen schlimmen dargestellt, (später hab' ich übrigens noch manchen idealen Christen — Geistliche wie Laien — geschildert): die Sclavenwirthschaft, an der wie an den Großgütern die römische Welt wirthschaftlich zu Grunde ging, wildkräftige Condottiere-Gestalten, wie sie die damaligen Cohorten befehligten, ein unter allen Stürmen

durch seine Herzensreinheit furchtlos erhaltenes kindliches Weib, der Schutz solcher Reinheit vor römischer Begier durch germanisches Heldenthum, das selbst keusch und rein geartet ist: — das waren Einfälle, die mich anzogen. Das „liebenswürdigste meiner Kinder" hat man die anmuthvolle Felicitas genannt. Lebhaft erfreuten sich daran die beiden Schweizer Meister, die ich der Kleinen zu Taufpathen bestellte: Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer: sie lobten in ausführlicher Begründung die Erzählung, welche die Berliner Gefolgschaft gewerbegetreu in Fetzen riß.

Das gleiche Jahr (1882) brachte an Poesie weiter den Versuch, eine Ballade „Skaldenkunst" (Balladen und Lieder S. 44) zu einem kleinen Schauspiel gleichen Namens in nur drei Aufzügen auszuarbeiten. (Es ist Frau Dr. Anna Berger, oben S. 496, zugeeignet.)

In Thule sind der alte König und sein Sohn, beide gleich edle, aber auch gleich zornhitzige Helden, durch

böse Ränkeschmiede, die selbst nach dem Königsstabe trachten, in blutigen Kampf gehetzt worden. Vor der Entscheidungsschlacht kehrt nach Thule zurück der Skalde Swan, der sich seit Jahren verbannt hatte, um seine Liebe für die Königstochter zu verbergen: er hat sich in Byzanz und Rom zu hoher Bildung erhoben.

Von der Königstochter Bathilde (ein höchst geistvoller Kritiker in Berlin meinte, daß sei der Stockschnupfen-Name für Mathilde!) über den Stand der Dinge unterrichtet, entdeckt er im Zwiegespräch je mit Vater und Sohn, daß beide sich unter der Schale des Hasses noch lieben, daß es nur erforderlich ist, sie zusammen zu bringen, um beide von dieser Liebe zu überzeugen. Er bestellt sie beide, ohne daß Einer von dem Andern weiß, um Mitternacht an die Odhins-Esche in dem heilgen Hain, wo er jedem durch „Skaldenkunst", durch weißen Zauber, den Sieg von den Göttern zu erwirken verheißt. Wie sie Beide, ohne einander wahrzunehmen, zu beiden Seiten des

mächtigen Stammes stehen, ruft er dem Vater zu der Sohn, dem Sohne der Vater sei seinen Wunden erlegen. In tiefstem Schmerz, mit lautem Weheschrei, stürzen beide hervor, finden sich lebend und fallen sich hocherfreut in die Arme. Die Neidinge flüchten vor den Versöhnten und Swan nimmt nach langer, (vielleicht ein wenig allzu edelsinniger!) Weigerung die Hand der liebenden Königstochter an, aber erst nachdem ihm der Königsstab des verwaisten Reiches Seeland übertragen wird, das er kurz vorher unter seinem altersschwachen König von Seeräubern befreit hat.

Das Stück gefiel in Königsberg, Dank dem trefflichen Spiele Barnay's, der die ihm wenig zusagende, weil hoch pathetische Rolle des Skalden gütevoll übernahm: es gefiel auch stark, als ich es vor zwei Jahren hier vorlas: aber es gefiel durchaus nicht in Berlin, obwohl die Schauspieler, zumal Berndal, mir versicherten, sie hätten seit lange nicht so gern und leicht Verse gelernt und gesprochen wie diese. Es fiel vielmehr glänzend durch.

Der Grund des Mißerfolges war wohl, daß das kleine Ding allzuwenig Handlung birgt, streng genommen nur im letzten Auftritt: alles vorhergehende ist seelenmalerisch Gespräch. Allerdings hatte ich mir mit der Schöngestaltung der Sprache höchste Mühe gegeben und Kundige sagen, jene Verse seien neben denen in „Rolandin" meine form-vollendetsten. Allein ich hatte, im stärksten Gegensatz zu dem ekelhaften und häßlichen Naturalismus, der damals die Bühnen zu beherrschen anfing, die ultra-idealistische Weise des Goethe'schen Tasso zur Richtschnur genommen, dem in dem Stück auch die Verherrlichung der Aufgabe der Dichtung nachgebildet ist: das gefiel ausnehmend Herrn von Hülsen und den Künstlern: aber auf die Leute, die zu Berlin die Erst-Aufführung eines Stückes zu besuchen und über deren Erfolg zu entscheiden pflegen, wirkte diese Mahnung wie ein Peitschen-Schlag in's Gesicht und sie rächten sich durch völlige Ablehnung. Welche Bosheiten, welche Dummheiten und welch' schadenfreudige Frohlockungen über meine Niederlage wurden

mir damals von Ungenannten, aus Zeitungen geschnitten, zugesandt!

Unentmuthigt versuchte ich es im folgenden Jahre (1883) mit einer ganz verschiednen Aufgabe und einer ganz verschiedenen Darstellungsweise: ich schrieb ein Lustspiel in Prosa, das, nach einem ersten Aufzug in einem alten Schloß bei Cleve, größtentheils in Paris spielt am Hofe des gerade sechszehnjährigen Ludwig XV. im Jahre 1726.

Es heißt der „Kourier nach Paris“ und ist Ernst Wichert zugeeignet.

In dem ersten Aufzug wird das altpreußische Wesen in einer adeligen Officiersfamilie geschildert — sogar die mir höchst feindlichen „Gränzboten“ erkannten an, das sei — wie die Darstellung der Welt der Pariser Hofränke — treffend gelungen: — die folgenden vier bringen unter einer allerdings gewagten Voraussetzung: (daß nämlich zwei als Soldaten verkleidete Mädchen [die im ersten Aufzug als „famos“ fechtend, schießend, reitend, fluchend eingeführt

sind] zwei Tage lang nicht erkannt werden,) eine Reihe von munteren Verlegenheiten; dabei gab ich mir Mühe, die Franzosen — zumal den Helden des Stückes — den Chevalier Bayard de Briançon, aber auch die geistvolle schöne Wittwe mit dem Backfisch-Töchterlein so liebenswürdig hinzustellen als möglich: und sogar ein so eifriger Franzose wie Freund Du Plessis (oben S. 197) war diesmal mit meiner Behandlung seiner Landsleute voll zufrieden, während er von meinem französischen Gesandten in der Statskunst (oben S. 660) drollig-drohend meinte: „ah, vous l'avez bien arrangé, celui la!“

In Königsberg gefiel („wie gewöhnlich“: d. h. die Leute dort waren mir gar sehr gewogen!) das Stück lebhaft: es ward getragen durch das ausgezeichnete Spiel meiner Stieftante (s. oben S. 235) und deren Zofe, Fräulein Miller, die in ihren Husaren-Uniformen prächtig aussahen. Trotz diesem unzweifelhaften Erfolg ward das Stück von keiner andern Bühne gegeben: an einem Hoftheater scheiterte es, unerachtet der

Bemühung des Regisseurs, an der Weigerung der Landesmutter, Mädchen in Männerkleidern vor ihr Antlitz treten zu lassen. Armer Shakespeare! Deine köstliche Viola ist nicht hof-fähig! Es hemmen die Holde die Hosen! Wie wohlthätig ist doch häufig der Einfluß der Höfe auf die Dichtungen Deutschlands! Und wie schön ist es in Deutschland eingerichtet, daß die „National“-Theater vor Allem Hof-Theater sind (oben S. 641)! Freilich zahlt die „Nation“, d. h. das Volk, oft mehr dafür als der „Hof“.

Im gleichen Jahre erschien der zweite kleine Roman aus der Völkerwanderung „Bissula“. Schon im Jahre 1867 hatte ich Freund Scheffel bei seinem Besuch in Würzburg und unserer Wanderung zu den Ziegeln der XIX. Legion in Osterburken (III. S. 245) den Plan mitgetheilt, wie der edle, stark alternde Dichter Ausonius von später Liebe zu dem gefangnen Schwabenmädchen ergriffen wird, das er in mehreren Gedichten gefeiert hat, wie aber die kindjunge Alamannin, bei aller dankbaren Verehrung für den

väterlichen Freund sich doch gern retten läßt aus jener Werbung von dem gleich jugendlichen Volksgenossen, dem sie zuvor in trotziger Herbe, ihr eignes geheimes Gefühl fürchtend, widerstrebt hatte. Vielleicht wäre der Stoff, trotz wiederholter Mahnung Scheffels, der ihn für mich sehr geeignet und die mitgetheilte Planung viel verheißend fand, unbehandelt geblieben, hätte ich nicht 1874 in meinem lieben Friedrichshafen und Umgegend alle Oertlichkeiten wie für diese Erzählung besonders eingerichtet gefunden: die von der Schweiz her drohenden Römerhafen, der See, das Nordufer mit schilfigem Sumpf, mit Busch und Wald; auf Berg (oben S. 352) die natürliche Stätte für das Römerlager, im fernen Norden die ragenden Höhen, von denen die Alamannen in nächtlichem Ueberfall herabstürmen; dazu trat das Erwünschte, daß die Geschichte gerade von jenen Tagen des Ausonius unglückliche Feldzüge der Römer gegen die linzgauischen Alamannen auf dem Nordufer des Bodensees berichtet und ihre Niederlage bei Adrianopel

(anno 378), die sie zwingt, die Rachegedanken hier aufzugeben und alle Truppen schleunigst vom Bodensee an die untere Donau zu entsenden. Die Geschichte gefiel „allen braven Schwäbinnen," denen sie gewidmet ist und außerdem noch vielen andern braven Leuten; die Berliner Herren aber erklärten, die plötzlich am Bodensee erscheinende Bärin sei aus Cooper entlehnt[1]), und ein Anderer, die Germanen seien nicht so wenig cultivirt gewesen wie ich sie schildere. Der Mann wollte das besser wissen als ich, der ich darüber schon Jahre lang geforscht hatte, als er noch in der Schule „Tatzen" erhielt oder doch, wie es scheint, wegen Ueberhebung hätte erhalten sollen; ganz wie mich ein berühmter Literatur-Kritiker (diesmal nicht Scherer!), der niemals eine westgotische Quelle in der Hand gehabt, belehrte, daß ein westgotisches Königs- und Stats-Bewußtsein, wie ich es in König Roderich schildere, unmöglich sei, ganz wie ein königlich

---

[1]) Da es aber damals am Bodensee Bären gab, können auch Bärinnen nicht ganz gefehlt haben!

preußischer . . . nun sagen wir: Hoch-Pädagog, der eine volksthümliche germanische Mythologie geschrieben hat, mich darüber aufklärte, daß Skepticismus und Götterleugnung, wie ich sie in „Sind Götter?" im X. Jahrhundert in Nordgermanien schildere, „ganz unmögliche, willkürlichste Erfindung" seien. Als ich aber, ein Schüler Konrads von Maurer, dem Herrn ein volles Dutzend Quellenstellen zusandte (jetzt Bausteine I., S. 133 f.), die solches schlagend beweisen, verspürte der Forscher nicht die Neigung, zu bekennen, daß er sich geirrt habe. Er gab einfach keine Antwort: und fuhr fort, Nordgermanisches zu schreiben, von dem er gar keine Ahnung hat!

Man verlangt ja gewiß von solchen Herrschaften nicht, daß sie gotische und nordische Quellen kennen: aber wer gezeigt hat, daß er sie kennt, kann fordern, daß Unwissende ihm sein Wissen glauben. Meine Erfahrungen mit dem dummdreisten Dreinreden von Unberufenen und Unwissenden haben mich leider zur

herzgründlichen Verachtung des allermeisten gezwungen, was sich „literarische Kritik" nennt. Welche Menschen sitzen da über unsereinen zu Gericht!

Im Jahre 1884 fuhren die „Kreuzfahrer" in die Lande.

In bitteren, bitteren Würzburger Tagen und ihren schlimmen, schlaflosen Nächten (1868—1872) hatte ich mich — wie mit unzähligen anderen möglichen und unmöglichen Einfällen fiebernder Gedankenflucht! — mit dem Stoff der Sage des Grafen von Gleichen beschäftigt: genauer gesagt, der Stoff hatte mich beschäftigt — wie der Albdruck den Schlummernden.

Das unserem Gefühl Widerstreitende der höchst gemüthlichen Lösung der Frage durch den heiligen Vater, wonach der Graf beide Weiber neben einander behält, war selbstverständlich ausgeschlossen: der Ausgang mußte tragisch sein. Vieles reizte mich an dem Stoff: die nur im Hintergrunde auftauchende, mir von jeher theuere Gestalt des genialsten Staufers: Friedrich II.; dann mein Liebling, Herr Walther

von der Vogelweide: (den ich, wie übrigens die gesammte mittelhochdeutsche Dichtung 1867—1872, sehr eifrig durchforscht hatte unter starker Einwirkung auf Gedichte II.) ich konnte ihn in erfreuender Weise in die Handlung eingreifen lassen. Dazu trat in meinen Gedanken ein Kleeblatt von drei Frauen: die schöne und edle Tochter des Kaisers, Gioconda von Paluzzo, mit ihrer unerwiderten Liebe zu dem wackern Friedmuth von Fragsburg, dem ebenso so überaus unglücklichen wie wackeren Gemahl Frau Wulfheids, die ihr eheliches Recht ihm gegenüber mit solcher Kraft der Eifersucht wahrt, daß sie ihn lieber unter den furchtbarsten Qualen sterbend, denn als den Gatten einer Andern wüßte; endlich das Saracenenkind, das, ganz Hingebung und Selbstlosigkeit, den Deutschen mit äußerster eigner Gefahr vor grausamstem Tode gerettet und später zum Gatten genommen hat, da Beide an Frau Wulfheids Tod nicht zweifeln konnten. Ich glaube und hoffe, der herben Frau Wulfheid, die ihres Gatten Burg

mit männlichem Muthe vertheidigt, so gerecht geworden zu sein wie der poesievollen Saracenin, die sich tödtet, den Geliebten aus Schuld und unentwirrbarer Verstrickung zu lösen. Friedmuth geht als Deutsch-Herren-Ritter nach Ostpreußen und findet dort den Heldentod, seine Wittwe und Gioconda, in Einem Kloster vereint, errichten ihm den Grabstein. Unter diese hoch ernsten Gestalten hab' ich nun aber ein heiteres junges Liebespar geschoben, den Knappen Hezilo und sein Trinele, in welcher Gestalt ich unsere liebe schöne Freundin, das Trinele von Goyen (III. S. 461), das mir schon zur Gotho im „Kampf um Rom" als Vorbild gedient hatte, nochmal dichterisch verwerthete: ihr, die einstweilen Schloßfrau auf Rametz geworden (III. S. 462), ist die Erzählung gewidmet. Dazu hab ich dann einen drolligen, ein wenig spitzbübischen, aber doch ganz überwiegend gutherzigen und schließlich wacker zum Guten mithelfenden Weinwirth aus Schwabenland gestellt, den Böppele von Böblingen, der mit seinen Schwänken

sich (und folgeweise auch ein wenig mir) gar viele Lacher und Freunde gewonnen hat. Und eine ganz besondere Freude war es mir, wie in Bissula Friedrichshafen und im Weltuntergang (s. unten) Würzburg, so in den Kreuzfahrern zum Ort der Handlung eine mir so Augen- und Herz-vertraute Gegend wählen zu können wie das geliebte Meranerthal (III. S. 455), das ich wohl zehnmal besucht habe. Die Fragsburg meines armen Friedmuth kenne ich fast so genau wie meinen Schreibtisch: so konnte ich sie leicht anschaulich bestürmen, vertheidigen, entsetzen: ebenso habe ich bei des Helden blutigem Ende in Ostpreußen meine Eindrücke von der Landschaft und meine Forschungen über die Ordensgeschichte eifrig beflissen verwerthet: ja um das nur einem kurzen Capitel zum Ort der Handlung dienende Kloster Sonnenburg (am Eingang des Enneberger Thals, südwestlich von Brünneck) nach Augenschein schildern zu können, bin ich sogar 1883 mit Theresen dorthin gepilgert: denn ich mag die

Geschichten nicht, die überall und deßhalb nirgend spielen können: ich schildere gern, was ich gesehen und in allen Sinnen in mich aufgenommen habe. Ein wunderbarer Sonnenuntergang belohnte die Wanderung dorthin. Ich freue mich schon jetzt darauf, den mir so altvertrauten Chiem-Gau — Seebruck, die Kampenwand (II. S. 217 f.) — als Schauplatz einer Erzählung zu verwerthen, falls ich noch Zeit finde, die lang geplante zu schreiben. Aber es wird wohl nicht mehr dazu reichen.

Im Jahre 1884 erschien der dritte Band der „kleinen Romane": „Gelimer". Es war schwer, nach dem großartigen Untergang der Ostgoten in langjährigem Heldenkampf das rasche, unrühmliche Ende zu schildern, das kurz vorher dieselben Feinde: Justinian, Theodora, Belisar, begleitet von Prokop, dem Vandalenreich in Afrika bereitet hatten. Ich würde wegen dieser störenden Aehnlichkeiten den Gegenstand nicht gewählt haben, hätte mich nicht das Räthselhafte, Widerspruchvolle in der Gestalt des

letzten Vandalenkönigs gereizt, der von seinem Zeitgenossen und Augenzeugen Prokop zugleich als ein tapferer Held und als ein im Augenblick der Entscheidung zusammenbrechender, später in geradezu „romantisch-sentimentaler“ Weichheit aufgelöster Lyriker dargestellt wird. Indem ich nur die sittliche Verderbniß der Nordlandsöhne — durch Bacchos und Aphrodite (oder richtiger Astarte!) — unter der heißen Sonne Afrika's in der lüderlichsten Provinz des damaligen Römerreichs — und das will etwas sagen! — eingehender schilderte und durch den Sarkasmus Prokops das Pathos der Tragik abwechselnd unterbrach, legte ich das schwerste Gewicht auf Erklärung der scheinbaren Widersprüche in Gelimer, dem durch eine geschichtlich bedeutsame Richtung christlicher Anschauungen jener Zeit das Mark, das Heldenthum zermürbt wird: absichtlich vermied ich, durch Schilderung der (ohnehin nur zwei) Gefechte an den „Kampf um Rom“ zu erinnern. Gewidmet ist die Dichtung unserer Freundin, Eugenie Heiden, die schon 1869 in Würzburg mit

eigenartiger lyrischer Begabung auftauchte und mit einem Bändchen Gedichte wohlverdienten Beifall geärndtet hat. Auch an Gelimer „**hangs a tale**", d. h. eine für den geistigen und sittlichen Werth unserer meisten Literatur-Kritiker bezeichnende Geschichte. Einer dieser Herrn hatte den „Kampf um Rom" eingehend — und zwar recht günstig — beurtheilt: später scheine [1]) ich ihn durch Nicht-Erfüllung von Wünschen erbittert zu haben. Diesmal waren es nicht Geldwünsche: aber das kommt auch vor, daß unsere Richter uns anpumpen und dann nicht nur bei Ablehnung verstimmt werden, sondern sogar nach Gewährung — wegen der unangenehmen Erinnerung an eine Verpflichtung [2]): seit ich das an einem Vielgenannten erfahren, geb' ich solchen Herren nichts mehr: da spar' ich wenigstens mein Geld!

---

[1]) Denn ich kann es nicht beweisen.

[2]) Der Naturalist.

Ein Dichter hat mich manchmal angepumpt:
Er wollte mich — damals! — redlich bezahlen:
Denn, hat er auch manchmal ein wenig gelumpt, —

Es ist aber leider nicht wahr. Ich gebe immer noch, weil ich nicht „Nein“ sagen kann. Eine Dame, der ich das klagte, meinte: „dann ist es nur gut, daß Sie kein Frauenzimmer geworden sind.“

Derselbe Mann[1]), der den „Kampf“ gelobt, zerriß den Gelimer mit folgender Schlußbemerkung: „Am Ende des Romans stellt Belisar in Aussicht, er werde nun nach Vernichtung der Vandalen die Ostgoten in Italien bekämpfen. Der Herr Professor wird uns doch um Gotteswillen nicht auch noch den Untergang der Ostgoten erzählen wollen?“ Derselbe, der den „Kampf um Rom“ gelobt, thut als kenne er ihn nicht, um jene seinsollende Bosheit anzubringen!

Friedrich der Große klagte, als ihm gefangne

Er diente noch — damals! — den Idealen.
Jetzt ist er Naturalist geworden:
Und seit er getreten in diesen Orden
Schimpft er auf mich wie ordensgebührlich
Und bezahlen? Das wäre zu unnatürlich!
(Gedichte IV. S. 223.)

[1]) So ward mir wenigstens versichert.

Kosaken vorgeführt wurden, daß er sich „mit solchem Gesindel herumschlagen müsse." Ich bin besser daran: brauche mich um die Preßkosaken nicht zu kümmern und hab' es nie gethan: nur hier stelle ich einmal ein par Beläge für das Wort Bismarck's zusammen, daß „Journalist" einen Menschen bedeutet, der seinen Beruf verfehlt hat: zuweilen, will ich mildernd beifügen.

Wie viele junge Leute habe ich schon davor gewarnt, Schauspieler[1]) oder Journalist zu werden! Die mir gefolgt sind, danken mir's heute: die Meisten, die mir nicht gefolgt, sind geistig, sittlich, wirthschaftlich zu Grunde gegangen.

In diesen Jahren hatte ich mich — wie gesagt: oft bis zum Erliegen — mit der „Urgeschichte" und der „Deutschen Geschichte" gemüht, häufig mehr als zwölf

[1]) Denn auch die deutsche Bühne ist seit dreißig Jahren ganz gewaltig gesunken: künstlerisch und sittlich. Und vollends die Mädchen! Wie viele von ihnen sollte der Vater lieber auf den Scheiterhaufen als auf jene Bretter führen, welche die Welt des „fin de siècle," der „Moderne" nicht blos bedeuten, sondern allzuoft sind.

Stunden arbeitend, — von sieben bis neun, mit zwei Stunden Unterbrechung —: zumal merovingische und karolingische Quellen. Ich hätte das Eintönige und oft recht Trockene nicht ausgehalten, wären nicht an dem Rande der Quellen dem Dichter manch' anziehende Blüthen aufgeknospt, wie ja diese Einheit meiner Quellen für Wissenschaft und Dichtung das Glück meiner Entwickelung und die alleinige Erklärung dieser meiner Doppelthätigkeit ist. Da hatte mich denn in dem von Wort zu Wort — wie oft! — durchforschten Gregor von Tours ähnlich wie im Prokop die Gestalt des Gelimer die der Fredigundis angezogen: ich legte mir die Frage vor — wie bei jenem — wie ist dies Geschöpf, in der Größe seiner wilden Leidenschaften und Frevel, seelenforscherisch zu erklären?

Für die Wissenschaft versagen die Quellen: aber wie mag die dichterische Phantasie das Räthsel lösen? Ich machte mich daran. Und ich glaube, es ist dichterisch gelungen.

Das schöne rothharige Kind, unwissend ein Bastard der Merovingen, schon in der Knospe verderbt, wird von ihrem Halbbruder Childerich (beide ahnen ihre Verschwisterung nicht) entführt und zum Weibe gemacht: bald verstoßen um einer Königstochter willen ermordet sie diese, sich in Macht und Glanz zu behaupten, sie, die alle Demüthigungen der Armuth, der Unfreiheit durchgekostet hatte. Nun Königin verwerthet sie — ohne Sinnlichkeit! — ihre berückende Schönheit, sich alle Männer für ihre Zwecke dienstbar zu machen, zumal im Kampf gegen ihre Nebenbuhlerin Brunichildis, die Königstochter der Westgoten[1], die den einzigen Mann zur Ehe hat, dessen Fredigundis je begehrt hat und den sie als den Besieger Childerichs ermorden lassen muß. Auch nachdem die Walandine erfahren, daß Childerich ihr Bruder, will sie die Ehe,

[1]) Dabei habe ich der landläufigen höchst ungerechten Gleichstellung der hochgesinnten Brunchildis mit der durchaus selbstischen Fredigundis als Dichter widersprochen: eine wissenschaftliche Rettung der Tochter König Athanagilds hat meine Urgeschichte III. gebracht.

nicht aus Liebe, um der Macht willen, fortführen: erst Childerichs Ermordung macht dem ein Ende.

Die Hauptschwierigkeit des Stoffes lag darin, daß die bis an die Knöchel in Mordblut watende Teufelin ganz ruhig und noch dazu in einem Augenblick des Sieges auf ihrem Bette gestorben ist: daran konnte nichts geändert, sie mußte also innerlich vernichtet dargestellt werden: und das ist, glaub' ich, gelungen. Endlich mußte der Blick in so arge Gräuel — und wie viele ihrer Morde und andrer Schandthaten habe ich übergangen! — dadurch ästhetisch und sittlich aufgehellt werden, daß diese Zeit als eine Nacht dargestellt ward, die bereits von dem aufgehenden Morgen in sieghaftem Dämmerlicht überwunden wird: die blutigen romanisirten Merovingen sinken, und empor steigen die Arnulfingen, die Vorfahren der Karolingen, das noch jugendfrische, heldenstarke, durchaus germanische Geschlecht, dargestellt in zwei Vätern, Arnulf und Pippin und deren beiden Knaben, Arnulf und Karl. Die Wackerheit und das

Gemüthvolle der Männer und das Drollig-Heitere der Kinder soll am Schluß die wohlthätige Lösung der grausamen Spannungen bilden.

Ich halte Fredigundis (sie ist — leider mit Verstümmelungen! — in's Französische übersetzt) künstlerisch und seelenmalerisch für eine meiner allerbesten Leistungen.

Die Leute finden das nicht: sie stoßen sich an dem Stoff, weil sie, wie Rückert schon 1855 klagte, „Alles so stofflich nehmen"; ich glaube, ohne den Tropfen französischen Blutes in meinen Adern hätte ich weder diese schöne Teufelin[1]) noch den Chevalier de Briançon so, wie geschehen, schreiben können. Zugeeignet habe ich sie meinem lieben alten Freund Wilhelm Hertz in München (III. S. 291).

Und dem viel beklagten, früh verlornen Karl

[1]) „On chante encore
on craint encore
de l'Alsace au Périgord
la belle, la blonde
la terrible Frédégonde."

Stieler, dem Humor-Freudigen, habe ich eine kleine Freude machen wollen (in Wahrheit aber eine große gemacht!) indem ich ihm — dem so kurz erst gewonnenen! — widmete das Lustigste, was ich wohl geschrieben habe: „die schlimmen Nonnen von Poitiers" (der kleinen Romane V. Band).

Nachdem ich mein zierliches, rothlockiges Scheusal durch so viele Morde hindurchgeführt, empfand ich doch das Bedürfniß, mir die blutbesprengten Hände ein wenig rein zu waschen, d. h. ästhetisch ausgedrückt: das Dämonische abzulösen durch heitre, harmlose Mädchenthorheit und fröhliche Auflehnung gegen dumme und nicht immer harmlose Philisterei. Gregor von Tours erzählt [1]), wie um das Jahr 589 aus dem Kloster der heiligen Radigundis zu Poitiers mehrere Rudel von Nonnen, meist Töchter der vornehmsten Häuser des Frankenreiches, ausgebrochen sind, sich empörend gegen die Dummheit und Parteilichkeit der Aebtissin, unter Führung von zwei Königstöchtern,

[1]) Siehe Urgeschichte III. S. 487—497.

ihr Recht gegen die Alte zu suchen bei dem alten König Guntchramn, der, gutmüthig und fromm, doch das Pulver vor Berthold Schwarz zu erfinden nicht in der Lage war und bei dem jungen — für schöne Bäslein allzu gefährlich jungen! — König Childibert II. Es machte mir wirklich — zur Erholung von Urgeschichte III. und von Fredigundens Freveln — in einem arg heißen Königsberger Sommer unbändiges Vergnügen, 43 junge hübsche Mädchen, so reizvoll ungezogen — eben „schlimm“ (nur das englische „naughty“ giebt es wieder, keine romanische Sprache —) sich aufführen zu lassen wie nur irgend mit dem Anstand höherer Töchter — denn das sind sie, alle 43! — vereinbar! Ich mußte selber lachen, wie ich die 43 Mädchen wie ebenso viele Grundeln am frühen Morgen in das Schlafzimmer des gutmüthigen hilflosen Gregor von Tours plätschern ließ; und noch bei mancher anderen Schilderung: so des Bischofs Felix von Nantes, aus dem sie mich selbst heraus wittern wollten, des Bischofs

Truchtigisel mit dem Speere, der zuletzt den Knoten glücklich löst, indem er sie alle 43 unter die Haube bringt. Aber auch die immer schläfrige Ulsia machte mir selber Spaß und die Schilderung meiner Frau als „Hukberta," die so ähnlich ausfiel, daß alle ihre Freunde sie sofort jubelnd erkannten.

Wenig ahnte die Gute, weßhalb ich denn soviel lache bei'm Schreiben dieser ihr erst nach Abschluß mitgetheilten Dichtung: sie hatte wiederholt gefragt, ob denn die „Urgeschichte" jetzt auf einmal so lustig werde? Nun kam aber noch der Spaß hinzu, daß, da außer Theresen noch einige andere Frauen und Mädchen zu Königsberg, an Namen und Darstellung leicht erkenntlich, „hinein geheimnißt" waren [1]), die guten Königsbergerinnen alles Ernstes wähnten, jeder der hier genannten 43 Namen gelte einer aus

[1]) Z. B.: „Lilia, die da die Tochter ist des Vogtes zu Bern" (Frau Lily Chun, Tochter Karl Vogt's, oben S. 133, 141), Frau Regine Kißner (oben S. 137), Frau Dr. Simon (oben S. 33), Fräulein Dohrn (oben S. 132), die Schwestern Feinberg (oben S. 231, 519), Fräulein Alscher (oben S. 206), der Backfisch Caspary (oben S. 133): schlimme Nonnen S. 57 f.

ihrer Mitte und sich nun die Köpfe zerbrachen, wer wohl hinter jedem Namen stecke? Ich sah ein Exemplar aus einer Mieth-Bücherei, in dem zu jedem Namen — glossenähnlich — Vermuthungen geschrieben waren, die dann von späteren Leserinnen „berichtigt" wurden! Manche schrieben an mich und baten „postlagernd" um Auskunft, Andre beschwerten sich mündlich über ihre Uebergehung: „so ne natte Mariell, wie die X. und Y. seien sie doch auch!" Den Gipfel des Komischen aber bildete eine junge Dame, die sich ernsthaft gekränkt fühlte, weil ich sie in der etwas verliebten Genovefa [1]) dargestellt habe. Und ich hatte gar nie an sie gedacht! —

So machte denn das kleine lustige Ding mir und Anderen viel Vergnügen: ich mag das „schlimme" lieber als manches meiner ernsthaften Kinder. Der Stoff wäre sehr geeignet zum Text einer komischen Oper.

Einen ganz andern Ton schlug ich an als jenen

[1]) S. 55, S. 202. Zur Belohnung ihres — Temperaments gewinnt sie viel früher einen Mann als alle Zurückhaltenden.

heiteren in der Erzählung (1887): „Bis zum Tode getreu“: einen tief ernsten, gemüthergreifenden: ich halte sie nach „Sind Götter?“, „Odhins Trost“ und „Felicitas“ für mein bestes Prosa-Epos [1]): und die Deutschen scheinen derselben Meinung zu sein, nach der Zahl der Auflagen (in sieben Jahren zehn). Der äußere Grund, der zu dem Gegenstand führte, war meine fast leidenschaftliche wissenschaftliche Beschäftigung mit der Gestalt Karls des Großen: — denn mittlerweile war ich in Urgeschichte III. von Fredigundis bis zu den Karolingen vorgeschritten und es ist hübsch zu verfolgen, wie bei dem Fortschreiten auf dem Wege der Forschung auch die für die Dichtung am Wegesrand aufsprießende Flora sich allmälig wandelt.

Mit Haß gegen den in theokratisch-augustinischen Wahnvorstellungen befangenen scheußlichen Sachsenschlächter und Heidenvertilger war ich an den blutigen „Karl von der Aller“ herangetreten und mein Zorn gegen jenes Zwangschristenthum und dessen gräuliche

[1]) Es ist Carmen Sylva zugeeignet (oben S. 544).

Ausgeburten ist mir wahrlich nicht abhanden gekommen bis heute.

Allein allmälig — in der fünf Jahre heischenden Vertiefung in die Zeit — fand ich, daß in diesem Karl noch ein zweiter und ein dritter steckte: ein Statsmann und Feldherr [1]) aller ersten Ranges und ferner ein großartiger, bei aller theokratischen Grausamkeit, durch Tiefe des Gemüths, durch väterliche Liebe zu seinem Volk hervorragender Mensch — ebenfalls allerersten Ranges: etwa Bismarck vergleichbar, der Bruderkrieg und Verfassungsbruch herbeigeführt und trotzdem das weichste, tiefste, deutsche Gemüth bewährt und bewahrt hat. Ich fing damit an, Karl nur zu hassen und ich endete damit, ihn fast mehr zu lieben als zu hassen. Es reizte mich, dies Nebeneinander von erbarmungsloser Kraft und gemüthvoller Weichheit erklärend darzustellen: ich meine, es ist mir gelungen.

---

[1]) S. meinen Aufsatz in der Münchener Allgemeinen Zeitung: „Karl der Große als Feldherr" (1887?).

Dazu trat nun aber das rein Menschliche.

In der blonden Frau Muthgard wollte ich das Urbild der herben, bis zur Härte strengen, aber gerade darin königlich-hehren, niederdeutschen Frau darstellen, der, sehr verschieden von andern Weibern, auch die großartigste Leidenschaft eines hochbedeutenden Mannes so wenig Eindruck macht wie ein Funke, der auf eine Gletscherwand fällt, auf deren Eis.

Und in dem Unseligen, der an diesem Gletscher erfriert und verlischt, in dem armen Bischof Richwalt von Arezzo, wollte ich einen Mann schildern, der, frevelhaft werbend und deßhalb den Leser empörend, schließlich doch unser Mitleid sich erkämpft, durch die Art, wie er sein Schicksal trägt und tragisch abschließt, im fernen Spanien siegreich fallend bei dem Untergang derselben Sonne, die das glückliche Ehepar, auf der Höhe des Lebens stehend, bestrahlt. Manch Auge hat geweint, so wurde mir geschrieben, um Herrn Richwalt von Arezzo!

Dazu konnte ich nun zwei Kinder — hab' ich

sie doch so lieb! — hineinverflechten, ein Roth-kehlchen wie unser Sissile (oben S. 123), einen prächtigen Hund, einen prächtigen Knecht, alle „bis zum Tode getreu“: d. h. ich konnte so viel von Gemüth und tiefinnerlichstem Empfinden in dies Buch hineinbringen wie die andern Stoffe leider nicht verstatteten: und das ist sein großer Vorzug vor andern: das Buch ist nicht mit der Einbildungs-kunst nur, es ist mit dem Gemüth, mit dem Herzen geschaffen.

Freund Vogl (oben S. 221), der Balladen von mir ebenso schön componirt wie singt, wollte einmal eine Oper daraus machen: ich redete jedoch ernstlich ab: es ist doch zu episch.

Es folgten nun noch in Königsberg zwei ganz kleine Erzählungen aus der nordgermanischen Menschen- und Götter-Welt: zunächst 1887 „Was ist die Liebe?“ Aus mancherlei Anregungen ist die schmale Geschichte erwachsen, die doch Allerlei in sich schließt. Ich wollte mir selbst einmal seelenforscherisch die Frage beantworten,

die mich in Leben und Dichtung so vielfach beschäftigt hatte von meinem 14. Jahre an (I. S. 258, II. S. 397, III. S. 380, IV. S. 201). Dazu traten Eindrücke von Land, Strand, See und Mondaufgang zu Scheveningen. Die schlichte Fabel, die nur jene Selbsterforschung des Königs und Dichters Harald verhüllt, war leicht erfunden: mit Unrecht — so glaub' ich — bestreitet man, daß es Jungfrauen und Frauen wie jene „Halla" (und die Alfvhit in „Odhins Rache") gebe.

Zu Nutz und Frommen der Mädchen, die noch die Liebe nicht kennen, setz' ich meine Begriffsbestimmung her, wodurch ich, glaub' ich, den geheimen Wünschen von sehr, sehr Vielen entgegen komme:

„Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen.
Dann: göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder: seeleverzehrendes Sehnen
Und stummes stolzes Sterben!
Aber immer ewig ist die Liebe."

So, liebe Kinder. Nun wißt ihr's. Ich besorge nur, es trifft auch bei euch ein, was eine jungverheirathete Frau ihrem Backfischschwesterlein sagte, das gierig nach dem Buche mit dem vielverheißenden Titel gegriffen hatte: „Nein, erst les' ich's!" sprach die Frau, „ob es für dich paßt." Nach einem Tage reichte sie es der Kleinen: „Da! Lies es! Wenn du's nicht schon weißt, — daraus lernst du es auch nicht."

Das folgende Jahr (1888) brachte „Frigga's Ja," das letzte meiner Bücher, das in Königsberg abgeschlossen ward. Hatte ich in Halla eine Natur schildern wollen, die aus starkem Pflichtgefühl die aufkeimende Neigung erstickt und lieber stirbt, als daß sie dem doch ungeliebten Bräutigam die Treue bricht, wollte ich in Frigga das Gegenbild zeichnen[1]), ein Weib, das zuletzt von allüberwältigender Leidenschaft, von „Voll-Liebe" fortgerissen, dem werbenden Odhin das Ja bewilligt, obwohl sie weiß —

[1]) Aber nicht die christliche Auffassung der Ehe verherrlichen, wie ein wohlwollender Beurtheiler gemeint hat!

ebenso wie der gewaltige Werber —, daß ihre Umarmung den Untergang des Weltalls — also auch ihrer selbst — zur nothwendigen Folge haben muß.

Stärker, glaub' ich, kann man nicht ausdrücken das Tragische und durch den Untergang für die Schuld Gesühnte einer großartigen wahren Liebesleidenschaft wie Romeo's und Julia's von Shakespeare (und von Konrad Ferdinand Meyer): hier meine ich den Herrn „Naturalisten" gezeigt zu haben, daß auch ich in der Poesie nicht die Biedermeierei und Schulmeisterei eines abstracten Pflichtbegriffs allein gelten lasse, sondern die — durch den Untergang zu sühnende[1]) — Berechtigung großartiger Leidenschaft dichterisch voll anerkenne. Aber die Liebesfrevler müssen nicht Lump und Dirne sein, die recht gut „auch anders könnten", sondern große Menschen, die müssen

[1]) „Wenn uns nun des Schicksals Wagen
Donnernd in den Abgrund rollt, —
Niemals werden wir's beklagen:
Denn wir habens selbst gewollt."
Gedichte III. S. 125.

wie sie thun, d. h. Romeo und Julia oder Odhin und Frigga: denn meine Götter sind ja — wie alle Götter aller Völker und Zeiten — nur ins Große gemalte Menschen.

Daß die Dichtung ein Triumphgesang der noch im Untergang frohlockenden Liebe ist, haben vielleicht stumm gebliebne Leser, haben aber nicht die laut gewordnen Beurtheiler begriffen!

XXXV.

Kurz vor der Uebersiedelung nach Breslau erfolgte der Tod des alten Kaisers Wilhelm.

Es ist schon gesagt (oben S. 5), daß ich das traurige Gegenstück zu dem siegfrohlockenden Macte Imperator (oben S. 4), das „Vale senex Imperator“ (jetzt Gedichte V. S. 69, vgl. die andern an Wilhelm I. ebenda S. 53—67, 78) unter strömenden Thränen niederschrieb. Es ergriff mich tief, als ich erfuhr, bei der Leichenfeier habe das Brandenburger Thor (vermuthlich auf Anordnung des Kaisers Friedrich, dem ich das Gedicht gesendet hatte) als Aufschrift getragen, — den Titel und die ersten Worte meines Gedichts:

„Vale, senex Imperator!“

Es ist sehr schön von Vincenz Lachner in Musik gesetzt.

An Kaiser Friedrich richtete ich noch in Königsberg das Gedicht „Heil dir, mein Kaiser Friedrich“ [1]); einige

[1]) Da es durch Versehen in den vaterländischen Gedichten (Gedichte V.) ausgelassen ward, setze ich es hieher.

An Kaiser Friederich.

Heil Dir, mein Kaiser Friederich!
Wie klingt der Klang so ritterlich,
Wie Hohenstaufen Harfe!
Nun blitzt es doch vom Throne hell,
Süddeutschlands freud'ger Kampfgesell:
Von Wörth das Schwert, das scharfe!

Gedenkst Du noch, wie dazumal
Von Weißenburg zum Sedanthal
Wir zugejauchzt Dir haben?
Die Thüringe, die Hessen gut,
Die Baiern mit dem Löwenmuth,
Die schwertesfrohen Schwaben?

Das war Dein Lenz! Es herbstet nun:
Doch auf dem Sitze darfst Du ruhn
Der Dir gebührt: dem Throne!
Denn hat, vom Vater groß geführt,
Ein Scepter je dem Sohn gebührt,
Gebührt es diesem Sohne!

Wie schwer Du littst, — wir ahnten's bang!
Doch, als der Ruf des Schicksals klang:
„Es gilt des Reiches Frommen!“ —
Da wußten wir: durch Eis und Schnee
Zum Trotz dem Tod und allem Weh
Wird Kaiser Friedrich kommen!

Jahre früher schrieb ich bei seinem Besuch in Königsberg ein par humoristische Verse (Gedicht IV. S. 212), für die er mir auf das Freundlichste dankte. Da ich wußte, daß er gerade gegenüber unserer Wohnung im Hinter-tragheim in der Phönix-Loge einem Abendfest bei-wohnen werde (15. Juni 1885), kauften wir eine ganz neue Fahne in den deutschen Reichsfarben: bei dem Durchgang durch die Familienräume des Kaufmanns holte ich mir Ansteckung mit Masern; ich konnte also der Vorstellung der Professoren, — er war ja unser

---

Und sieh: er kam! Er nahm sein Reich!
Das Herz wird uns so stolz, so weich! —
All' Leben muß verderben:
Ob früh, ob spät uns fällt der Streich:
Nur wie wir leben ist nicht gleich,
Und gleich nicht, wie wir sterben.

Drum Heil Dir, Hohenzollern-Sohn,
Auf Deinem schmerzumdornten Thron,
Du Dulder, Held und Weiser:
Was nun auch kommt, — Dein Volk und Du,
Wir tragen es in stolzer Ruh:
Du bist nun unser Kaiser!

Königsberg, 10. März 1888.

Das Gedicht bei Kaiser Friedrichs Tod s. Gedichte V. S. 78; nach San Remo hatte ich ihm das Gedicht V. S. 69 gesandt.

Rector magnificentissimus (oben S. 154), — nicht beiwohnen: da ich nun wußte, daß er mich nach seiner huldvollen Aufnahme im Jahre 1881 (oben S. 275) vermissen werde, ließ ich mich ausdrücklich entschuldigen. „Was?“ rief er in seiner jovialen Weise, „ein Professor die Masern? Eine Kinderkrankheit!“

Darauf schickte ich ihm jene heitern Verse[1]), die ihm viel Spaß machten, wie seine Antwort zeigte. Bald darauf erkrankte er selbst an den Masern und nie mehr sollte er ganz gesunden[2])!

---

[1]) .... Deutsch ist mein Herz in allen seinen Fasern:
Doch hatt' ich meine Fahn' und — meine Masern! ....
Nun will ich Selke[a]) sein Verdienst nicht rauben,
Nur Eines mußt Du, hoher Fürst, nicht glauben,
Daß jeden Tag die Königsberger Kind
So rein, wie Du sie schaust, gewaschen sind! ....
Gedichte IV. S. 212.

[a]) Oberbürgermeister von Königsberg.

[2]) An den späteren Kaiser Wilhelm II. als Kronprinzen habe ich während der 99 Tage ein Gedicht gerichtet, das ihm dankt für sein Wort, man müsse nun immerdar Bismarck als dem „Bannerträger des Reichs folgen,“ ebenda S. 77.

XXXVI.

Ich darf — und muß sogar — bei den erst in Breslau vollendeten Dichtungen die sonst in diesen Erinnerungen festgehaltene Zeitgränze — das Verlassen Königsbergs — überschreiten, da ich die Entwürfe zu den in Breslau veröffentlichten schon in der Königsberger Zeit ausgearbeitet und auszuführen begonnen, ja zum Theil schon in Würzburg in den Gedanken herumgetragen.

Im Jahre 1889 — also nach der Uebersiedelung — erschien die kleine Erzählung aus der nordischen Göttersage „Skirnir“, aus Skirnis-Mál herausgearbeitet. Die Edda erzählt, wie Gott Freyr von Liebessiechthum ergriffen wird, als er die schöne Riesenjungfrau Gerdha erblickt hat: sein Diener Skirnir zieht aus in gefährlicher Fahrt und gewinnt ihm die Geliebte.

Um den schlichten Stoff der Freundschaftssage zu vertiefen, ließ ich den blind gebornen Skirnir früher durch Freyr das Augenlicht gewinnen, dann aber selbst von Liebe zu Gerdha ergriffen werden: gleichwohl bringt er dem Freunde die Braut, im Heldenkampfe mit den Verfolgern fallend, mit den Worten: „besser um Liebe sterben als ohne Liebe leben"[1]. Ich konnte auch meinen alten Gönner Odhin (— eigentlich aber bin ich mehr der Seine! —) darin wieder günstig verwerthen. Die traurige Geschichte hat von all' den ähnlichen Kleinen („Liebe," Frigga's Ja," „Odhins Rache," „Finnin") neben der „Liebe" die freundlichste Aufnahme gefunden.

Im gleichen Jahr noch stürmte „Attila" hinaus in die Welt, zugeeignet in dankbarer Verehrung „dem Sänger der Völkerwanderung", Hermann Lingg, den ich stets von Herzen lieb gehabt und verehrt habe

[1] Also das gerade Gegenstück zu der Tristan und Isolde und zu der Rolandin-Aufgabe: denn hier findet der Brautwerber nicht Gegenliebe.

(III. S. 285); einmal — bei einem Fest am Bodensee — durfte ich ihm diese Verehrung in warmen Worten aussprechen, die denn auch zu Herzen gingen.

Der Stoff bot große Schwierigkeiten: es drohte die Gefahr, — ähnlich wie bei den Batavern (s. unten) — daß das Weltgeschichtliche, Krieg, Hof- und Statshandlungen, das Menschliche, daß das Rein-Aeußerliche das Innerliche allzustark zurückdränge.

Es mußte ja nun freilich die weltgeschichtliche Lage, es mußten Vertreter des Römerreichs, der unter dem Hunnenjoch stöhnenden Germanen wie des Mongolenthums, es mußte auch das Landschaftliche jener Donaugebiete zur Anschauung gebracht werden. Aber ich bemühte mich, die Innerlichkeit dadurch zu retten, daß ich das Hauptgewicht auf die seelenforscherische Erklärung der großartig-grauenvollen Gestalt der „Gottesgeißel" legte; der Fanatismus und Fatalismus Attila's und seine sogar bis in seine wilde Sinnlichkeit hinein die Weltbezwingung verfolgende Kraft sollten die Hauptsache werden; und in seinem Sohn Ellak,

dem ich eine Attila widerstrebende gotische Königstochter zur Mutter gab, bot sich in seinem Widerstreit eine weitere Verinnerlichung. Possart hat die Gestalt Attila's (vergl. oben S. 231) solchen Eindruck gemacht, daß er wiederholt eine Dramatisirung wünschte, diese Rolle zu schaffen; aber des Epischen ist allzuviel an dem Stoffe[1]).

Im folgenden Jahre (1889) erschien „Weltuntergang". Schon in den Würzburger Jahren hatte mich lebhaft angezogen die Aufgabe, zu schildern, wie auf verschiedne Menschen und Geschicke der felsenfeste Glaube wirken müsse, die Welt werde demnächst untergehen, wie dieser Wahn im Jahre 999/1000 allgemein in Deutschland und Italien verbreitet war, der ja z. B. zu massenhaften Schenkungen an Kirchen und Klöster veranlaßte, die arme sündige

[1]) Freund August Müller (oben S. 141) beglückwünschte mich nach dem Erscheinen des Buches in seinem prächtigen Humor, daß nun mit Fredigundis und Attila die beiden Hauptscheusäler der Völkerwanderung in die Wolfsschlucht geworfen und fortab solche Gräuel nicht mehr von mir zu befürchten seien!

Seele noch im letzten Augenblick durch fromme Werke zu retten: war doch Kaiser Otto III. fest von der gleichen Ueberzeugung durchdrungen. Es war nun nicht schwer, allerlei verwickelte Lagen von Männlein und Weiblein zu erfinden, die durch jene Vorstellung und die daraus entspringenden Handlungen gar seltsam beeinflußt wurden, als dann das fest Erwartete nicht eintrat: der Geizige wirft das doch demnächst werthlose Geld von sich, Feinde versöhnen sich, ein liebeheißes Mädchen wartet nicht mehr die — eben nicht mehr zu erwartende! — Trauung ab, ein junger Held sucht lieber den Heldentod, als daß er im großen Weltenbrand schmort, ein kluger Kellermeister glaubt an den ganzen Schwindel nicht recht und trinkt und schläft sich durch die drohenden Stunden u. s. w. Schon 1868 hatte ich den Stoff in einer Balladenreihe behandelt (Gedichte II. S. 181).

Nun führte ich ihn breiter und auf politisch-nationalem Hintergrund aus. Lebhafte Freude schuf es mir, die Handlung zu verlegen nach — Würzburg,

das ich in neun Jahren gründlich genug kennen gelernt hatte: mit wahrem Vergnügen ließ ich den tapfern Bischof Heinrich die Ungarn von seiner Stadt zurückschlagen, gerade da, wo meine erste Würzburger Wohnung lag, nah dem Sanderwasen (IV. 1. S. 8). Solch echteste Localfärbung ist dichterisch stets von guter Wirkung und es gereichte mir zu hoher Befriedigung, daß die Würzburger, wie mir zahlreiche Zuschriften auch Unbekannter zeigten, es gern herausgefühlt hatten, mit welcher Liebe und Dankbarkeit ich der außerordentlichen Reize des Himmelsstrichs, zumal des Frühlings, der landschaftlichen Umgebung und auch der alten Bischofsstadt selbst gedachte, wie ich an Pregel und Oder nicht vergessen hatte, was mir weiland der Main an Schönem geboten. *Was hat der Mensch Besseres als ein solch' Gefühl des dankbaren Erinnerns?* An mir ist Dankbarkeit kein Verdienst: denn sie beglückt mich, rührt mich tief im Gemüth und ist mir eine Quelle reinster Freuden. Nicht blos Menschen, — auch Vögelein,

Blumen, Wäldern, Bergen, Gärten, Quellen kann man dankbar sein. Und ich bin's gern: es thut mir wohl in der Seele!

Gebührendermaßen ward denn auch das Stück echt Würzburgischen Lebens zugeeignet: „den Würzburger Freunden“: Gareis, Lexer, Semper, Grasberger (IV. 1. S. 43—54), Tröltsch und den prächtigen Meister Heß hab ich „hineingeheimnißt“.

Im Herbste 1889, auf der schönen lieben Mendel, bei den Spreterschen Freunden, schrieb ich im September mit fliegender Feder, auf Grund einer recht spät an mich gelangten Aufforderung ein Festspiel zu Moltke's 90. Geburtstag, das in Königsberg und auf manchen andern Bühnen mit höchst erfreulichem Erfolg aufgeführt ward.

In Breslau aber ward die Aufführung verboten: nicht etwa von dem hiesigen — befreundeten und einsichtvollen — Polizeipräsidenten Dr. Bienko, Eidam des Generals von Barnekow (s. oben S. 177), sondern von Berlin aus.

Als sich nach dem Verbot der Director des Stadttheaters bittend nach Berlin wandte — ich für meine Person hätte die Herren zu Berlin wahrlich nicht gebeten! — ward die Aufführung zwar endlich verstattet, aber nur für den Einen Festabend: die allgemein gewünschte Wiederholung ward von Berlin aus verboten.

Warum? Weil in dem Stück Bismarck lobend erwähnt wird.

Es ist aber wohl leider nicht zu vermeiden, daß man, spricht man vom Jahre 1870, des Mannes gedenkt, der nicht ganz Unerhebliches zu den Ereignissen dieser Tage beigetragen hat.

Es heißt in dem Stücke nur:

Westfale:

„Na, un soll Bismarck ganz vergeten sin?“

Sachse:

„Herr Jeses ne! Ei! Der hat alleweile
Dafür gesorgt, daß man ihn nich vergißt.“

Altbaier:

„Es steht koa Sennhütt auf em höchsten Berg, —

Es Bild vom Bismarck hängt dort an der Wand.
Und wia mer'n sackrisch g'schimpft ham, lob'n mer'n
[jetzt."

Das war aber schon viel zu viel damals für Berlin!

Es war um die Zeit, da das Gewölk der Ungnade am Düstersten lastete über dem all-gemiedenen Hause zu Friedrichsruh, um die Zeit, da der Reichskanzler Herr Graf von Caprivi in amtlichem Schreiben den deutschen Botschafter zu Wien vor zu freundlicher Aufnahme des Erbauers des Reichs warnte.

Man muß so was sich tief einfurchen im grollenden Herzen.

Grollend wahrlich nicht wegen der Maßregelung die mich — vor kurzem hatte mir der alte Kaiser den Hausorden von Hohenzollern gegeben! — oder meine kleine Dichtung traf: weder mein „Ruhm" noch mein „Reichthum" — ich hatte auf jede Vergütung für die Aufführung verzichtet! — ward durch das Verbot der Aufführung oder Wiederholung geschädigt;

aber es war ein weiterer Stoß gegen Bismarck: und Sünden gegen Bismarck werden nicht vergeben: denn sie sind Sünden gegen den „Geist des deutschen Volkes".

Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II. selbst wußte gewiß gar nichts von dem Stück: allein es ist lehrreich, zu sehen, welche Schritte damals die Berliner Herren als der Stimmung und Willensmeinung an höherem Ort entsprechend erachteten.

Abermals: habent sua fata libelli. In München wird „Deutsche Treue" verboten und in Preußen eine Bismarck- und Moltke-Feier beschränkt!

Ich bin für mir angethane Kränkungen wahrlich nicht „lancräche" (sondern, wie oben S. 579 erwähnt, zum Vergeben und Vergessen — nach meiner Nächsten Meinung — vielleicht nur zu sehr geneigt), wohl aber für meine „Götter und Halbgötter", wie Therese sie nennt: Schiller, Jakob Grimm, Scheffel und Bismarck.

Für jene Maßregelung von Berlin aus entschädigte

mich reichlich ein Brief des greisen Feldherrn aus Kreisau, der sich erfreut äußerte und dabei den „Kampf um Rom“ auf das Wärmste lobte.

Das kleine Stück spielt am Tage von Sedan in Walhall, wo Armin, Friedrich der Große — er spricht sogar mit dem Cherusker französisch! — und Blücher auf den Kanonendonner von Sedan merksam werden, dann in Donchéry, wo Soldaten aller deutschen Stämme, jeder in seiner Mundart, sich über den noch ungewissen Erfolg der Schlacht und über Moltke unterhalten und dabei ihre Eigenart darleben, bis zuletzt jener rothe Husar, der uns damals wirklich das weltgeschichtliche Ereigniß verkündete (IV. 1. S. 520), mit der Nachricht von Napoleons, Mac Mahons und des ganzen Heeres Gefangenergebung die Sache abschließt. Selbstverständlich kam hierbei Alles darauf an, daß die Mundarten gehörig zur Geltung gebracht wurden: das war, wie ich höre, zumal der Fall in Königsberg, wo der Ostpreuße den Vogel abschoß und das Stück mehrmals

wiederholt werden mußte. Eine wahre ostpreußische Geschichte aus der Schlacht habe ich eingeflochten. Als der Sieg schon so gut wie entschieden war, ritt ein ostpreußischer Officier an einen befreundeten Waffenbruder, der Sperber hieß, heran und sprach zu ihm:

„Na, Sparberchen, nattes Schlachtchen! Was'chen?"

Das schlug ein in Königsberg!

Im folgenden Jahre (1891) vollendete ich die schon lange früher im Kopf verarbeitete Erzählung „die Bataver": d. h. den Aufstand dieses Volkes unter Claudius Civilis. Der Stoff ist recht spröd und die Gefahr des Ueberwiegens der Hof- und Stats-Handlungen noch drohender denn bei „Attila" (oben S. 723). Ich will auch durchaus nicht behaupten, daß ich dieser Gefahr überall glücklich entgangen bin; ich hätte die Sache gar nicht angerührt, hätte mich nicht die tragische, hoheitvolle Gestalt der Veleda immer wieder angezogen, die ich schon sehr früh (1860) in einer Ballade behandelt hatte (Gedichte II. S. 160).

Außer dieser das Herz bewegenden Gestalt versuchte

ich die trockuen politisch-kriegerischen Thatsachen zu verinnerlichen, indem ich die Eigenart der drei auftretenden Nationen möglichst lebensvoll darzustellen trachtete: die Römer, vertreten durch Vespasian, Tacitus, Titus, Domitian und den ebenso kühnen als ausschweifenden Feldherrn Cerialis, die Kelten durch ein sehr verführerisches Weib und ein par tapfere, aber allzu hitzige und windbewegliche Edle, endlich die Germanen in ihrer bereits beginnenden, jedoch sehr verschieden abgestuften Romanisirung. Dankbar war die erfundene Gestalt eines durch einen Liebestrank halb irrsinnig gezauberten jungen Bruders des Civilis. Das Beste an dem Buch ist jedesfalls die Widmung, „Otto dem Großen“, der mir höchst huldreich darüber schrieb und zu meiner warmen Freude die Schilderung der drei Völker voll gelungen nannte.

Im Jahre 1892 lud er mich, nachdem ich ihm die Rede gedruckt gesandt, die ich zu seiner Geburtstagsfeier in Frankfurt am Main und in Mannheim gehalten, zu sich ein nach Friedrichsruh. Wie schlug

mir das Herz vor Freude! In Breslau und Berlin freilich warnten Ueberängstliche, ich solle mir doch nicht durch Aufsuchung des Gebannten Stellung und Laufbahn verderben!

Am 20. April Mittags halb ein Uhr traf ich mit Theresen ein: so ward ihr Mitkommen von dem liebenswürdigen Dr. Chrysander entdeckt, der mich an dem Bahnhof erwartete; nach dem Frühstück erfuhr der Fürst von ihrer Anwesenheit in dem kleinen, höchst behaglichen Gasthof, lud sie zur Mittagtafel und führte sie selbst zu Tisch, sich auf das Heiterste und Ritterlichste mit ihr unterhaltend. Wie freudig war sie bewegt! Aber auch für mich sind es nach denen von Sedan die größten Stunden meines Lebens.

Bismarck sprach, nein, er sprudelte, von 12½ bis 9½ Uhr Abend mit nur Einer Stunde, (von 3½ bis 4½ Uhr) Unterbrechung Politik. Und zwar mit überwältigender Offenheit — ähnlich wie einst König Ludwig (oben S. 315) — über alle Personen,

Männer und Frauen, die zu Berlin, Frankfurt, Wien, München, London, Paris, Biarritz, Versailles und St. Petersburg die wichtigsten Rollen gespielt hatten von 1864 bis zu seinem Sturz. Ich habe nicht Ein Wort aufgezeichnet, damit nicht nach meinem und Theresens Tode Dinge in die Oeffentlichkeit gerathen, die nicht dafür bestimmt sind. Was er sagen will, wird er selbst in den Erinnerungen verzeichnen, die nach seinem Tod erscheinen sollen. Doch vermuthe ich, daß darin von den Königen und Kaisern, denen er gedient und deren Gemahlinnen nicht allzuviel berichtet werden wird; nur von andern Monarchen und sehr viel von Statsmännern! Seine Persönlichkeit ist — ich muß das Wort wiederholen — es giebt kein Besseres — „überwältigend“ [1]).

[1]) Vergl. meine Festschrift zu seinem 80. Geburtstage (Breslau, 1893):

„Der letzte Grund auch der diplomatischen Erfolge wurzelt in jener überwältigenden Denkkraft, jener zwingenden Logik, die der Mann bei jedem Gespräch, ohne die geringste Denkanstrengung, ganz von selbst bewährt. Nichts hat mir in der Unterredung mit dem Gewaltigen stärkeren Eindruck gemacht

Ich schwieg fast immer und fragte nur: endlich meinte er: „Sie können aber gut fragen."

„Ja," erwiderte ich, „Durchlaucht, jetzt frage ich — die Studenten — seit bald dreißig Jahren: wäre schlimm, könnt' ich's noch nicht."

Er lachte nun: ich hörte es so gern, sein silberhelles Lachen, wie eines Knaben! „Warte," dachte ich, „das Lachen thut allen Menschen gut, — Du sollst noch ein par Mal lachen." Ich erzählte dann bei Tisch allerlei altbaierische Schnurren in altbaierischer Mundart, die Allen Spaß machten. „Sie sprechen doch auch hochdeutsch," meinte die Frau Fürstin. „Aber Freund Lenbach spricht immmer so!"

als diese zwingende Denkkraft: wie ein überlegen geschickter und starker Fechter alle denkbaren Finten und Paraden seines Gegners im Voraus mit Blitzesschnelle erräth, durchkreuzt und nöthigenfalls zuletzt mit Gewalt durchhaut, so erräth blitzschnell und widerlegt Bismarck alle denkbaren Einwände und Gegengründe seines Widersachers und dringt, alles Nebensächliche überspringend, sogleich in den Kernpunkt der Sache. Diese überlegene Gedankenwucht, etwa seiner Hünengestalt entsprechend, begleitet von einem unbeugsamen Willen, der, wie Jung Sigfrid, das Fürchten nie gelernt hat, überwältigt, übermeistert die Gedanken der Menschen mit eherner Kraft."

Als nun die Stimmung heiterer geworden, wagte ich ein par weitere Scherze.

Der Fürst sagte bei dem Niederlassen an der Tafel: „Erstes Gesetz in meinem Hause ist: jeder kann thun und lassen, was er will.“

„Das war unter Ihrem Ministerium nicht ganz so,“ meinte ich.

Hell lachte er auf. „Ja, da hatte ich nicht immer nur mit netten Leuten zu thun!“

„Aber doch haben Durchlaucht die drei großen Freiheitsrechte aller Preußen eingeführt.“

„Das ich nicht wüßte!“ staunte er. „Welche denn?“

„Soldat sein, Steuern zahlen, Maul halten!“

Wieder lachte er kräftig. Er sagte dann, die ostdeutschen Städte gefielen ihm wenig. „Dagegen, Frankfurt am Main, das hat mir gefallen.“

„Ja“, sagte ich, „das haben die Frankfurter a. 66 gemerkt.“

„Ei, ich bin in Süddeutschland mehr beliebt als bei meinen Landsleuten in Preußen.“

„Weil eben wir Wilden die besseren Menschen sind," erläuterte ich.

Ich hatte zuerst bei'm Frühstück außer dem Fürstenpar den Grafen Wilhelm, dessen Gemahlin und Kinder, Dr. Lothar Bucher und Dr. Chrysander getroffen. Nach dem Frühstück nahm mich der Fürst in sein Arbeitzimmer und begann den Anfang jener politischen Enthüllungen, indem er an die Bleistiftbemerkungen knüpfte, die er in meinen Vortrag eingetragen hatte. Das ging mehrere Stunden so fort. Mir brannte der Kopf von all' den Dingen, den zum Theil im höchsten Grad überraschenden, die ich da über Menschen und Verhältnisse zu hören bekam. Aber auch Bismarcks Antlitz röthete sich mehr und mehr im Eifer der Rede und ich bat ihn, einem früheren Wink Dr. Chrysanders folgend, sich ein wenig zu verruhen.

„Gut," sagte er, „eine Stunde. Aber um 4½ Uhr sind Sie wieder da. Sie können gut zuhören."

Um 4½ Uhr nahm mich der Fürst allein zu sich in den Wagen und wir fuhren durch den herrlichen

Wald. Da war es nun ergreifend, mit welcher Liebe der Gewaltige von seinen Bäumen sprach — er kannte sie fast alle persönlich! —, vom Landleben, von der Landwirthschaft überhaupt. Wie kam da das Sinnige, ja — so seltsam es klingt — das Kindliche aus seiner Seele zum Vorschein. Wie oft sind die Bilder in seinem Gespräch, auch in seinen politischen Reden, aus der Landwirthschaft geschöpft!

Bald staken wir wieder tief in Politik und Geschichte. Er nahm meinen Tadel des allgemeinen gleichen Stimmrechts gütig hin: „Was wollen Sie?“ erwiderte er achselzuckend, „wir waren schwach damals! Ich mußte Verstärkung nehmen wo ich sie fand. So nahm ich das von dem Frankfurter Tisch (der Reichsverfassung von 1848/49) herüber, den Liberalismus zu gewinnen.“

Auf meine Bemerkungen über viele Fehler im Culturkampf (oben S. 250) entgegnete er: „Ich wollte drei Dinge: Rücknahme der Schulaufsicht von der Kirche hinweg für den Stat, Aufhebung der katholischen

Abtheilung im Cultusministerium und Bekämpfung des Bündnisses zwischen Polenthum und Ultramontanismus. Die ersten beiden Ziele hatte ich bald erreicht, das letztere Streben in's Werk gesetzt: die einzelnen Kampfgesetze habe ich nicht alle prüfen können: ich erkrankte sehr bald und lag, diesen Sachen fern, lange zu Varzin darnieder." (Vgl. oben S. 233.)

Ueber die damalige Polenpolitik des neuen Curses sagte er manch kräftig Wörtlein!

Aber wie viele andere Dinge erfuhr ich, die der landläufigen Legende schnurstracks widersprachen! Sie bleiben ungesagt. —

Gegen 6 Uhr zurückgekehrt durfte ich nun die inzwischen entdeckte Therese einführen. Auch bei der Mittagstafel erzählte der Fürst, ununterbrochen wie ein Springquell fluthend, Ernstes und oft auch sehr Heiteres aus seinem Leben, z. B. von jenem österreichischen Diplomaten, der, schon sehr betagt, doch noch tanzen zu müssen wähnte, „so heftig, daß ihm die Frackflügel wagrecht vom Leibe standen!"

Die Frau Fürstin machte den herzgewinnendsten Eindruck in ihrer Güte, Sorgfalt und Einfachheit: das war eine in ihrem Auftreten schlichte Land-Edelfrau. Sie war nach Mittag in Hamburg gewesen und entschuldigte das — mir gegenüber! — lächelnd mit den Worten: „Ich mußte doch für Ihr Mittag-Essen einkaufen.“ Wie schwer muß ihn der Verlust getroffen haben! „Sie glauben nicht,“ sagte er einem Freunde, „was diese Frau aus mir gemacht hat.“ Und bei seinem 80. Geburtstag sprach er mit Thränen in den Augen: „Meine Frau hat mich im Stich gelassen.“

Sie machte doch damals schon den Eindruck einer recht Leidenden und zumal ihretwegen mahnte ich zu frühem Aufbruch, — um 9½ Uhr — obwohl der Fürst jetzt noch viel gemüthlicher, heiterer und gesprächiger ward, wie er, die lange Pfeife rauchend, im Lehnstuhl behaglich hingestreckt, Theresen und mir unerschöpflich erzählte. Ich bewunderte dabei auch sein unglaubliches Gedächtniß: versagte es, was höchst

selten vorkam, einmal bei einer Jahreszahl oder einem Namen, so fragte er seinen vertrauten Lothar Bucher, der fast immer schweigend ihm gegenüber saß und der nun wirklich noch mehr an Gedächtniß leistete: er antwortete sofort auf jede solche Frage.

Im Tiefsten bewegt von all den Eindrücken der Größe, der Güte, des allüberwindenden Humors, schieden wir von dem Gewaltigen. Heil ihm noch manches gesunde Jahr!

XXXVIII.

Im Jahre 1892 erschien die kleine nordgermanische Erzählung „Odhins Rache".

Ich wollte hier — im Gegensatz zu der „Voll-Liebe" einer Frigga — eine Neigung schildern, die, mehr eingebildet als wirklich, bei der ersten Mahnung der Pflicht verfliegt, während Halla in „Was ist die Liebe?" um derselben Pflicht willen lieber stirbt, als daß sie sich der Versuchung aussetzt, der als wirklich erkannten Neigung zu folgen. Außerdem aber lag mir an, meine rechtsphilosophischen Gedanken über die ideale Nothwendigkeit des Rechts einmal vor einem größeren Kreise als dem meiner Studenten und den rechtsphilosophischen Amtsgenossen auszusprechen: ich habe sie dem Gott des Rechts, Forseti, in den Mund gelegt und sogar meinen Liebling Odhin und dessen

Leidenschaft vor der Vernunftnothwendigkeit des Rechts verstummen und zurückweichen lassen; das fiel mir nicht eben leicht. Denn zu meinen (oben S. 730) aufgezählten „Göttern" gehört wahrlich auch Odhin von Asgardh.

Im Jahre 1892 trug mir die „productive Kritik" des keltischen Stoffes von Tristan und Isolde bei dem Besuch in Bayreuth (oben S. 382) jenen „Rolandin" ein, den ich (— nochmal sag ich's, weil der arme verschoppeling [sagt man in Holland] so wenig „Liebe" findet [sagt man in Königsberg] —), für eine meiner allerbesten Dichtungen halte. Aber die Leutchen wollen nun einmal von mir nur Balladen und Romane, keine Vers-Epen und keine Dramen. Und mein wiederholtes Zureden wird dem „ungestümen Rolandin" auch nicht neue Leser eintragen.

Im selben Jahre tauchte auch die dünne Geschichte von der häßlichen „Finnin" auf; sie sollte das Empor-Sehnen eines Weibes aus tiefer stehender Race zu der höheren, aus Dumpfheit und Armuth zu Geistesklarheit

und Lebensglanz schildern und das nothwendig tragische Ende, wenn die niedrigere Natur die höhere mit Gewalt fest halten will auf der Stufe ihrer eignen Niedrigkeit; die Naturschilderungen danke ich wieder (oben S. 713) den Eindrücken von Scheveningen: ein Grund mehr sie unserer lieben holländischen Freundin, Frau Twiß (oben S. 514), zuzueignen. Sehr lehrreich und genußvoll waren die vielen Wochen, in denen ich zuerst gründlich die finnische Poesie kennen lernte. Welche Schönheit und welche Trauer, welche Poesie der Schwermuth liegt in diesen Dainos!

Das Jahr 1893 sah den Abschluß eines Werkes, das ich gleich nach dem Erscheinen des „Kampfes“ (1876) in Angriff genommen hatte: des Romans „Julian der Abtrünnige“. Ja, ich kann sagen, daß mich diese Aufgabe schon als ganz jungen Studenten beschäftigt hatte, da ein Trauerspiel aus jener Zeit von Freund May (II. S. 324) in München gegeben wurde, in dem mein lieber Vater diesen Kaiser prachtvoll darstellte: später habe ich die tragische Gestalt in zwei

Balladen behandelt (Gedichte II. S. 29—32). Wer diese „Erinnerungen“ von den Ritterspielen (I. S. 93) und Harald und Theano (II. S. 200) an verfolgt hat, begreift, wie mich dieser Stoff ganz aus der Maßen anziehen mußte: Römerthum in der Zeit des Verfalls, Germanenthum in der Zeit des kräftigen Aufsteigens, Heldenschaft in der Schlacht bei Straßburg, das Phantastische eines Krieges im fernen Asien und nun, zu dem Allen tretend, das Religionsphilosophische, der Widerstreit der antik heidnischen und der christlichen Lehren mit Hereinziehung einer tragisch-heroischen, monistischen Weltanschauung, d. h. eben der meinen. Das Werk erheischte viel mehr Vorarbeit als weiland der „Kampf“: denn das Gotische in diesem und die äußere Geschichte von Theoderich bis Teja war mir altvertraut: es mußte also nur die römisch-byzantinische Culturwelt ein wenig durchforscht werden. Aber bei Julian galt es, außer dem Germanischen und der damaligen Stats- und Kriegsgeschichte Roms die ganze rechtgläubig kirchliche (Athanasius) Lehre

und zumal das höchst schwierige, mystisch-symbolische System Julians selbst und seiner Lehrer zu ergründen, was wahrlich weder leicht noch lustig war! So arbeitete ich denn siebzehn Jahre in den Quellen. Eine große Schwierigkeit bot ferner die unleugbare, oft störende Eitelkeit Julians, der, ein Held von höchster persönlicher Tapferkeit, von hervorragender Feldherrnschaft, ein begeisterter, hingebender Patriot, ein edler Charakter, ein hervorragender Geist und dabei doch wegen jener Eitelkeit zuweilen lächerlich war. Verschwiegen durfte diese Schwäche nicht werden: so suchte ich sie denn durch jene Vorzüge aufzuwiegen. Weiter war ungünstig an dem Stoff, daß er, religionsphilosophisch, politisch, geschichtlich, kriegerisch, für Vorführung von Frauengestalten fast keinen Raum ließ. Gefährlich war ferner, daß Julian, wie er im Krieg unterliegt — allerdings nur durch Verrath — so sittlich besiegt werden muß durch den edlen Vertreter des Christenthums, Athanasius, der ihm als letzte Triebfeder, als Beweggrund

für seinen Eidbruch gegenüber dem Kaiser neben dem römischen Patriotismus doch auch persönlichen Ehrgeiz nachweist: und endlich, daß auch das trübe Gespinnst seiner mystischen Symbolik hinweg geblasen wird durch — meine Weltanschauung, die ich dem in griechischer Philosophie durchgebildeten Germanen Merovech-Serapio in den Mund gelegt habe.

Diese Gestalt, geschichtlich begründet (s. Vorbemerkung zu Julian), wird hoffentlich nicht wieder als „unmöglich" bezeichnet werden wegen ihrer Götter leugnenden Skepsis: sonst muß ich jene nordischen Quellen (oben S. 691) noch mal abdrucken lassen: wohlweislich habe ich ihn diese Anschauungen bei Nordgermanen lernen lassen. Dieser Merovech, mein Liebling, ist nur allzusehr auch der vieler Leser geworden: — zum Schaden Julians. Uebrigens freut mich, daß das ernste, starke Anforderungen stellende, des Reizes des „ewig Weiblichen" und der „Leifs-Geschichten" fast völlig entrathende philosophische, politische und waffenklirrende Buch mit seinen drei

(theueren!) Bänden doch auch gleich im ersten Jahre sechs Auflagen gefunden hat.

Und zu großer Gewissensbefriedigung gereicht mir, daß ein so gründlicher Kenner jener Zeit und ihrer Literatur wie mein lieber Freund und Amtsgenosse Richard Foerster (er ist doch wohl eigentlich der wirkliche Verfasser der Werke des Libanius, des Zeitgenossen Julians!) hier (oben S. 135) seine volle Zufriedenheit mit Erfassung und Lösung der schweren Aufgabe auszusprechen nicht müde wird; er stellt das Buch über den „Kampf“: und ich auch, was die Form, den Kunstwerth anlangt: einen zweiten Stoff wie der Ostgoten Ende giebt es freilich nicht nochmal!

Aehnlich wie in dem Werke Freytags zieht sich von dem Ahn Civilis in den „Batavern“ durch jenen Merovech ein Faden der Vererbung zu dem Helden der Erzählung, an der ich zur Zeit (Mai 1895) arbeite und die 1895/96 erscheinen soll: zu Chlodovech, dem König der Franken.

Dies nun abgelaufene Jahr 1894/95 ist das erste, das seit 1876 keine Dichtung von mir reifen sah: neben den nahezu erdrückenden Berufsgeschäften — Vorlesungen, Prüfungen, Sitzungen, Decanat, Senat — nahm mich der endlich flott gewordene VII. Band der „Könige", in zwei Abtheilungen erschienen, und der Abschluß der dritten, die noch dies Jahr erscheint, bis zur Erschöpfung in Anspruch.

Außerdem brachten die sieben Breslauer Jahre den IV. Band der „Urgeschichte" und den II. der „Deutschen Geschichte" neben den fünf Bänden dieser nun zur Neige gehenden Erinnerungen.

XXXIX.

Denn nun sind wir mit der Königsberger Zeit und den noch in Königsberg gesponnenen Anfängen späterer Ausführungen zu Ende und haben nur noch zu berichten, in welcher Weise die so tiefgründige Einwurzelung in der lieben alten Pregelstadt ausgekesselt wurde: denn die Breslauer Zeit, die ja noch nicht abgeschlossen, noch nicht „geschichtlich" geworden ist, bleibt selbstverständlich außerhalb der Darstellung.

Ich hätte nichts dagegen gehabt, in Königsberg abzusterben.

Frei von jedem — äußerlichen — Ehrgeiz, nicht leidend an der unter den Professoren weitverbreiteten oft krankhaften Neigung, unablässig zu lauschen, ob sie nicht irgendwer irgendwohin „rufe", auch wohl, solche

Mirakel ein wenig herbeizuführen — corriger la fortune — durch einen dinten- und strebungs-reich gepflegten Briefwechsel mit „Vielvermögenden“, war ich mit dem Errungenen vollauf zufrieden und unverschämt wahrlich hätte ich sein müssen, hätte ich nicht dankbar die „Liebe“ (oben S. 744) anerkannt, die mir weit über all mein Verdienst und Würdigkeit hinaus die sonst so zurückhaltenden und „kritischen“ Ostpreußen nun schon seit 1874 und 1876 bewährten.

Da war es ein sogenannter Zufall, was meine Entwurzelung herbeiführte. Ein sogenannter: denn selbstverständlich theile ich nicht die Geschichts-Philosophie im „Glas Wasser“ des witzigen Scribe, — ihn schimpfen Berliner Kritiker, die nicht die Spur eines Schattens eines Scheins seiner dramatischen Begabung eignen. — Äußerliche, sogenannte zufällige Anstöße können doch nur in Bewegung setzen, was innerlich zur Bewegung vorbereitet und vollbegründet ist: so wenig jener Zufall der Nachschrift an Goldschmidt (oben S. 10) allein mich vom Main an den Pregel

getragen hat, so wenig der nun zu berichtende „Zufall" allein vom Pregel an die Oder: vorbereitende „causae sufficientes" mußten wirken, mußten den Stein überhängen machen, sollte ihn ein äußerer Anstoß in's Rollen bringen können.

Am 4. Januar des Jahres 1885 ward in der „Deutschen Gesellschaft" zu Königsberg der hundertste Geburtstag Jakob Grimms festlich begangen.

Kurz vorher sagte der berufene Festredner, der Sprach-Germanist Schade, wegen Unwohlseins ab: auf Wunsch des Vorstandes der Gesellschaft, Freund Zorn (oben S. 129), sprang ich in die Lücke: war doch und ist der theure Meister seit nunmehr vierzig Jahren (II. S. 193) einer meiner „Götter" (oben S. 730): der Herrliche, der mit höchster Gelehrsamkeit höchste Begeisterung für sein Volk und tiefste dichterische Auffassung vereinte: er trug die Wünschelruthe Odhins in der Hand und, wo ein Stück aus dem Hort des alten Germanenthums in der Erde vergraben lag noch so tief, — es zuckte ihm die

Hand und er hob den ihm willig entgegenblühenden Schatz!

Die Rede war, wenn sonst nichts, begeistert: ich schloß mit den Versen, die nun „Gedichte IV.“ S. 536 gedruckt stehn.

Ich erhielt einen völlig unerwarteten Zuhörer in dem soeben erst eingetroffenen Cultus-Minister von Goßler.

Nach dem Vortrag sagte er mir überraschend freundliche Worte: — er hatte mich kaum je gesehen, geschweige gehört: — fragte zuletzt, wie lang ich nun hier sei und meinte, als er von dreizehn Jahren hörte, ob ich nicht etwa einen größeren Wirkungskreis und einen mehr südwestlichen vorziehen würde?

Das kam verblüffend: ich bejahte, obwohl ich dankbar anerkannte, daß es mir gar wohl ergehe an der Albertina.

Der Minister hatte offenbar Wohlgefallen an Inhalt und Form der Rede gefunden und meinte es von Stund an sehr gut mit mir. Und als ich drei

Jahre darauf 1888 in der Breslauer Facultät für die durch die Ernennung Behrends (oben S. 49) zum Reichsgerichtsrath erledigte Professur — zwar durchaus nicht etwa an erster Stelle vorgeschlagen, aber doch auch genannt ward, — bot mir der Minister gütevoll nicht nur diese an, er fragte auch, ob ich nicht etwa die gleichzeitig frei werdenden Stellen in Bonn oder Marburg vorziehe?

Der Entschluß, von Königsberg, von so vielen echten Freunden nach so langjährigem Zusammenleben, von so fleißigen Hörern, von der so lieb gewordenen Hochschule zu scheiden, ward mir wahrlich nicht leicht, sondern recht schwer. Schließlich entschied die Sehnsucht nach dem Frühling, den ich und Therese 16 Jahre hindurch schmerzlich entbehrt, und der Wunsch, aus dem äußersten, z. B. schon von Berlin 12 Stunden Eisenbahnfahrt abgelegenen, Nordosten (oben S. 31), des Reiches dem heimischen Süden wieder näher zu rücken.

Und nun die Wahl unter den drei Hochschulen!

Marburg schied aus: so lieblich die Lage dem Durchfahrenden erschienen war, konnte doch der — schon im Vergleich mit Königsberg — ungleich engere Wirkungskreis, nicht anziehen.

Blieben Bonn und Breslau.

Die Schönheit des Rheinlandes, die fröhliche Poesie des rheinischen Lebens war mir längst vertraut (oben S. 537—540): sie zogen mächtig an! Auch Therese würde den ihrer geliebten Heimath so viel näheren Wohnsitz vorgezogen haben. Aber ich scheute die nervenerschlaffende Hitze des Sommers unter der wir beide in dem ähnlichen Würzburger Klima gelitten hatten. Und noch mehr scheute ich die — wie ich damals schon vernahm und später vielfach bestätigt hörte — ... ja, wie soll ich mich nun schonend genug ausdrücken, um mir nicht ein par Dutzend „Contrahagen" mit den stolzen Bonner Herren zuzuziehen? Nun, sagen wir: ich scheute die weltkundige Begeisterung der Bonner Rechtsstudenten für die Schönheit der Natur, welche Natur im Frühling und Sommer

häufiger als die Hörsäle zu füllen und zu schmücken sie lieben sollen!

Gleichwohl schwankte ich: denn auch mich lockte die Lorelei (Gedichte II. S 195; vergl. Erinner. III. S. 221) und Alles, was zu ihr gehört. Von Breslau hatte ich nur flüchtig an zwei Vortragsabenden (oben S. 530) Kenntnis genommen. Ich war noch nicht entschieden, als ich zu dem Minister berufen war. Da überraschte mich Herr Dr. von Goßler zunächst durch die erstaunsam gründliche Vertrautheit mit allen Verhältnissen [1]) der drei Hochschulen und Städte, die er in langen Auseinandersetzungen entwickelte. Als ich ihm mein Schwanken zwischen Bonn und Breslau aufdeckte, sprach er — nach einigem Besinnen: — „Gehen Sie lieber nach Breslau! Dort stehen Sie auf Vorposten gegen allerlei unerfreuliche, Deutschland nicht günstige

---

[1]) Ich darf ihn loben: denn er ist — leider! — schon lange nicht mehr mein Minister.

Einwirkungen: — wie Sie ja 16 Jahre die Wacht am Pregel halten halfen."

Das entschied: ich ging nach Breslau[1].

Und ich hab es in diesen mehr als sieben Jahren wahrlich nicht bereut!

Den ersehnten Frühling haben wir fast jedes Jahr über Erwarten lieblich hier einziehen sehen: im Garten des schönen Hauses des Herrn Stadtraths von Korn — Schweidnitzer Stadtgraben 20 — singen Amsel, Goldamsel, Schwarzplattl vor unserem Schlafzimmerfenster: ich darf wieder Amseln füttern wie im Aelterngarten! Die höchst angenehme Wohnung — all' die sieben Jahre hausen wir darin und werden sie freiwillig gewiß nicht räumen! — gewährt den Blick auf die wohlgepflegten Anlagen des Stadtgrabens.

---

[1]) Ich schweige davon, wie uns die Freunde in Königsberg den Abschied verschönt und erschwert haben! Es war herzergreifend, herzerschütternd. Da steht vor mir auf dem Camin ein mächtig Stück thulitischen Bernsteins als Abschiedsgabe und in der „guten Stube" liegt der „43 Damenteppich": — seltsam, daß es zufällig die Zahl der „schlimmen Nonnen" ist. Aber unsere Freundinnen waren nur theilweise „schlimm" und Nonnen waren sie schon gar nicht!

Dazu kommt, daß man von Breslau Berlin, Dresden, Wien und Süddeutschland doch viel rascher und müheloser als von Thule aus erreichen mag.

Der Wirkungskreis d. h. die Zahl der Hörer ist doppelt so groß als an der Albertina (— allerdings auch die Last der Berufsgeschäfte — zumal der Prüfungen! — doppelt so schwer) und, läßt der Fleiß der schlesischen Studenten im Besuch der Vorlesungen wie beklagt[1]) (II. S. 92) allerdings recht sehr viel zu wünschen übrig, so ist doch anzuerkennen, daß ihre lebhafter bewegliche, rascher fassende Eigenart dem Lehrer seine Aufgabe leichter macht als der „schwerere Boden" in Ostpreußen. Auch hat sich, — was man ja nie vorher wissen kann — ihre Empfänglichkeit für meine Eigenart alsbald gezeigt: die Besorgnisse, die ich auch hieher mitbrachte, wie weiland nach Königsberg (oben S. 54, Gedichte IV. S. 332), waren schon im ersten Halbjahr verschwunden.

---

[1]) Heute, am 22. Mai 1895, waren von 38 Eingeschriebenen nur 12 in der Vorlesung über Deutsche Rechtsgeschichte!

Die Umgebung ist freilich — nun, schweigen wir von ihrem Häßlichen (— Rüben sind ja nothwendig, aber nur Rüben sind eintönig! —) und freuen wir uns des schon früher gepriesenen schönen Parkes von Scheitnig und des zoologischen Gartens. Denn die allerdings sehr bedeutenden Reize des Riesen- und des Glatzer-Gebirges kommen für einen den ganzen Sommer über an seinen Lehrstuhl und Schreibtisch Gefesselten ebenso wenig in Betracht wie die Ostsee für den gleichen Mann in Königsberg oder der Spessart für ihn zu Würzburg: in den acht Sommern haben wir nur zwei Fahrten in diese beiden Berglandschaften gemacht.

Was aber die Amtsgenossen, die anderen Bekannten, die Gesellschaft anlangt, ... ja so! Ich habe mir ja über das uns noch umgebende Gegenwärtige Stillschweigen auferlegt!

Es thut mir herzlich leid.

Denn ich hätte beinahe (nicht ganz!) ausnahmslos

zu loben. Jedesfalles ist der Geselligkeit auch hier nicht zu wenig, — eher zu viel.

Vor drei Jahren zu Weihnachten lag ich an einer auf Influenza folgenden doppelseitigen Lungen- und Rippenfell-Entzündung am Sterben: nur die unvergleichliche Pflege meiner Therese und der mitten durch Eis und Schnee aus dem fernen Mannheim herbeigeeilten treuen Frau Rath von Doß haben mich — unter der meisterhaften Leitung unseres Arztes Dr. Alexander (oben S. 132) — am Leben erhalten.

Ich hatte völlig abgeschlossen und erwartete — ganz ruhig, ohne die mindeste Erregung oder Furcht vor dem ewigen Schlafe — das Ende: ich hatte schon die Ringe abgestreift und mit stummem Abschied in Theresens Hand gelegt. Ganz wider Erwarten blieb ich am Leben. Damals trat nun doch zu Tage, daß — nicht nur in Breslau — vielen Menschen mein bereits in den Zeitungen gemeldeter Tod nicht ganz gleichgültig gewesen wäre. Es that dem Genesenden wohl, die Briefe zu lesen, die, während

mein Verscheiden erwartet oder gar schon geglaubt wurde, an Therese gerichtet worden waren: — auch von Unbekannten.

Es war wie das Todtengericht, das mein Julian noch lebend über sich ergehen läßt.

Vielleicht begreift auch ein kühl gearteter Leser, daß es für einen einundsechzigjährigen Mann ein seltsam gemischt Gefühl ist, in diesen Worten die „Erinnerungen" seines Lebens abzuschließen: — wie wenn er schon nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Fünf Jahre lang hab ich nun an diesen Blättern geschrieben: es war mir eine liebe Abend-Gewöhnung geworden: ich werde dieses rückblickende Gedenken vermissen.

Das Ergebniß ist: in Umkehrung des Bibelspruches: „Und wenn es Müh' und Arbeit gewesen, so ist es doch köstlich gewesen, fuhr es auch schnell dahin als flögen wir davon." (Psalm 90, Vers 10.)

Ich erkenne mit gerührtem Dank an, daß meine Sterne mich aus mancher Thorheit meines Ungestüms, — wohl meines (wie meines lieben seligen Rolandin) Hauptfehlers! — ohne mein Verdienst glücklich gerettet haben. Ich begreife sehr wohl, daß es Leute von anderer Weltanschauung drängen kann und beglücken muß, solches Gefühl in frommem Dankgebet einem liebend leitenden Vater im Himmel auszusprechen. Und wenn ich auch nicht, wie mein großer Lehrer und Freund Rückert von sich, von mir rühmen darf:

„ich bin mit dem zufrieden,
was ich gelebt und sang“

so stelle ich doch freudig fest, daß mich wahrlich meines Lebens nicht reut: Sedan, das hergestellte Reich und die errungene Therese genügen sicherlich, mich als einen weit über Verdienst hinaus beglückten Mann zu erweisen. „Das ist je gewißlich wahr.“

Zum Schluß nur noch Ein Wort: vermuthlich bin ich nicht frei von Eitelkeit, (obzwar ich recht, recht

viel eitlere Dichter, Gelehrte und andre Männer kenne!) und vermuthlich ist, wenn ein Mensch fünf Bände hindurch fast nur von sich selbst erzählt, solche Eitelkeit oder doch deren Anschein in allerlei Selbstlob hervorgetreten. Das mag ja sein und ich bitte dafür um Entschuldigung. Aber ich glaube, solchen Eindruck muß doch aufheben meine aufrichtige Selbsteinschätzung, die ich (aus II. S. 169, geschrieben 9. II. 1891) hier wiederhole: ich war und bin nur ein Gelehrter und Lehrer zweiten und ein Dichter dritten Ranges.

Und nun ist der „Rest Schweigen"! —

Dieser Band ward begonnen zu Gastein am 6. August 1893, abgeschlossen zu Breslau am 28. Mai 1895, dem 50. Geburtstag meiner lieben Frau Therese, und ihr als Weihegabe dargebracht.

Zeittafel.

Geboren 9. Februar 1834 in Hamburg.
München Ende März 1834.
Lateinschule 1842.
Gymnasium 1845.
Universität München 1849—1851.
Universität Berlin 1852/53.
Universität München 1853/54.
Abgangsprüfung October 1854.
Promotion 19. Juli 1855.
Statsconcurs December 1856.
Habilitation 8. October 1857.
Außerordentliche Professur in Würzburg, Verfügung vom 11. August 1863 (vom 1. October 1863 ab).
Ordentliche Professur in Würzburg, Verfügung vom 10. October 1865.
Beschießung Würzburgs 29. Juli 1866.
Correspond. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München 24. Juli 1869.
In Frankreich 8. August bis Mitte September 1870.
Berufung nach Königsberg 19. Juni 1872.
Feldzugsmedaille 6. August 1872.
Baierischer Militairverdienstorden (für Nichtcombattanten) 21. August 1872.
Eintreffen in Königsberg 2. September 1872.
Rother Adler IV. 21. April 1876.
Rector Ostern 1877 bis Ostern 1878.
Ehrenmitglied des Königsberger akademischen Gesangvereins 29. November 1879.
Ehrenmitglied des Königsberger Sängervereins 28. März 1885.
Geheimer Justizrath 10. Juni 1885.
Ehrenmitglied des Königsberger Thierschutzvereins 11. December 1885.

Hausorden von Hohenzollern 30. August 1887.
Berufung nach Breslau 16. December 1887.
Eintreffen in Breslau 24. März 1888.
Meistersänger der Münchener Bürgersängerzunft 15. Dec. 1890.
Ehrendoctor der juristischen Facultät der Universität Edinburgh 17. April 1891.
Ehrenmitglied des pegnesischen Blumen-Ordens zu Nürnberg 22. Januar 1892.
Ehrenmitglied des evangelischen Gesellenvereins der Bernhardinergemeinde zu Breslau 11. April 1892.
Besuch mit Therese in Friedrichsruh bei Bismarck 20. April 1892.
Ehrenmitglied der großen Carnevalgesellschaft zu Köln am Rhein 15. Januar 1894.
Correspondirendes Mitglied der Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg 19. November 1894.

Die Aufzählung meiner Schriften in einem Anhang ward ersetzt durch Würdigung im Text von S. 559—750; nachzutragen sind dann noch die mit Kirchenrath von Hase zusammen besorgte zweite Ausgabe des „Liederbuches für das deutsche Volk" (1883) und mehrere Ausgaben des „Reichscommersbuches" (9. Auflage 1895).

Druckfehler-Berichtigungen.

Seite 158 Zeile 6 von oben statt Bonn: Rom.
Seite 273 Zeile 7 von unten ist selbstverständlich zu streichen.
Seite 353 Zeile 1 von oben statt Marzell: Mannzell.
Seite 372 Zeile 9 von unten statt angesetzt: ausgesetzt.
Seite 467 Anmerkung statt 183: 1883.
Seite 524 Zeile 5 von oben statt Haberlein: Haberlein.
Seite 526 Zeile 8 von oben statt Anhang: Anfang.